This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PT
2503
S87R6
1878

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

FROM THE LIBRARY OF
COUNT EGON CAESAR CORTI

Der Kolenhof.

Erzählung aus dem österreichischen Gebirge

von

Wilhelm Schleicher.

II. Auflage, vermehrt mit Fortsetzung als 2. Theil.

Preis 1 fl. oder 2 Mark.

„Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis."

1878.

Druck von Friedrich Sommer in St. Pölten.

Selbstverlag des Verfassers.

Rosenhofbirne (Schleicher) = Champagner Bra[illegible]

nicht gleich
[illegible]

Der Rotenhof.

Erzählung aus dem österreichischen Gebirge

von

Wilhelm Schleicher.

II. Auflage, vermehrt mit Fortsetzung als 2. Theil.

Preis 1 fl. oder 2 Mark.

„Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis."

1878.

Druck von Friedrich Sommer in St. Pölten.

Selbstverlag des Verfassers.

Cortes

MAIN LIB.-AGRI.

PRESERVATION
COPY ADDED
MF 5191

PT2503
S87R6
1878

Vorwort zur ersten Auflage.

Der Verfasser dieses Buches beabsichtigte für den landwirthschaftlichen Kalender eine Erzählung zu schreiben, der die Umwandlung einer herabgekommenen Wirthschaft in eine musterhafte als Grundstoff dienen sollte. — Als er so in den Vorrathskammern seiner Erfahrungen nachsuchte, wuchs die Erzählung unvermerkt zu größerem Umfange heran, daher sie als selbstständiges Buch hinauswandern möge.

Es schwebte ihm vor allem der Wunsch vor, ein treues Bild des Lebens unter der ländlichen Bevölkerung in dem bewegten Zeitabschnitte der letzten zwanzig Jahre zu geben; die wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse prüfend dem Leser vorzuführen, und hiezu Thatsachen zur Grundlage zu nehmen, die der Verfasser großentheils selbst erlebt hat. — Dadurch unterscheidet sich diese Erzählung wesentlich von den sogenannten Dorfgeschichten, und wenn hiedurch der Anstoß gegeben wird, daß solche für unsere einheimischen Verhältnisse berechnete Erzählungen aus dem Gebiete der Volkswirthschaft von berufenerer Feder geschrieben werden, wie selbe das Ausland in den Schriften von Schwert, Wander, Roth, Zschokke und anderen längst besitzt, so hat der Verfasser den Zweck erreicht und empfiehlt sohin diese anspruchlose Erzählung der Nachsicht des freundlichen Lesers.

Josefinenhof, im März 1868.

Wilh. Schleicher.

M812430

Vorwort zur zweiten Auflage.

Als wir vor zehn Jahren das Büchlein unter dem Titel **der Rosenhof** hinaussandten, wurde am Schluße die Hoffnung auf ein freundliches Wiedersehen ausgesprochen. — Nun soll sich dieses verwirklichen, indem der Verfasser, nachdem die erste Auflage längst vergriffen war, sich an die Umarbeitung dieser Volksschrift machte und derselben einen zweiten Theil beifügte.

Diese **Fortsetzung** enthält die Vorkommnisse auf politischem und volkswirthschaftlichem Gebiethe in unserem lieben Vaterlande und deren Einwirkung auf die Landwirthschaft, vom Anfange 1868 bis zu Ende 1877, umspannt also abermals einen Zeitraum von zehn Jahren.

Wir hoffen, daß diese auf wirkliche Erlebnisse gegründeten in den Rahmen einer Erzählung gefaßten Bilder aus dem Landleben eben so freundlich aufgenommen und daß die darin dargelegten Erfahrungen nicht ohne Nutzen für das allgemeine Wohl bleiben werden.

Gresten, im Jänner 1878.

Der Verfasser.

Der Rosenhof.

I.

Im österreichischen Gebirge.

Es ist zu Anfang des Sommers 1858, an einen Sonntag Nachmittag. Wir haben einen Ausflug in die Vorberge der österreichischen Alpen unternommen; — unser Weg führt vom Hauptthale, das nach dem es durchströmenden Flusse den Namen führt, ablenkend in ein anmuthiges Seitenthal, welches von einem klaren Bache durchflossen und von Bergen umsäumt ist, die zum Theile bis auf ihre Höhen bebaut sind, während anderntheils der Wald vorherrscht, aus dem einzelne Felsspitzen und Wände hervorragen. Und doch hat die Gegend einen mehr freundlichen als rauhen Charakter, denn diese Höhen sind die letzten Ausläufer des Hochgebirges und außer ihnen dehnt sich das Hügel- und Flachland.

In den vorderen Partien des Thales liegen größere und kleinere Hammerwerke zerstreut, allenthalben aber, bis auf die Höhen der Berge einzelne Gehöfte, jedes derselben von den dazugehörigen Grundstücken umgeben.

Nachdem wir eine geraume Weile an dem rauschenden Bache aufwärts gewandert sind und uns an den wechselvollen Bildern erfreut haben, gelangen wir an einer Häusergruppe, aus einer hübschen Kirche, dem freundlichen Schulhause daneben und dem etwas abseits liegenden Wirthshaus bestehend, vorüber, und nun erweitert sich das Thal und theilt sich in zwei Aeste.

An dieser Stelle steht ein Wirthschaftshof, der unsere Aufmerksamkeit fesselt. Die neuen Gebäude stimmen in vielem nicht mit der in der Gegend üblichen Bauart überein. Das Wohngebäude besteht aus dem Erdgeschosse und einem Stockwerke darüber; es ist nicht groß aber zierlich; besonders hübsch nimmt sich ein Vorsprung in dessen Mitte aus; die Fenster sind groß; den Giebel des Schindeldaches ziert ein kleines Glockenthürmchen. An das Wohngebäude schließen sich beiderseits Stallungen an; diese, sowie die Scheuer, welche gegenüber dem Wohnhause die beiden Seitenflügel verbindet, sind gemauert und mit Stroh gedeckt. Die gesammten Gebäude schließen einen geräumigen Hof ein, der ein regelmäßiges Viereck bildet; die Dächer ragen weit vor.

Im Hofe befindet sich ein lebender Brunnen, aber kein Düngerhaufen. Die Düngerstätte ist in zwei Abtheilungen, je eine rückwärts der Stallungen, angebracht; bei jeder derselben befindet sich eine Jauchenpumpe. Der Mist ist nett geschichtet und sieht völlig appetitlich aus; überdieß ist jede der beiden Düngerstätten von Obstbäumen beschattet.

Nahe dem Hause an einer Berglehne bemerken wir ein kleineres Gebäude, dessen untere Räumlichkeiten als Keller und Preßhaus dienen, während darüber eine Wohnung und am Boden ein Getreidekasten sich befindet.

Der Raum vor dem Wohngebäude zwischen diesem und dem nahebei vorüberziehenden Fahrtweg ist zu einem Blumengärtchen benützt, das voller Blüthen prangt und aus dem uns süßer Duft entgegenweht. Insbesondere Rosen von verschiedener Art sind hier gepflanzt, von den kleinsten Dukatenröslein bis zur stattlichen Centifolie und der Kletterrose, welche bis fast unters Dach am Vorsprung des Wohngebäudes hinaufgezogen ist, und ober dem Hausthore mit ihren purpurnen Blumen einen Raum umrahmt, auf dem das Wort Rosenhof, 1853 und zwei Sprüche geschrieben stehen. Ein kleiner Springbrunnen belebt das Gärtchen, in dessen einer Ecke sich eine Fliederlaube befindet.

Wo ein schicklicher Platz an den Mauern des Gehöftes sich befindet, sind Spalierobstbäume angebracht.

Der Fahrtweg zieht sich dem Bache entlang, der dem Wohnhause gegenüber zu einem kleinen Teiche angestaut ist, in dem sich mehrere Enten lustig herumtummeln. Jenseits

des Baches, gegenüber dem Hausgärtchen, sehen wir eine sanft ansteigende eingezäunte Grundfläche von etwa 2 Joch Größe, deren kleinere Abtheilung einen wohlgepflegten Gemüsegarten enthält, während eine andere solche als Baumschule benützt wird; der obere größere Theil ist üppiges Wiesland, mit Zwergobstbäumen besetzt. Dieser Baumgarten ist von Wegen regelmäßig durchschnitten und wird von einem kleinen Quellbache durchrieselt.

Das Haus selbst steht inmitten einer mit großen Obstbäumen besetzten Wiese. Aller Grund von der Kirche bis hierher gehört zum Hofe. Auf der einen Seite die Thalsohle einnehmend, dehnen sich die Felder auch an der sonnseitigen Berglehne hinauf, die höher oben mit Laubholz bedeckt ist, bis zur Grenze, wo Felsen mauerartig sich erheben und den Grundbesitz von dem der Nachbarhäuser scheiden. Jenseits des Baches an der Schattenseite zieht sich eine ausgedehnte sanfte Bergwiese hin bis zum Haus, darüber hoch hinauf ist Weide und Wald, ober dem Hause, in den einen Thalast eingreifend noch eine bergige Wiese; über dem Bache aber, ob dem Baumgarten, dehnt sich eine ziemlich ebene Weide hinüber zu dem anderen Thalast, und reicht dort mit der Hochweide zusammen. Ueber der Ebenweide steigt ein schön bewaldeter Kogel empor, dessen Gipfel eine ruinähnliche Felsenzinne krönt. An allen Wegen, an allen Feldrändern sieht man theils ältere, großentheils aber junge, sorgsam gepflegte Obstbaumalleen. Das Bächlein, welches unter dem Felsen der Ebenweide hervorbraust, treibt eine kleine Mühle.

Nach dieser Umschau kehren wir zu dem Hofe zurück, um uns mit seinen Bewohnern bekannt zu machen; die überall herrschende Ordnung und Sauberkeit, die zweckmäßige Benützung des Grundes, so manches schon bei oberflächlicher Betrachtung Auffallende in der Bewirthschaftungsweise hat unsere Neugierde, diese kennen zu lernen, rege gemacht.

Aus dem Hause tritt eben ein Mann, grau gekleidet, das Haupt mit einem Strohhute bedeckt, ihm nach hüpfen zwei allerliebste Kinder, ein Knabe von etwa vier Jahren und ein kaum halb so altes Mädchen; aus dem fröhlichen Geplauder der Kleinen, die ihn nun bei den Händen nehmen und vorwärtsziehen, schließen wir, daß es ihr Vater ist, der mit ihnen einen Ausgang vor hat. Doch scheint noch Jemand

erwartet zu werden, da die kleine Gesellschaft vor dem Blumengärtchen Halt macht und sich auf eine Sitzbank niederläßt. Während die Kinder einen Schmetterling nachlaufen, wollen wir deren Vater näher betrachten. Er ist ein Mann etwa in der Mitte der Dreißig, von mittlerer Größe, schlank und doch kräftig, das Gesicht gebräunt, die Gesichtszüge ausdrucksvoll und Willenskraft verkündend, doch verrathen einige Furchen häufiges Nachdenken und daß auf seinem Lebenswege nicht Alles glatt und rosig abgelaufen, daß so manche herbe Lebenserfahrung hier ihre Spuren zurückgelassen hat; und doch blicken die braunen Augen so aufrichtig und treuherzig, daß man trotz des etwa spöttischen Mundes die Ueberzeugung gewinnt, diese Augen seien der Spiegel einer edlen Seele.

Wohlgefällig sieht er dem Treiben der Kinder zu, während er von Zeit zu Zeit einen Blick in die Hausflur wirft. Nicht lange, so kommt ein junges Weib auf ihn zu, an jeder Hand ein Mädchen, das eine etwa neun Jahre alt, das andere kaum um zwei Jahre jünger. Man möchte sie nach den liebeglänzenden Blicken, an dem engen Anschmiegen für Mutter und Kinder halten, spräche nicht dagegen, daß das Weib als Mutter zu jung wäre, denn sie steht kaum in der Mitte der Zwanzig. Eine freundlichere Erscheinung als das hübsche Weibchen finden wir nicht bald; einfach aber nett gekleidet, die lichtbraunen Haare gescheitelt und halb unter dem schwarzseidenen Kopftuche verborgen, blicken ihre blauen Augen so freundlich aus dem blühenden Gesicht, daß man ihr unwillkürlich gut sein muß, um so mehr, wenn man die herzlichen Worte hört, die sie an die ihr vorplaudernden Mädchen richtet.

Sie setzt sich zu dem Manne, der einen Arm um ihren Nacken schlingt und ihr lächelnd in die treuen Augen blickt, während die Kinder sich an beide anschmiegen und das kleine Mädchen versucht an den Knien des Vaters hinauf zu klettern.

Wir haben hier die Familie vor uns, die im Besitze des Hofes ist und deren Erlebnisse und Schicksale, mit demselben eng verwoben, den Gegenstand unserer Erzählung bilden soll. Der Mann heißt Albert Berger, das Weib ist Anna, seine Gattin, die zwei Kleinen beider Kinder Norbert und Anna, während die größeren Mädchen Rosa und Marie aus Bergers erster Ehe stammen.

Wir wollen die Familie auf ihrem Spaziergange begleiten bei dem so schönen Abend ist es ein wahres Vergnügen, in Feld und Flur herumzustreifen. Ihr Weg führt am Bache abwärts bis nahe zur Kirche, dann ob den Feldern am Waldsaume zurück bis zu einer Anhöhe gerade über dem Hause.

Das Wetter war günstig, die Vegetation ist üppig entfaltet und vielversprechend; das Korn beginnt sich zu verfärben, Weizen und Gerste haben verblüht, der Hafer seine Rispen entfaltet, der Klee ist theils gemäht und auf Hüfeln, theils schmücken noch seine rothen Blüthenköpfe das Feld, die Heuernte steht im besten Zuge; Alles ist voll Duft und Blumen.

Unsere Familie schreitet langsam vorwärts, denn es gibt viel zu betrachten und zu besprechen; bald fragen die Kinder um den Namen einer ihnen noch unbekannten Blume oder eines Käfers, der geschäftig über den Weg läuft, bald gibt es irgend eine Erklärung über den Nutzen dieses oder jenes; bald ist ein Bäumchen zu betrachten, das heuer die ersten Früchte trägt, und so geht es weiter, bis wir auf der erwähnten Anhöhe angelangt sind. Diese schmückt eine einfache Kapelle mit einem Bilde der Gottesmutter darin; zwei junge Linden beginnen ihre Kronen über dem Dache der Kapelle zu wölben.

Wir lassen uns hier nieder und erfreuen uns des freundlichen Anblickes. Nicht nur, daß der ganze zum Hofe gehörige Grundbesitz zu übersehen ist, auch ein großer Theil des Thales auf- und abwärts liegt vor uns, wie die aus dem Thale sich erhebenden Bergreihen mit ihrem anmuthigen Wechsel von Häusern, Feldern, Wies und Wald. Die eine Seite ist von der sinkenden Sonne beleuchtet, während die Berge der andern länger und länger ihre Schatten werfen. Friede ruht über dem Thale, leise dringt das Gemurmel der Bäche zu uns herauf, die Vögel stimmen ihr Abendlied an und das Geläute des Weideviehes klingt von nah und fern melodisch zusammen. Der Rauch aus den Schornsteinen kräuselt sich langsam empor; dort und da sieht man die Leute auf ihrer Hausbank sitzen oder in den Gründen herumwandeln. Je mehr die Schatten sich ausbreiten, desto feuriger glühen die Berggipfel, die Felsenzinnen; glitzern die Fenster der Häuser auf den Höhen der Sonnseite. Da beginnt die Abendglocke zu tönen und wir falten mit der Familie unwillkürlich die

Hände in stummer Andacht; der Friede ringsum hat sich den Gemüthern mitgetheilt, wir fühlen uns so glücklich, so frei aller Sorgen des Lebens. Solche Stunden, so selten auf dieser Erde, sie wecken die Ahnung eines besseren Jenseits, eines ewigen Friedens nach dem bitteren Lebenskampfe.

Nachdem alle noch die Kapelle begrüßt, geht es abwärts dem Hause zu, die Kinder springen und kollern die Berglehne hinunter, bedächtiger folgen die Aeltern, um auf der Hausbank noch ein Plauderstündchen zu halten mit Nachbarn und Vorübergehenden, die Arbeit für die kommende Woche mit den Dienstleuten zu besprechen und sich dann mit einbrechender Nacht zur Ruhe zu begeben.

Gewiß, lieber Leser, dir gefällt es hier, und mancher beneidet unsern Berger um seinen hübschen Hof und um das stille, häusliche Glück; doch er hat es verdient, so manchen harten Kampf hat es gekostet, so mancher Sturm war zu überwinden, bis ihm so wohl wurde. Und weiß man auch, was die Zukunft bringt, ob nicht während des schönsten Sommerabendes in der Ferne sich Gewitter zusammenziehen; ist doch dieses Leben ein steter Kampf, und jeder Tag hat seine Müh' und Sorge.

Willst du uns ferner begleiten, freundlicher Leser, so werden wir zuerst einen Zeitraum von zehn Jahren zurückgehen bis 1848, und dann vorwärts wandern bis zum Jahre 1876.

II.

Albert Berger

war der einzige Sohn eines Kaufmanns in einer Landstadt; Vater und Mutter waren bemüht, dem Knaben so viel als möglich lernen zu lassen, und da man damals in dieser Stadt nicht mehr als die dritte Normalclasse absolviren konnte, kam unser Albert nach Wien, in die Hauptschule zu St. Anna, dann ins polytechnische Institut, wo er die Realschule, dann noch die Handelsabtheilung mit bestem Erfolge absolvirte, nebenbei Kenntnissen in Sprachen und Musik erwarb. Doch zog es ihn vor allem unwiderstehlich zu den Naturwissenschaften hin, und seine freie Zeit benützte er zum Anhören

von Vorlesungen über selbe oder zu kleinen Ausflügen in Wiens Umgebungen, zur Anlegung naturwissenschaftlicher Sammlungen; die Ferien aber zu Reisen in Oesterreichs herrlichen Alpen, die er großentheils allein unternahm, weil er unter seinen Alters- und Studiengenossen nur wenige fand, die in ihren Neigungen mit ihm übereinstimmten.

Seine Aeltern hatten mittlerweile Haus und Geschäft verkauft und in Graz ein Landhaus mit Garten und einigen Grundstücken angekauft. Unser Albert, anfangs für den Kaufmannsstand bestimmt, hatte hierzu alle Neigung verloren und zog mit seinen Aeltern.

Noch ohne rechten Plan für die Zukunft, eine zeitlang nur den Naturwissenschaften lebend, wurde er bald ein eifriger Hörer der wissenschaftlichen Vorlesungen am dortigen Joanneum, und folgte insbesondere denen über Land- und Forstwirthschaft mit regstem Interesse. Dies entschied für sein Lebensziel. Wie früher die österreichischen, durchstreifte er nun die steirischen Alpen, und dehnte seine Reisen noch weiter aus, wobei er jedoch immer mehr den landwirthschaftlichen Verhältnissen seine Aufmerksamkeit zuwendete. Der Tod seines Vaters, dem die ebenso innig geliebte Mutter in ein paar Jahren nachfolgte, machte ihn bald selbstständig; doch hatte sich das Vermögen durch mannigfache Verhältnisse verringert und er war genöthigt, für die Zukunft an irgend eine Erwerbsquelle zu denken.

Er verkaufte das Landhaus und zog im Herbst 1847 nach Wien, um dort die Veterinärkunde zu hören, und dann eine längere Reise nach Deutschland, Belgien und andere in dem Betriebe der Landwirthschaft vorgeschrittene Länder zu machen, und nach deren Beendigung seine Kenntnisse entweder durch Ankauf einer Landwirthschaft oder in irgend einer Anstellung bei einem größeren Gute zu verwerthen.

Allein zweierlei ließ diesen Plan nur theilweise zur Ausführung kommen, die Liebe und das Jahr 1848.

Kein besonderer Freund vom Theater und andern ähnlichen Unterhaltungen, brachte Albert viele Abende bei einer sehr geachteten und liebenswürdigen, ihm etwas anverwandten Familie zu, und traf hier öfters ein ihm ebenfalls verwandtes Mädchen, das er schon als Kind kannte und welches sich nun zur blühenden Jungfrau entwickelt hatte. — Rosa,

für alles Schöne und Edle eingenommen, schwärmte für das Leben auf dem Lande. Ihr anspruchloses Wesen und ein Schatz von Kenntnissen machten sie unserm Albert besonders werth, und er sprach gerne mit ihr über die Landwirthschaft und seine Pläne für die Zukunft, auch begleitete er öfters am Klavier ihren seelenvollen Gesang. War es da zu wundern, wenn bald die Zuneigung gegenseitig wuchs und beide gelobten, einander für die Zukunft ganz anzugehören? Es wurde die Verlobung gefeiert und bestimmt, das die Verehelichung nach einem Jahre stattfinden solle, und daß eine Wirthschaft in irgend einer schönen Gebirgsgegend, doch entfernter von großen Städten angekauft werde, wo sie sich und der Landwirthschaft leben wollten.

Da kam der März des Jahres 1848 und mit ihm die Bewegung der Geister, welche einen Umschwung in allen Verhältnissen mit sich bringen sollte, und die bisherige Stille auf politischem Gebiete in andauernde Erregung verwandelte. — Auch Albert Berger schloß sich mit Begeisterung dieser anfangs so edlen und berechtigten Revolution an, er verlebte die unvergeßlichen drei Märztage in freudiger Aufregung und Thätigkeit; allein bald fand er sich unangenehm berührt, als dort und da Selbstsucht und Anmaßung sich breit zu machen anfing; als an die Stelle gewinnbringender Arbeit Müßiggang und Leichtsinn trat, und andererseits die Anzeichen sich mehrten, daß von der Rückschrittspartei alle Anstrengungen gemacht wurden, die junge Freiheit zu untergraben.

Mit den Studien war es aus; wollte in einem Hörsaale ein Professor eine Vorlesung beginnen, und es wurde draußen getrommelt, dann war im Nu der Hörsaal leer, das Exerzirfieber hatte die Anwesenden ergriffen, und war mächtiger als der Drang nach Wissen.

Unserm Albert gefiel dieser fortwährende Feiertag nicht, und die dunklen Wolken bemerkend, die am politischen Horizont aufzusteigen begannen, berieth er sich mit seiner Rosa, und was unschwer vorauszusagen, das Ergebniß der Berathung war, das Jahr fallen zu lassen, so bald als thunlich zu heiraten und sich auf einen Wirthschaftshof in irgend einem Gebirgswinkel zurückzuziehen.

Es machte die Ausführung keine Schwierigkeiten. Rosa's Vater war ein Gutsverwalter, und hatte nach dem Tode

ihrer Mutter ein neues Ehebündniß geschlossen, aus dem mehrere Kinder entsprossen; das liebe Mädchen hatte wenig freundliche Tage im Elternhause und weilte daher auch oft und gerne bei ihren, sie mit inniger Liebe und Freundschaft beglückenden Verwandten in Wien. Die Einwilligung wurde bereitwillig gegeben, und ihr das nicht ganz unbedeutende mütterliche Erbtheil ausgefolgt.

Ein Inserat in mehreren Zeitungen, daß eine Wirthschaft in einer Gebirgsgegend Oesterreichs zu kaufen gesucht würde, hatte verschiedene Anträge zur Folge, und Albert unternahm eine Rundreise zur Besichtigung der angebotenen Realitäten. — Er hatte sichs in den Kopf gesetzt, wo möglich eine vernachläßigte Wirthschaft zu kaufen, um selbe durch Fleiß und Kenntnisse emporzubringen, und auf diese Weise auch für's allgemeine Beste zu wirken; zudem reichten die Mittel nicht zum Ankauf einer größeren, im guten Stande befindlichen Realität, weil sein und seiner Braut Vermögen in Staatspapieren bestand, deren Werth bedeutend gesunken war. Nach Besichtigung mehrerer Realitäten kam er auch in die eingangs erwähnte Gegend, wo ihm

III.

Der Thalhof

zum Kaufe angeboten war. Und in der That fand Berger in diesem das Ideal einer vernachläßigten Wirthschaft.

Das Haus, ein gewöhnliches altes Bauernhaus, gerade nicht in ganz schlechtem Baustand, aber verwahrlost und voll Schmutz und Unordnung. Ein Dienstbotenzimmer und das Wohnzimmer für die Bauersleute, ein paar Kammern oben am Boden waren die sämmtlichen Wohnbestandtheile; hiezu die rauchige Küche mit so niederen Thüren, daß man, dessen ungewohnt, stets in Gefahr war, den Kopf einzustoßen; mit einem aus Lehm gestampften Fußboden, einem mächtigen alten Backofen voller Risse und Sprünge, aus denen überall schwarze Thiere hervorguckten, die man mit dem doppelt unrichtigen Namen „Schwabenkäfer" bezeichnet; alles das sah gewiß nicht einladend aus.

Stallungen und Scheuer waren geräumig und ursprünglich nicht unzweckmäßig angelegt, man sah es ihnen an, daß es früher einen größeren Viehstand und mehr zu ernten gab; jetzt war Vieles morsch und fehlten bereits die meisten Holzbestandtheile der Einrichtung. In den Ställen selbst befanden sich drei Kühe, ein Stier und ein alter Gaul, während drei oder vier Stück struppiges Jungvieh ihre Nahrung schon auf der Weide suchen mußten, obwohl es hiezu noch fast um einen Monat zu früh war. Mehrere zaundürre Schweine trieben sich hungernd auf den Feldern herum.

Die Düngerstätte bestand aus einem die Mitte des Hofraumes einnehmenden Sumpfe, in dem der wenige Mist versauerte; den größeren Theil nahmen Massen fauler Aepfel ein, die von der vorjährigen reichen Obsternte herrührend, erfroren und verfaulten, während Haufen anderer im Vorhause und auf den Böden herumlagen.

Futtervorrath gab es fast keinen, nur dumpfiges Heu, da der gegenwärtige Besitzer das bessere Heu verkaufte, oder die Benützung der Wiesen Anderen überließ. Getreide war ebenfalls keines vorhanden, dafür der Getreidekasten wieder voll verfaulter Aepfel.

Am besten sah noch das Kellerstöckl aus, welches zwei kleine Zimmer und Küche enthielt, und früher als Wohnung für die Ausnehmer benützt wurde.

Wie das Haus, so die Grundstücke.

Die schön gelegenen, theilweise ebenen Felder waren die wenigsten bebaut; Wintergetreide fast keines, Hafer nur wenige Metzen angesäet. Ein Theil der Felder lag öde und wurde das darauf wachsende Futter zum Abmähen verkauft. Die schönen Wiesen, voller Gestrüpp und alten Maulwurfs- und Ameisenhaufen; die Weiden voll Dornen und überflüssiger Stauden. Die Gehege in schlechtem Zustande, theilweise verschleppt; die Wassergräben versandet und verschlammt, daher die Gründe in deren Nähe mitunter versumpft oder mit Schutt bedeckt. Es waren viele ältere Obstbäume da, aber vermoost, voll dürrer Aeste und Wasserschossen, gebrochene Aeste herabhängend; man sah, daß während wenigstens 20 Jahren keine Bäume nachgepflanzt worden seien, und daß von der Zeit sich die allmälige Verwilderung des Gutes herschrieb.

Nur der Wald war wohl nicht gepflegt, aber geschont, es fanden sich nicht nur allein viele mächtige Stämme, sondern auch schönes, geschlossenes Jungholz. Es war dies anders, als es gewöhnlich jetzt bei verfallenen Wirthschaften der Fall ist, wo zuerst der Wald herhalten muß, und hierdurch die Wirthschaft nicht nur auf eine Zeit, sondern beinahe für immer zu Grunde gerichtet wird. Es fand diese Schonung des Waldes darin seine Erklärung, daß der Hauptgläubiger des jetzigen Besitzers demselben verbot, Holz zu schlagen, bei sonstiger Kündung des Kapitals, die unausbleiblich die exekutive Feilbietung zur Folge gehabt hätte. Mit dem früheren Besitzer aber war es schnell zu Ende gegangen, so daß nicht Zeit blieb, den Wald zu Grunde zu richten, wozu er früher zu faul war, und glücklicher Weise fehlten damals jene Spekulanten, die so viel zum Ruin der Güter beitragen, indem sie von dem geldbedürftigen Besitzer den Wald am Stocke kaufen, durch welchen Erlös dieser sich für den Augenblick aus der Verlegenheit zieht, wenn er nicht gar schon dem Spekulanten früher schuldig wurde, und somit seinen Willen zu thun gezwungen ist.

An Hausgründen befanden sich bei dem Hof, um selben arrondirt, 22 Joch Aecker, beiläufig 24 Joch Wiesen, dann 34 Joch Weide und 36 Joch Wald; außerdem noch an sogenannten Bergwiesen zwei Parzellen, zusammen etwa 16 Joch messend und jede derselben mehr als zwei Stunden vom Hofe entfernt.

Bei dem Anblicke des verzweifelten Zustandes, in dem sich die Wirthschaft befand, verlor Berger fast den Muth zu deren Ankauf, insbesondere wenn er daran dachte, was seine liebe Braut dazu sagen würde, obwohl diese im Voraus sich mit allem einverstanden erklärte, was er zu thun für gut fand.

Die Gegend gefiel ihm, der geschlossene, verhältnißmäßig bedeutende Grundbesitz, aus dem sich was machen ließ, war anlockend; überdies wurde ihm allseits versichert, daß die Wirthschaft früher eine der besten der Gegend gewesen sei, und es damals hieß, der Hof zu Thal führe einen goldnen Pflug mit silbernen Rädern; mit Fleiß, Kenntniß und den nöthigen Geldmitteln versehen, könnte es nicht fehlen. Der Preis war nicht hoch, und der Besitzer, welcher sich in arger

Geldklemme befand, zeigte sich geneigt, davon noch etwas abzulassen, so daß Berger berechnete, sein und seiner Braut Vermögen reiche hin, den Kaufschilling zu bezahlen, die nöthige Einrichtung an Vieh, Geräthen u. s. w. zu kaufen, und es bliebe ihm noch ein nicht unbedeutender Betrag zur Verbesserung des Gutes zur Verfügung; zudem sehnte er sich, bald seine landwirthschaftliche Thätigkeit zu beginnen, und auch nach der Vereinigung mit seiner geliebten Rosa, — und in Erwägung von allem dem kaufte er das Gut und wurde Thalbauer.

Nachdem noch einige Veranstaltungen getroffen, und insbesondere ein Nachbar, der als Zeuge des Kaufes anwesend war, ersucht worden und zugesagt hatte, auf das Gut zu sehen, und noch einige Ansaat zu besorgen, sowie wo möglich Dienstleute anzuwerben, reiste Berger nach Wien zurück, um vor allem seine Braut und deren Tante von der geschehenen Besitzerwerbung zu unterrichten und Alles so einzurichten, um sobald als möglich die Wirthschaft antreten zu können.

Rasch vergingen 14 Tage, in welcher Zeit das viele Nothwendige beschafft wurde, und es war der 6. Mai, als Albert mit seiner Rosa getraut wurde, wonach sie in die neue Heimat abreisten. Schwer fiel dem jungen Paare der Abschied von der guten Tante, deren liebenswürdigen Töchtern und dem Sohne August, Alberts innigstem Freunde, und Rosa konnte sich kaum trennen von der Familie, von der sie so viel Liebes und Gutes erfahren hatte: doch auch dieser Trennungsschmerz ging vorüber und nach einer glücklichen Reise langten die Neuvermählten am Thalhofe an.

Obschon Rosa darauf vorbereitet war, daß das Haus wenig Annehmlichkeiten bot, besorgte Albert doch, daß der arg verwahrloste Zustand desselben auf sie einen üblen Eindruck machen würde, aber wenn es auch so war, sie ließ sich nichts anmerken und Albert hatte ein besonderes Vergnügen, zu sehen, wie sie ihr Walten als thätige Hausfrau allsogleich begann und vor allen Ordnung in das häusliche Durcheinander zu bringen. Andererzeit würde sich Alles befriedigend nach und nach geordnet haben, allein die bewegte Zeit warf ihre Wogen auch in diese stillen Thäler, und ein ruhiges Leben, ein planmäßiges Fortschreiten in der Verbesserung der Wirthschaft wurde zur Unmöglichkeit.

Vorerst war es der Mangel an braven, verläßlichen Dienstleuten, der nicht gestattete, vorwärts zu kommen; gab es deren überhaupt wenige, so waren die besseren unter der Jahreszeit nicht zu dingen, nur solche, mit denen es irgend happerte, waren außer der gewöhnlichen Wanderzeit zu haben, und solche schlechte Waare macht gerade die meisten Ansprüche: Arbeiter im Taglohn gab es sehr wenige. Zwei vazirende Knechte von zweifelhaften Leumund, eine Magd, die erst vor kurzen das Kindbett verlassen, eine andere, die sich mit ihrer Frau zertragen hatte und fortgeschickt worden war, das war Alles, was mit Zuhilfenahme sämmtlicher Zubringerinnen errungen werden konnte. Es gab eine Masse Arbeit bei der Wirthschaft, und Einiges mußte doch gebaut, insbesondere die Küche einer gründlichen Umänderung unterzogen werden; die Arbeitskräfte reichten aber zur Bewirthschaftung des Gutes nicht aus, dazu keinerlei Vorrath, alles mußte erst angeschafft und mitunter weit hergebracht werden; die jungen Eheleute mühten sich ab, waren früh und spät thätig und doch wollte nichts recht vorwärtsgehen.

Aber es waren dieß nicht die einzigen Unannehmlichkeiten, anderes mehr störte den Frieden.

Wie es bei ungebildeten Leuten stets der Fall ist, daß sie, fällt etwas Ungewöhnliches vor, es nicht zu begreifen vermögen, und bei Beurtheilung desselben alles eher treffen als das Richtige, verstanden sie um so weniger die allgemeine Bewegung. Hier waren es insbesondere die vielen kleinen Handwerksleute, die in den Ortschaften der Gegend wohnten, und die durch die Geschäftsstockung litten, welche die Freiheit für gleichbedeutend mit Zügellosigkeit und dem Aufhören jeder gesetzlichen Ordnung hielten, und sich darnach benahmen.

Es war eine ganz neue Erscheinung, daß jemand aus Wien sich in einem so fernen Gebirgswinkel eine Bauernwirthschaft ankaufte. Die Dorfpolitiker steckten die Köpfe zusammen und klügelten heraus, daß es mit den neuen Leuten am Thalhofe nicht richtig sein müße; die einen meinten, das sei der Metternich, die andern glaubten wieder es steckten verkappte Ligourianer darunter, alle aber waren sie einig, daß dieselben viel Geld und Gut hierhergeflüchtet hätten, und daß es gut wäre, ihnen dasselbe zu nehmen.

Die Autorität der Behörden hatte fast aufgehört, die

Patrimonial-Gerichte amtirten wohl noch fort, aber ihr Einfluß war gering; nur aus alter Gewohnheit fügte man sich hie und da deren Anordnungen.

Aeußerungen, die dem Eigenthum, ja dem Leben der neuen Ansiedler am Thalhofe Gefahr drohten, kamen zu Berger's Kenntniß, er wollte wenigstens, daß seine Frau sich nicht darüber ängstige, allein die Mägde theilten ihr gleich alles mit, was sie hörten, und natürlich noch vergrößert und entstellt, so daß sie oft weinend an des Gatten Brust sank, weniger besorgt um sich, sondern um sein ihr so theures Leben. Er hatte dann Mühe, sie zu beschwichtigen und zu überzeugen, daß man ausharren müsse, sei doch alles und überall in Gährung und die Unsicherheit allgemein, überall könne das Geschick den Menschen ereilen. Dann wiederholten sie das am Altar gemachte Gelöbniß, jedes Leid mitsammen zu tragen, und auszuharren bis an's Ende.

Und das Vertrauen auf die Fürsorge des Vaters im Himmel, die Ergebung in seinen Willen stärkten sie so, daß sie mit Muth der Entwicklung der Begebenheiten entgegensahen, und Alberts Thatkraft nicht erlahmte, sondern sich verdoppelte, galt es doch nicht allein den Besitz, sondern auch sein Liebstes zu schirmen und zu vertheidigen.

Waffen besaß Berger, er hatte mehrere Gewehre mitgebracht,und übte sich nebst seinen Leuten im Schießen auf ein Ziel; hierdurch ging zwar manche Stunde verloren, aber doch war es nothwendig.

Vor allen andern begann die Ausübung der mißverstandenen Freiheit bei den beschäftigungslosen Leuten mit einer allgemeinen Verfolgung des Wildes, das, früher geschont, in bedeutender Anzahl vorhanden war. Anfangs nächtlicher Weile, dann ungescheut am Tage wurde die Vertilgung der Hirsche und Rehe betrieben, es war gefährlich durch einen Wald zu gehen und nur zu verwundern, daß nicht mehr Unglücksfälle statthatten, doch das Wild war bald zu Ende und damit auch das Wildern.

Als die allgemeine Metzelei am größten war, stand eines Sonntags Nachmittags Berger vor der Hausthüre und schoß nach der Scheibe; ein schon früher berüchtigter Wildschütze, mit einen blutigen Sack am Rücken, ging vorüber, blieb dann stehen, und ersuchte Berger, ihn auch das

Schießen mit dessen Gewehr probiren zu lassen. Es wurde bereitwillig willfahrt, der Schütze zielte und traf in's Schwarze. „Nun" schmunzelte er „möchte sehen, ob's der Herr besser kann." Berger sagte: „schon möglich," nahm ruhig das Gewehr, lud, zielte, und was ihm noch nie passirt war, schoß in's Centrum. Dies gesehen, warf der Wilderer den Sack sammt Inhalt über den Rücken und setzte seinen Weg fort mit dem stets wiederholten Ausdrucke: „Das ist ein Schütz, sapperment, das ist ein Schütz!" Und bald war Berger als ausgezeichneter Schütze ausgeschrieen, obwohl er beim nächsten Schuß wieder die Scheibe gefehlt hatte.

Das tolle Geschwätz und die kommunistischen Ansichten gingen wie gesagt von den kleinen Handwerkern und deren Arbeitern, sowie von einem Theil der sogenannten Bürger des Pfarrdorfes aus; die Bauern nahmen daran keinen Antheil. Wenn auch ein Theil die Köpfe schüttelten, und sich verwunderten, was denn die Herrischen mit dem Thalgute anfangen würden, so erschwerten sie diesen doch nicht das Dasein, erwiesen sich im Gegentheile mitunter dienstfertig.

Berger hatte bald nach seiner Ankunft den Richter besucht, der hoch oben am Sonnberg eine Bauernwirthschaft besaß und ihm seinen Paß vorgewiesen; er fand in diesem einen freundlichen, sehr dienstwilligen Mann, der versprach alles aufzubiethen, daß die neuen Besitzer des Thalhofes nicht behelliget würden. Die beiden Geschwornen waren Berger's Nachbarn, hatten ihm schon früher alle Unterstützung zugesagt und sie hielten Wort. Sonntags am Kirchenplatz, wo die Bauern die Erlebnisse der vergangenen Woche besprachen, äußerten sie sich, daß die Umstehenden es hören konnten, daß wer den Berger angreife, es mit ihnen zu thun habe; was über ihn geredet werde, Altweibergewäsch sei, und so fort. — Als denn doch der Zustand der öffentlichen Sicherheit immer bedenklicher wurde, veranlaßte der Richter unaufgefordert die Bewachung des Thalhofes, und vermaß sich jeden niederzuschießen, der es wagen würde, anzugreifen. Dieß, sowie daß Berger selbst in den wenig verdienten Ruf eines ausgezeichneten Schützen kam, wirkte, und die Bewohner des Thalhofes blieben unangetastet.

Doch bis es so wurde, brachte Albert und dessen Frau viele Stunden der Nacht schlaflos zu; hörte er irgend ein

verdächtiges Geräusch, dann machte sich Albert auf, lauschte, griff zu den Waffen und umkreiste das Haus; meistens gelang es ihm zurückzukehren, ohne daß die müde Gattin seine Abwesenheit gewahr wurde, bemerkte sie dieß aber, dann war ihre Angst aber um so größer.

Einmal, gegen Mitternacht hörten sie einen Schuß und eilig sich entfernende Schritte; Berger sah nach und überzeugte sich von der ziemlich harmlosen Ursache. Ein Knecht hatte vom Boden aus bemerkt, daß mehrere dunkle Gestalten sich dem Hause näherten, rief sie an, worauf sich diese zurückzogen und er ihnen nachschoß, wonach sie davonliefen. Später erfuhren sie, daß es Burschen gewesen seien, die sich bei den Fenstern der Mägde herumtrieben.

Um bei dringender Gefahr Hilfe herbeizurufen, wie um den Hausleuten das Zeichen zum Essen zu geben, war am Giebel des Hauses eine Glocke angebracht worden.

Die Theilnahme der Nachbarn und anderen Bauern, die mannigfachen Gefälligkeiten, welche auch Rosa deren Weibern verdankte, rührten Berger innig und er gelobte sich zu thun, was in seinen Kräften stehe, um sich ihnen hiefür dankbar zu erweisen. An Gelegenheit hierzu sollte es ihm wahrlich nicht fehlen, denn so Manches lad im Argen, insbesondere die

IV.

Gemeindeangelegenheiten.

Zur Pfarre Laufenberg gehörten drei Gemeinden, das Dorf Laufenberg mit seiner Umgebung, das näher gegen das Land zuliegende Freyenthal und das bis zu den Hochgebirgen reichende Felsbach; der Pfarrort lag im Hauptthale, die andern Gemeinden in Nebenthälern; unser Thalhof gehörte zur Gemeinde Freyenthal. Unterthänig waren die Häuser zu fünf verschiedenen Herrschaften, doch, befand sich in Laufenberg das Patrimonialgericht oder Pflegeamt.

Jede der drei Gemeinden hatte einen Richter, zwei Geschworne und mehrere Ausschüsse; doch führte der Richter von Laufenberg die Rechnung sämmtlicher Gemeinden, die der beiden anderen hatten wenig Einfluß hierauf; ihr Hauptgeschäft war, Steuern, Zehent, Robot u. s. w. ansagen und

sonst zu zahlen, was die Herren Laufenberger aufzurechnen für gut fanden, da diese vom Pflegeamt stets besonders begünstigt wurden. Alles dieses trotzdem, daß jede der andern Gemeinden weitaus größer war, und insbesondere Freyenthal die meisten Steuern zahlte. Ueberdieß waren nur die Armen von Laufenberg in einen Armenhaus untergebracht, die andern Gemeinden mußten ihre kranken und armen Angehörigen von Haus zu Haus versorgen, es bestanden die sogenannten Quartierer. Aber zu den Auslagen hatten alle Gemeinden nach dem Steuergulden beizutragen und diese Umlage betrug durchschnittlich 40 Perzent, trotzdem auch die Gemeindestraßen nichts weniger als im guten Zustande erhalten wurden.

Freyenthal wie Felsbach waren längst mit diesen Zuständen unzufrieden; allein bei den damaligen Verhältnissen ließ sich nichts Rechtes dagegen unternehmen.

Da die Bewohner von Laufenberg meist Gewerbetreibende, Hammerwerksbesitzer und Kleinschmiede waren, in Felsbach der große Grundbesitz und die Gewerke vorherrschten, Freyenthal jedoch eine vorwiegend bäuerliche Bevölkerung hatte, so waren auch die Verhältnisse verschieden. Die Vormundschaft, welche die Dörfler ausübten, ja die Bedrückungen, welche sie sich erlaubten, waren nicht geeignet, besonders freundliche Beziehungen der Gemeinden zu einander auszubilden. Doch eines hatten sie gemeinsam, mit Giebigkeiten und Lasten waren alle gleichstark bedacht.

Die Pfarre war groß, allein zehn Stunden in der Längenausdehnung, wobei freilich die ausgedehnten Waldungen und Alpen von Felsbach in Betracht zu ziehen sind. In Felsbach wie in Freyenthal bestanden eigene Filialschulen. Letztere Gemeinde hatte auch eine hübsche, nahezu für die Gemeindebewohner räumlich ausreichende Kirche. Es war diese, sowie das nette Schulhaus auf Kosten eines Hammerwerksbesitzer erbaut und zur Erhaltung von ihm ein Kapital sichergestellt worden Der edle Mann beabsichtigte noch eine Stiftung zu machen für einen Geistlichen, der hier seinen Wohnsitz haben sollte; denn von der Kirche bis zum Pfarrort war es auf der Straße zwei Stunden, über die im Winter schlecht zu begehende Höhe aber eine Stunde und es gab Häuser in Freyenthal, die noch zwei Stunden zu dieser Kirche, daher vier Stunden in den Pfarrort zu gehen hatten. Unsere Kirche

lag so recht inmitten der Gemeinde. Die Laufenberger waren hierüber nicht wenig ungehalten. Leider starb der wackere Hammermeister plötzlich, ohne Testament, daher sein Lieblingsplan nicht ausgeführt wurde.

Als Berger das erste Mal nach Laufenberg kam, besuchte er den Herrn Pfarrer und gedachte bei demselben freundliche Aufnahme und guten Rath zu finden. Nachdem er als den neuen Besitzer des Thalhofes sich genannt hatte, erhielt er nur die Worte zur Antwort: „Ihr Vorfahrer ist mir noch den Zehent schuldig, werden Sie ihn mir zahlen?" Berger hiedurch verletzt, beruhigte den Herrn Pfarrer darüber, daß dafür Vorsorge getroffen sei. Anderes Gespräch kam keines in den Gang, der Besuch war dem Herrn offenbar unangenehm; Berger empfahl sich mit dem Vorsatze, nicht so bald wieder zu kommen.

Richter und Geschworne und andere Bauern von Freyenthal sprachen gerne mit Berger von den trüben Verhältnissen der Gemeinde und verlangten seinen Rath, indem sie hofften, daß in Folge der Revolution ihren Beschwerden auf gesetzlichem Wege Abhilfe geschafft werden könne. Insbesondere klagten sie über die hohe Gemeindeumlage und berechneten, daß für die Gemeinde nur etwa der vierte Theil, was sie einzahlte, zur Verwendung kam.

Es wurden im Stillen verschiedenen Auslagen nachgeforscht, der wirklich verausgabte Betrag genau erhoben, das Verhältniß der Umlagen zu der Steuer in den Bücheln geprüft und beschlossen, so vorbereitet, beim nächsten Steuertag die Sache im Amte anzubringen.

Der Pfleger (Verwalter) war erst vor Kurzem auf diesen Dienstposten gekommen, daher noch kein eingefleischter Laufenberger.

Als die Bauern von Freyenthal mit Richtern und Geschwornen an der Spitze, Berger auch dabei, am bestimmten Tage kamen, die Steuer, ja auch die fällige Rate der Gemeindeumlage zahlten und hierbei so zahlreich erschienen, als nie zuvor, da verwunderte sich der Herr Pfleger sehr; denn, sagte er unverholen, es sei ihm die Nachricht zugekommen, die Freyenthaler wollten keine Gemeindekosten zahlen und auch die Steuern verweigern. Dieses Lügengewebe, dessen Erfinder sie erriethen, erfüllte die Freyenthaler mit Entrüstung;

der Richter versicherte, was gesetzlich und recht sei, werden sie stets zahlen, aber der gemeinschaftlichen Verrechnung mit Laufenberg wollten sie in Zukunft ledig sein, er ersuche um sofortige Vorlage der letzten Gemeinderechnung. Als diese nach einigem Zaudern erfolgte, bat man Berger selbe zu durchlesen, es geschah; es wurden verschiedene falsche Angaben nachgewiesen, so stellte sich unter andern heraus, daß das Holz zu einer neuen Brücke um denselben Betrag in Conventionsmünze berechnet war, als es der Wegmeister in Wiener Währung gekauft hatte; auch wimmelte es in der Rechnung von Diäten und Remunerationen, überdieß stellte sich heraus, daß die Umlage nicht richtig repartirt war, sowie daß Auslagen verrechnet worden waren, für Dinge, die nur im Interesse einzelner Laufenberger lagen.

Berger schlug vor, bis zur gesetzlichen Regelung der Gemeindeangelegenheiten, die ja bald erfolgen müsse, solle jede der drei Gemeinden ihre Auslagen selbst verrechnen, diesem beizutreten sollen auch die Felsbacher eingeladen werden. Diese Gemeinde stimmte freudig zu, und es wurde nun vom Amte verfügt, daß zur Austragung dieser Angelegenheit, so wie, weil voraussichtlich die Gemeinden viel zu thun bekommen würden, der Ausschuß jeder der drei Gemeinden auf 12 Mitglieder zu ergänzen sei. Dieß geschah alsbald und Berger wurde nebst seinen Anhängern mit vielen Stimmen gewählt. Bald darnach traten auch die Ausschüsse zusammen, um Beschluß zu fassen; Freyenthal und Felsbach waren in allen einig und stimmten wie ein Mann. Laufenberg war unter sich selbst uneins, daher trotz des vielen Lärmens, der zu Anfang der Versammlung herrschte, und trotz der keineswegs schmeichelhaften Reden, die die Laufenberger anhören mußten, das Ergebniß um somehr günstig sich gestaltete, als sich herausstellte, daß die bisherige Art der Gemeindeverwaltung gar nicht gesetzlich begründet war, auf keinen Fall der einen Gemeinde ein Vorrecht vor der andern zustand. Die beiden befreiten Gemeinden verzichteten auf ihnen zukommende Ersatzansprüche wegen der unrichtigen Ausgaben und Umlage; Freyenthal begann von 1. des nächsten Monats selbst zu wirthschaften und der Voranschlag wies nach,, das schon für den Rest des Jahres eine Umlage genüge, die nur die Hälfte gegen früher ansmachte.

Berger hatte sich viele Freunde, aber nicht wenig Feinde gemacht, war aber sehr zufrieden über den Erfolg. Er nahm zu seinen Wahlspruch: „Thue recht, scheue Niemand," und schrieb diese Worte über die Hausthür. Es ist dieß einer der Sprüche, die wir auch am neuen Wohngebäude bemerkten.

Mittlerweile waren auch die nöthigen Bauherstellungen fertig geworden, statt der russigen Rauchküche war eine reine und lichte Sparherdküche gebaut, außerdem die Wohnzimmer in guten Stand gesetzt und insbesondere das Kellerstöckl recht nett hergerichtet worden. Es war jetzt doch viel behaglicher hier, und eine große Freude hatte Rosa, als ein herrliches Klavier zu ihrem Namenstag kam, das die Tante auf Veranlassung Alberts gekauft hatte.

Auch in der Wirthschaft ging es langsam, aber doch vorwärts. Es waren vor allem die Gehege aufgerichtet worden, wozu die Bauern, deren Vieh in die Weide kam, halfen; er war das nöthigste an den Bäumen geputzt, ein Theil des Schuttes von den Wiesen auf die Wege geführt worden. Die Heuernte war ergiebig, und auch da halfen die freundlichen Nachbarn mit; Getreide war wenig angebaut, daher wenig Arbeit mit der Ernte, doch wurde dieses Wenige gut eingebracht; Obst gab es mit Ausnahme der Zwetschken, die in Fülle geriethen, fast keines.

Der Viehstand belief sich auf vier Kühe, einen schönen Sprungstier, und 4 Stück junge Rinder. Um Bartholomä ging Berger mit mehreren Bauern auf den berühmten Greftner Viehmarkt und kaufte dort zwei Paar Zugochsen.

V.

Politisches.

Mit gespannter Erwartung sah man den Nachrichten aus der Reichshauptstadt entgegen, wo die Revolution Fortschritte, die Reaktion ihre Rückschrittsversuche mache. Endlich — trat der Reichstag zusammen, und der für die Neugestaltung Oesterreichs so wichtige Beschluß des Aufhörens des Unterthans-Verbandes, der Befreiung von so vielen auf Grund und Boden lastenden Giebigkeiten und Leistungen ward gefaßt, und das Patent vom 7. September wurde von der

Bevölkerung mit Jubel begrüßt, und mit vollem Rechte, den erst jetzt, wo die Bauern frei über ihre Arbeitskraft und über ihr Eigenthum verfügen konnten, war eine bessere Benützung des Bodens, ein rascheres Fortschreiten möglich.

Mittlerweile hatte sich das allgemein herrschende Nationalgardefieber überallhin verbreitet, und auch in Laufenberg wurde fleißig exerzirt, woran jedenfalls die Wirthe mehr Freude hatten als die sorgsamen Hausfrauen. Auch die Freyenthaler wurden zum Exerziren eingeladen, indem man ihnen vorstellte, namentlich die Wirthe gaben sich viel Mühe, es den Leuten begreiflich zu machen, wie wichtig die Nationalgarde für die Erhaltung der Freiheit, zur Abwehr von Angriffen u. s. w. sei. Diese äußerten sich aber dahin, daß sie keine Zeit übrig hätten zum Müßiggang, und daß, wenn ihre Sicherheit bedroht sei, sie sich schon vertheidigen würden; doch im Schießen würden sie sich üben, was auch geschah.

Die Laufenberger aber spotteten über die dummen Bauern, exerzirten, paradirten und tranken fleißig. Unter den etwa 20 Mann, aus denen die Garde bestand, waren 12 Offiziere; Niemand wollte Gemeiner sein, und überdieß hatten die meisten Säbel, aber keine Gewehre.

Die Männer von Freyenthal kamen auch öfters zusammen, um die Zeitereignisse zu besprechen, der Thalbauer (Berger) gab sich alle Mühe, ihnen dieselben zu erklären, und fort und fort der Achtung vor dem Gesetze das Wort zu reden. Es wurde bei diesen Zusammenkünften vorzüglich der weiteren Entwicklung des Gemeindelebens, der Verbesserung der Bewirthschaftung des Bodens gedacht, und insbesondere war Berger bestrebt, die Vortheile der Grundentlastung so recht hervorzuheben und zu erläutern.

Die Ereignisse schritten unaufhaltsam vorwärts, der verhängnißvolle Oktober begann; durch die Zeitungen, besser aber noch durch Briefe der Tante und ihrer Familie, die Wien nicht verlassen konnten, wurden die Bewohner des Thalhofes über die dortigen Vorgänge stets unterrichtet und sahen mit Bangen neuen Nachrichten entgegen.

Es war am 31. Oktober, einen wunderschönen milden Herbstnachmittage, als Albert auf den Sonnberg ging, von wo aus man eine herrliche Aussicht über Land und Gebirg hat; er hatte seinen Tubus mitgenommen, um insbesondere

in's Land auszulugen. Es war alles so ruhig, so stille, man hörte das Laub fallen; die Gebirge waren wunderbar klar, auch das Land, nur einige Nebelstreifen lagen auf den Bergen jenseits der Donau. Albert gab sich den süßwehmüthigen Gefühlen hin, die an solchen freundlichen Herbsttagen, wenn wir mit Gottes Natur allein sind, unsere Seele umspinnen; umsomehr bei diesem Gegensatze, die erhabene Ruhe hier oben und zu seinen Füßen, soweit das Auge reicht, alles Land bis in den fernsten Gebirgswinkel in Aufregung, von Leidenschaften durchwühlt. — Armes Oesterreich, theures Vaterland, was wird deine Zukunft sein, — so ungefähr dachte Albert, als er ein dumpfes Rollen von Osten her zu hören glaubte; er hielt ein Ohr an den Boden und vernahm deutlichen Kanonendonner, — kein Zweifel, es handelte sich jetzt nicht allein um die Geschicke Wiens, sondern Oesterreichs.

In trüben Gedanken verloren kehrte er heim; wenige Tage später traf die Nachricht ein von der Einnahme Wiens.

Diesem Ereignisse war ein Stillstand in der Entwicklung der öffentlichen Angelegenheiten gefolgt; die Veränderungen, welche nach Aufhebung der Patrimonialgerichte, nach Befreiung von Grund und Boden von den Lasten des Unterthansverbandes erfolgen mußten, sie wollten nicht recht in Fluß kommen. Vorerst wurden Berathungen gepflogen, wo die neuen Gerichtssitze hinzukommen hätten; es erschien endlich das Gemeindegesetz vom 17. März 1849, dessen Ausführung sich immer wieder verzögerte; die Kreisämter fungirten eine Weile fort und wurden dann durch die Bezirkshauptmannschaften ersetzt; Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Gerichtsverfahren, die Geschwornengerichte wurden eingeführt, allein alles schleppend, ohne rechten Ernst und Eifer. Endlich übernahmen die Statthalter oder Landeschefs die politische Verwaltung der Länder, die Grundentlastungs-, Landes- und Bezirkskommissionen wurden installirt, die Gemeindewahlen nach dem neuen Gesetze angeordnet, doch erst zu Mitte des Jahres 1850. Die Maschinerie war wohl im Gang, aber da und dort stockte es, es waren unfertige, provisorische Zustände; was heute gegeben wurde, schien man morgen wieder zurückfordern zu wollen.

Unser Berger, überall dabei, wo er glaubte etwas für

das allgemeine Beste und insbesondere für seine Gemeinde wirken zu können, betheiligte sich mit Eifer an den neuen Einrichtungen und hatte hiebei manche Kämpfe zu bestehen mit eigensüchtigen, dem Fortschritt und der Verbesserung der Lage der Landbevölkerung abholden Persönlichkeiten und Parteien.

Da war vorerst die Bestimmung der Sitze der Bezirksgerichte. Jeder Ort, wo früher ein Pflegeamt war, wollte ein Bezirksgericht haben, natürlich auch Laufenberg, obwohl es sicher war, daß in die drei bis vier Stunden von da entfernte Stadt, sowie in einen großen, ebenso weit entlegenen Markt ein Bezirksgericht kommen müsse; wollte man nicht über Bedarf Gerichte gründen, so war zwischen beiden kein solches nöthig. Dennoch machten die Laufenberger alle möglichen Versuche, sie vermaßen sich mündlich und schriftlich bei den betreffenden Behörden zu versichern, daß alle nöthigen Räumlichkeiten von den Gemeinden auf ihre Kosten hergestellt und unentgeltlich überlassen würden, und daß sie auch mit einem kleinen Gerichte (III Klasse) zufrieden wären. Sie schickten eine Deputation in die Landeshauptstadt, die auch im Namen der übrigen Gemeinden sprach und hoffnungsvoll heimkehrte.

Als aber kommissionell verhandelt wurde, wozu jede Gemeinde einige Männer ihres Vertrauens zu wählen hatte, da zeigte sich's alsbald, daß außer Laufenberg keine Gemeinde besonders für Errichtung eines Gerichtes in diesem Orte schwärmte, und das insbesondere Freyenthal und Felsbach dagegen Verwahrung einlegten, nachdem sie erfuhren, die Herren Laufenberger wollten die Baukosten derart beschaffen, daß selbe auf den Steuergulden der dahin zugewiesenen Gemeinden umgelegt werde. Diese geheime Pfiffigkeit war vergebens, Laufenberg blieb gerichtslos, dankte es aber später den anderen Gemeinden, daß, als nach einigen Jahren die Bezirksgerichte reduzirt wurden, Laufenberg vor Schaden bewahrt blieb, weil dieses Loos sicher auch den Ort getroffen hätte.

Ein tüchtiges Stück Arbeit gab die Grundentlastung. — Wie erwähnt waren die Häuser von Freyenthal zu mehreren Herrschaften unterthänig, hierzu kamen noch die Giebigkeiten an zwei Pfarren und an die Schule zu Laufenberg.

Da waren Geldgaben, Getreidedienste, Kälber, Hahnen, Flachsdienste, Käsgroschen, Zehent, direkte und indirekte Jagdrobot für die Herrschaft, Sammlungen an Lämmern, Schmalz, Bratwürste, Hahnen, Hafer u. s. w. für den Pfarrer, und von verschiedenem Getreide für den Schullehrer oder Meßner.

Viele dieser Giebigkeiten waren alt, verbrieft, andere neueren Datums, mitunter wohl gar so neu, daß sie in keinem öffentlichen Buche eingetragen waren. Dazu kam noch, daß im Jahre 1848 fast Niemand die Giebigkeiten mehr leistete, diese sohin rückständig blieben, wie auch Rückstände aus früheren Jahren vorkamen, deren Richtigkeit jedoch nicht immer zweifellos war. Um die Entlastung durchzuführen, gab es in der Gemeinde Freyenthal mit ihren anderthalb hundert Bauernhäusern viel zu thun.

Von den Berechtigten wurde natürlich Alles, wozu nur immer ein Anhaltspunkt vorlag, angemeldet, und es war ein eingehendes Studium nöthig, wie für die Gemeinde am billigsten herauszukommen wäre. Diesem unterzog sich Berger, und in Folge dessen mangelte es nicht an Rekursen, die theils einzelne Irrungen, theils ganze angebliche Rechte betrafen. Die Grundentlastungs-Commission arbeitete rasch und mit Eifer, die Landeskommission erledigte die Rekurse alsbald; es ging erfreulich vorwärts.

Vor allem strebten Berger und seine Genossen dahin, daß alle als richtig erkannten Rückstände möglichst bald berichtigt wurden.

Bei der am meisten betheiligten Herrschaft war keine andere Robot zu leisten, als solche zu Jagdzwecken. Man hatte wohl die Treiber nicht angemeldet, dagegen indirekte Jagdfrohnen, wie das Mähen und Heuen von Wiesen, deren Heu nur zur Fütterung des Hochwildes über Winter diente; Zuführen von Leckſalz zu demselben Zwecke u. s. w. Dagegen rekurrirten die Freyenthaler und andere Verpflichtete, und wurde entschieden, daß dafür jede Leistung zu entfallen habe.

Einige Häuser aus der Gemeinde, sowie viele aus den Nachbarsgemeinden, hatten zu einer Herrschaft einen Zehent im fixen Geldbetrag von einigen Kreuzern zu leisten, und diesen schon seit undenklichen Zeiten, die Zahlungsbüchel wiesen dieß über 80 Jahre aus, so gegeben. Demungeachtet wurde den Verpflichteten der Feldzehent berechnet, und die

Ausspruchbogen wiesen für die einjährige Leistung oft mehr als das 50fache der bisherigen Schuldigkeit nach. Berger strebte dahin, daß sich die Betheiligten aus allen Gemeinden dem Rekurse anschlossen. Der Erfolg war dafür, die fixe Geldleistung wurde als Grundlage der Berechnung genommen, und die verpflichteten Bauern ersparten über 10.000 fl. an Ablösungskapital.

Ein Bauer von Felsbach war bei einem früheren Pfarrer besonders wohl gelitten, wurde sogar an dessen Namenstag zum Essen eingeladen, wofür derselbe als Erkenntlichkeit alle Jahre ein Floß mit Holz (von etwa 7 Klaftern) zuführte. — Die Person des Pfarrers und des Bauerngutsbesitzers wechselten, allein der Brauch der Holzlieferung blieb, obwohl das Essen entfiel. Holz war damals wohlfeil, beim Gute ein größerer Waldbesitz, daher der neue Besitzer nicht darauf achtete. Als er aber den Ausspruchbogen empfing, worauf die Ablösungssumme sich auf 700 fl. bezifferte, schlug er die Hände über den Kopf zusammen, und kam wie so viele andere zu Berger um Rath. Es wurde erhoben, daß diese Leistung nicht verjährt sei und im Grundbuche nicht vorkam. Der Rekurs wurde dahin erledigt, daß die Leistung ohne Entgeld zu entfallen habe.

Um die Entlastung gänzlich durchzuführen, stellte Freyenthal das Ansuchen um Ablösung der sogenannten Sammlungen für Pfarre und Schule; das Gesetz verlangte, daß dieß von der Mehrheit der betheiligten Gemeinden geschehen müsse. Felsbach schloß sich an, und so wurden auch diese vielerlei Giebigkeiten abgelöst, was aber ziemlich hoch kam, weil hierbei die vollen Preise in Anschlag zu bringen waren.

Berger und einige der wohlhabenderen Bauern zahlten die Ablösungs-Kapitalien sofort ein, die übrigen folgten nach Kräften diesem Beispiele, so daß die meisten Bauernhäuser von Freyenthal in kurzer Zeit von diesen Lasten vollkommen frei wurden.

Berger that das Alles uneigennützig und unentgeltlich für das allgemeine Beste, nie nahm er irgend ein Entgelt an. Die Erfolge, welche er durch die Rekurse erzielt hatte, und welchen sowohl den Bauerngutsbesitzern seiner als anderen Gemeinden zu Guten kamen, machten ihm wohl viele Freunde, aber auch einige Feinde mehr. Man suchte dort

und da seinen Charakter zu verdächtigen und ihn als einen Aufwiegler und Winkelschreiber darzustellen; wogegen Berger die Befriedigung zu Theil wurde, daß er von der Landes-Kommission ein sehr anerkennendes Dankschreiben für seine erfolgreichen Bemühungen und gemeinnützigen Bestrebungen erhielt.

Die meisten Schwierigkeiten waren bei der Neubildung der Gemeinden zu überwinden. Hier wirkten die politische Behörde und die Laufenberger zusammen, um zu vereiteln, das Freyenthal und Felsbach selbstständig würden. Nach dem Gemeindegesetz aber waren sie hierzu berechtiget; auch blieb jede der drei neuen Gemeinden noch groß genug, um ihren Verpflichtungen nachzukommen, insbesondere Freyenthal mit einer Bevölkerung von nahezu 1000 Seelen, über 160 Häusern und einer Grundfläche von etwa 7000 Jochen.

Die Bezirkshauptmannschaft hatte anderseits Gemeinden zu bilden beantragt, die kaum halb so groß waren. Da gehörte alle Thatkraft dazu, um nicht zu erlahmen. und die Bestrebungen der Gegner zu vereiteln. Felsbach wurde die Selbstständigkeit endlich zugesagt, muthmaßlich darum, weil, wenn diese Gemeinde mit Freyenthal rücksichtlich der Wahlen sich vereinigte, es leicht möglich gewesen wäre, daß Laufenberg dann im Gemeinde-Ausschuße gar nicht vertreten gewesen wäre. Freyenthal wollte man durchaus nicht von Laufenberg trennen. Doch hatten sich die Gegner eine Menge Blößen gegeben, während Freyenthal das Gesetz für sich hatte. Berger war in dieser Angelegenheit einmal mit mehreren Ausschüssen, ein zweites Mal allein beim Statthalter, und erhielt endlich von diesem die bestimmte Zusage, daß dem Rekurs Folge gegeben und Freyenthal als selbstständige Ortsgemeinde zu konstituiren sei. Nun wurden die Gemeindewahlen ausgeschrieben, für Freyenthal zu Anfang des August 1850. Daselbst wurden vorher Besprechungen der Wahlberechtigten abgehalten, wobei der nach dem Gesetze bestimmte Wirkungskreis der Gemeinden erläutert und ebenso die Gemeinde-Wahlordnung erklärt wurde, und sich über die in den Ausschuß zu Wählenden geeinigt. Somit war es möglich, bei den Wahlen selbst ein besonders günstiges Ergebniß zu erzielen; es wurden die besten Männer in den Ausschuß gewählt und waren alle Theile der Gemeinde darin vertreten.

Zum allgemeinen Bedauern konnte Berger nicht gewählt werden, weil das Gesetz vom Jahre 1849 hierzu ein Alter von 30 Jahren vorschrieb, Berger aber erst deren 26 zählte. Er übernahm das Amt eines Schriftführers und Gemeindekassiers und leitete thatsächlich die Geschäfte. Der frühere Richter war zum Bürgermeister, die beiden Geschwornen zu Gemeinderäthen gewählt.

Berger war die Seele aller hier angeführten Unternehmungen; doch wurde seine Zeit nicht allein hiervon, sondern noch weiters in Anspruch genommen, weil von Nah und Fern oft Leute kamen, ihn um Rath zu fragen; wo er es konnte, ertheilte er ihn bereitwillig und insbesondere gelang es ihm, manche Streitigkeiten auszugleichen, die sonst zu recht fetten Prozessen sich ausgebildet hätten.

Häusliches und Wirthschaftliches.

Während Berger so sehr allseits in Anspruch genommen und beschäftigt war, daß er seinem Hauswesen weniger Aufmerksamkeit widmen konnte, ruhte die Last um so schwerer auf seiner Gattin, die gleichwohl ihrem ziemlich dornenvollen Berufe vorstand, so viel es ihre Kräfte erlaubten. Ueberdieß rückte der Zeitpunkt heran, wo sie Mutter werden sollte, und beide Gatten sahen diesem für sie erfreulichen Ereigniß doch mit Bangen entgegen. Die gute Tante hatte Rosa versprochen, daß sie ihr beistehen und dem Kinde Pathin sein werde. Albert war hierdurch sehr getröstet, wußte er doch sein Liebstes während dieses gefährlichen Zeitabschnittes unter treuem und erfahrenem Schutze. Tante Therese hielt ihr Versprechen, und wenige Tage nach ihrer Ankunft war zu der einen Rosa eine kleine zweite hinzugekommen. Wie dankte Albert dem Geber alles Guten für dieses kostbare Geschenk und flehte zu ihm um das Leben und die Gesundheit seines theuren Weibes. Diesem, sowie der sorgsamen Pflege, der sich Rosa erfreute, verdankte sie es, daß sie sich bald zusehends erholte und es galt nun sorgfältig achtzugeben, daß sie nicht zu früh ihren Hausgeschäften nachging und sich nicht übermäßig anstrengte.

Während der Zeit blieb Albert fast immer daheim und Rosa war ganz glücklich hierüber, denn stimmte sie gleich mit ihm überein und war erfreut über die Erfolge seines Wirkens, so vermißte sie doch nur zu oft schmerzlich dessen Abwesenheit im Hause, wo die ganze Last der Wirthschaft auf ihr ruhte. Die Tante blieb so lange, bis Rosa mit Beruhigung wieder alle Geschäfte ihres Hauswesens übernehmen konnte, und wurde dann von ihrem Sohne August abgeholt. Dieser, etwas jünger als Albert, Studirender der Rechte, war dessen innigster Freund, gleich ihm für alles Schöne und Edle begeistert, ermuthigte diesen, auf der eingeschlagenen Bahn zu beharren und sein gemeinnütziges Streben fortzusetzen; sei es doch unsere Pflicht, die Talente, welche der Herr uns gegeben, nicht zu vergraben, sondern nutzbar zu machen für's allgemeine Beste.

Im Jahre 1849 machte die Wirthschaft keine besonderen Fortschritte, Berger war so viel anderweitig in Anspruch genommen, an brauchbaren Arbeitsleuten war fortwärend Mangel, überdieß war der Sommer nicht besonders günstig; es waren wohl die Felder ordentlich angebaut worden, doch der Ertrag war nicht groß, reichte nicht hin, um den Hausbedarf zu decken; die langjährige magere Düngung, die steten Ernten ohne Ersatz hatten die Felder entkräftet, die schlechte Arbeit das Ueberhandnehmen allerlei lästiger Unkräuter begünstigt, die sich breit machten und den gebauten Pflanzen Raum und Nahrung wegnahmen. Ein Feld ließ Berger vor Herbst tiefackern, im Frühjahre eggen, dann nochmals seichter ackern, und säete unter die Sommerfrucht Klee. Es war früher nie am Hofe Rothklee gebaut worden und schon im Herbste zeigte sich derselbe vielversprechend. Es waren noch die vielen alten Maulwurfshügel und Ameisenkögel auf einem Theil der Wiesen abgegraben und auf Haufen geführt worden, die Stauden zum Theile abgeräumt, als Kohl- und und Brennholz verwendet. Weiters konnte keine Verbesserung vorgenommen werden, auch die nöthigen Baulichkeiten mußten auf spätere Zeiten verschoben werden. Futter und Stroh gab es viel, doch wurde dasselbe nur theilweise gut eingebracht, denn im Juli hatte es vierzehn Tage beinahe ununterbrochen geregnet und die Gewässer waren zu einer drohenden Höhe angeschwollen, allenthalben traten sogenannte Gießbrunnen hervor

und im Thalhofe waren die Keller, ja selbst die Stallungen voll Wassers. Die vielen Bäche, welche von den Höhen herabrauschten, traten mitunter aus und trugen Schutt und Schlamm in Wiesen und Felder. Alles schien verloren, doch verliefen sich die Wässer alsbald, und die Ernte war im Allgemeinen doch noch besser als man gedacht.

Das darauf folgende Jahr war günstiger, doch konnten aus denselben Ursachen wie im Vorjahre am Thalhofe wenig Verbesserungen gemacht werden. Der versuchsweise angebaute Klee lieferte reichen Ertrag, machte aber um somehr Arbeit, als erst die vielen nöthigen Hüfeln beschafft werden mußten; ein kleiner Versuch mit Anbau von Türkenweizen gelang vollkommen, auch gab es dieses Jahr so viel Obst, daß der Hausbedarf an Dörrobst und Most gedeckt war. Der Viehstand hatte sich bedeutend vermehrt und betrug Groß und Klein an dreißig Stück Rindvieh, die gute Kleeernte gab die Grundlage zur Vermehrung des Viehstandes ab.

Dienstboten-Elend.

Die politischen Ereignisse der Jahre 1848 und 1849 hatten außer der günstigen, der Entlastung des Bodens, auch in mehr als einer Beziehung nachtheilige Folgen. War es früher schon schwierig, halbwegs brauchbare und ordentliche Dienstleute zu bekommen, so gehörte dieß jetzt schon vollends zu den Unmöglichkeiten, denn die fortwährenden Rekrutirungen, wie Einberufung der Beurlaubten und Reserven hatten den Landwirthen die besseren männlichen Arbeiter entzogen, es trat nicht allein Mangel an brauchbaren Dienstboten, sondern an solchen überhaupt ein. Hingegen mehrte sich die Zahl der Vagabunden und des arbeitsscheuen Volkes.

Berger war es doch gelungen, theils durch bessere Bezahlung, theils durch gute Verpflegung die zum Wirthschaftsbetriebe nöthigen Leute zu erhalten, obwohl mitunter gewechselt wurde; doch jetzt ward es immer ärger, sie wollten nur thun, was ihnen gefiel, schwärmten bei der Nacht herum, spielten an Sonntagen in den Wirthshäusern die Großen, wollten an den verbotenen Feiertagen nichts arbeiten, und

da Müßiggang aller Laster Anfang ist, entwickelte sich eine Untugend nach der andern.

Die weiblichen Dienstboten machten nicht weniger Verdruß. Im Thalhofe waren deren drei, die Viehmagd, eine ältere Person, die gut zu den Kühen sah, auch sonst treu und verläßlich, aber stets üblen Humors war, weiters die Küchenmagd und die Hausmagd, beide junge Dirnen, denen Putz, Tanz und Liebelei mehr gefiel als die Arbeit, und die beide ihr Augenmerk auf den Meierknecht geworfen hatten, zusammenhielten, wo es galt die Herrenleute zu hintergehen; aber sich sonst gegenseitig verlästerten. Diese beiden, wie auch die Knechte, waren der Viehmagd gram, weil sie nicht mit ihnen gemeinschaftliche Sache machte, sondern auf das ihr Anvertraute Obacht hatte. Einmal kam die mit einer Klage, das andere Mal jene, mitunter arteten die Streitigkeiten in Thätlichkeiten aus, und die Mägde lagen sich in den Haaren, wenn sie von den Knechten gehetzt wurden.

Die Hausfrau vermißte bald dieß, bald jenes, ohne daß man ergründen konnte, wo es hinkam, kein Mensch hatte etwas davon gesehen. In der Frühe wollten die Leute nicht rechtzeitig aus den Federn, besonders nach Feiertagen, und vorzüglich nach den abgebrachten, welche die Leute als nur zur Lumperei bestimmt anzusehen schienen. An den meisten solchen Tagen war bis jetzt am Thalhofe gearbeitet worden, allein nun geschah dieß nur nach vielem Verdruß und die Arbeit fiel schlecht genug aus. — Hingegen wurden die Leute wegen Kost und Trunk immer kritischer und wußten haarklein zu erzählen, was da und dort, bei dieser oder jener Arbeit Brauch sei und wie es vor Zeiten am Thalhofe der Brauch gewesen. Zu dieser Arbeit gehörte Branntwein, zu jener gebackene Knödel (Krapfen); dann wäre wieder das Dungmahl, besondere Essereien beim Streumähen und andere außerordentliche Mahlzeiten.

Es ist schlimm, wenn die Dienstleute uneinig sind, denn dann geht die Arbeit schlecht vorwärts und den Schaden hat der Herr; es ist aber noch schlechter, wenn sie zusammenhalten, denn dann sind die Herrenleute verrathen und verkauft. — Berger war in Angelegenheiten der Gemeinde oft vom Hause abwesend, und die arme Frau hatte zu solchen Zeiten insbesondere viel auszustehen; kam Berger

heim, da gab's Klagen von allen Seiten und sicher war irgend etwas Unangenehmes vorgefallen, oder es gab über irgend einen Schaden zu berichten, was seiner Gattin mitunter Verdruß zuzog, und so verschwieg sie ihm manches, um des Friedens willen. — Und doch trug Rosa Alles mit Ergebung und aus Liebe zu ihrem Gatten, und strengte sich an, den Kummer, den sie litt, zu verbergen. Man kann denken, wie einem so feinfühlenden und edlen Wesen unter solch' sittenlosen Gesindel zu Muthe war.

Da Berger nun längere Zeit zu Hause war, konnte er beurtheilen, wie viel seine gute Frau während seiner Abwesenheit auszustehen hatte. Er besprach sich mit dem Nachbar am Kogl darüber, und dieser gab ihm den Rath, Alle zu entlassen, wenn sie sich seinen Anordnungen nicht fügen wollten, es gäbe doch noch andere Leute, und wenn auch eine zeitlang nicht die gehörige Anzahl da wäre, sei es, wie es jetzt mit der Arbeit am Thalhofe stehe, nur eine Ersparniß; sollte es zur Anbauzeit noch an Leuten fehlen, so sei immer er und andere Bauern da, zu helfen, auf keinen Fall solle er das Komplottiren leiden. Berger stimmte dem bei, und wartete zur Ausführung dieses Vorhabens einen passenden Vorfall ab.

Er brauchte nicht lange zu warten. Es war Winter, das meiste ausgedroschen, denn das Wetter war Arbeiten im Freien nicht günstig; aber es gab eine Menge Fuhrwerk mit Holz, dann waren Steine zu führen, Teichschlamm auf die Felder zu bringen, Dünger auszuführen u. s. w., wozu eine gute Schlittbahn nöthig war. Weihnacht kam, und mit dieser Zeit Kälte und Schnee. Die Weihnachtsfeiertage brachten die üblichen Essereien am heiligen Abend und am Christtag, dem noch der von der Kirche gebotene Stefani-Feiertag folgt. Nach diesem, um sich vom Feiern und Essen auszuruhen, kommt der Johannstag, dann der Unschuldige-Kindeltag, drei Tage darnach der Alte-Jahrestag, wo, Ende gut, Alles gut, die Lust zur Arbeit gering ist.

Die Leute wußten, wie nothwendig es sei, die ohnehin selten lang andauernde Schlittbahn zu benützen. Es herrschte unter ihnen mehr als je ein Köpfezusammenstecken, ein Flüstern und heimliches Wesen. Berger ersah, daß sie dießmal an den beiden abgebrachten Feiertagen sich weigern würden,

zu arbeiten. Er überwand sich und ließ den Johannistag vorübergehen; es wurde nicht allein keine Miene gemacht, einzuspannen, sondern auch das Ochsenvieh wurde unordentlich gefüttert und geschnittenes Futter war keines im Vorrath. Abends ging Berger in den Stall; in einem Winkel standen die Knechte beisammen, noch ein paar faule Bursche dabei, auch eine der Mägde, lachten und spotteten; es war von den Herrenleuten die Rede, und daß diese sich nicht getrauten, die Arbeit zu verlangen. Berger that, als bemerke er nichts, sah zu den Krippen, und da diese leer waren, fütterte er ein; da kam der Meierknecht herbei und fütterte ebenfalls, doch langes Heu.

Als sich Berger zum Gehen wandte, die übrigen Leute hatten sich allmälig verzogen, ordnete er an, daß nächsten Tages Früh Futter geschnitten werden müsse und dann eingespannt, um das Holz in die Säge zu führen.

Der Meierknecht antwortete, morgen sei der heilige Unschuldige-Kindeltag und das Arbeiten eine Sünde, wenn schon er arbeiten wolle, thäten es doch die Andern nicht. — Das war Berger zu viel; er rief allsogleich die anderen Leute herbei, fragte, ob sie am andern Tag arbeiten wollten oder nicht. Nein, war die Antwort, morgen ist ein Feiertag, zum Fuhrwerken sei es dann noch immer Zeit, ehe sie arbeiten, verlassen sie den Dienst.

Berger wußte wohl, daß sie das nicht thun dürften, daß nach dem Dienstbotengesetze an solchen Tagen gearbeitet werden müsse, wenn der Herr es verlangt, und daß ihm das Recht zustehe, bei Verweigerung sie allsogleich zu entlassen. Die Knechte dachten, man könne sie nicht entbehren, und trotzten darauf, sie wollten an solchen Tagen nichts arbeiten, außer sie würden dafür extra bezahlt, wenn sie bleiben sollten und für's nächste Jahr wieder eine Darangabe annehmen, wenn der Herr das nicht wolle, möge er sehen, wie er ohne Leute fortkomme. „Besser gewiß als mit solchem Gesindel!" rief Berger zornig aus; „ihr braucht morgen nichts für mich zu arbeiten, aber auch weiters nicht mehr, ihr seid entlassen, der Lohn wird euch heute noch ausbezahlt, daß ich Keinen morgen Abends mehr in meinem Hause antreffe." Aufgeregt ging Berger in's Haus und fand in der Küche seine Frau, der die Küchenmagd eben verschiedene Grobheiten

sagte; auch der wurde angekündet, daß sie morgen den Dienst zu verlassen habe. — Kurze Zeit darauf kam der Meierknecht und fragte, ob es Ernst sei, daß er gehen müsse, er sei nicht Schuld, die Andern hätten ihn aufgeredet u. s. w. Er erhielt seinen Lohn und die wiederholte Weisung, andern Tags das Haus zu verlassen, die Andern desgleichen; sie machten verdutzte Mienen und waren ganz kleinlaut geworden. Berger aber blieb fest bei seinem Entschluße und am andern Tag bestand das ganze Dienstpersonal aus der Stall- und Hausmagd und den kleinen Buben.

Berger fütterte die Ochsen; Rosa kochte auch für die Leute. Die Nachbarn führten die Bäume zur Säge, ein von der Gemeinde zeitweilig versorgter Armer wurde zum Futterschneiden aufgenommen; es herrschte Ruhe und Friede im Thalhofe. — Nun kam erst verschiedenes an's Tageslicht, der Meier hatte einen Bauer die Pflugeisen verkauft und manches Andere entwendet; die Magd war in anderen Umständen, und hatte, um sich eine Unterkunft zu sichern, einem Häuslerweibe Eier, Milch, Mehl, Brod, kurz was sie habhaft werden konnte, zugesteckt; im Gesträuch unter einer Brücke, unfern des Hofes, wurden die Gegenstände versteckt und von dem Weibe abgeholt, und so viele ähnliche Schlechtigkeiten. Die Magd wurde in Freyenthal nicht geduldet, kam mit Schub in ihre Heimat; das Weib, welches ihr Unterschleif gegeben hatte, wurde gerichtlich bestraft. Die Knechte hielten sich noch einige Zeit in der Gegend auf, thaten groß in den Wirthshäusern, und hofften jeder, er werde von Berger wieder zurückgerufen werden. Als dieß nicht geschah und ihr Geld zu Ende ging, mußten sie weiter wandern, um anderwärts ein Unterkommen zu finden.

Berger erhielt aber bald wieder einen recht braven, anstelligen Meierknecht, der in der Gemeinde zuständig, Soldat war, und nun seinen Abschied erhielt. Gab es schon noch dann und wann Verdruß mit den Dienstleuten, Wechsel, insbesondere mit den weiblichen, so ward es doch nie mehr so arg, Berger hatte sich auch in dieser Hinsicht Achtung verschafft.

Reaktion.

Das Jahr 1851 war ein höchst unerquickliches in politischer Beziehung; jene Partei, die in ihrer Verblendung glaubte, die Zustände vor 1848 wieder herstellen zu können, machte alle Anstrengungen, dieß zu erreichen, und suchte vor Allem jeden Fortschritt lahmzulegen und Alles zu vereiteln, was die materielle wie geistige Verbesserung der Lage des Volkes bezwecken sollte und konnte. Die Gesetze, welche der freiheitlichen wie volkswirthschaftlichen Entwicklung als Stütze dienen sollten, wurden nicht gehandhabt oder sistirt, hingegen suchte man eine Menge alter Hofkanzlei-Verordnungen und Dekrete hervor, die man längst vermodert glaubte, und entschied darnach.

Freisinnigere, volksthümliche Persönlichkeiten des höheren Beamtenstandes wurden pensionirt oder versetzt. Militär und hohe Klerus waren die bevorzugten Stände; der Bürger und Bauer wurde mehr und mehr als Gegenstand angesehen, den man aussog und dann bei Seite schob. Ein Polizeinetz zog sich wieder über das ganze Reich, und der Gendarmerie, die vorzüglich zum Schutze des Eigenthumes gegründet wurde, war die wenig beneidenswerthe Aufgabe zu Theil, Polizeispione abzugeben; die Angeberei, Verfolgungssucht, die Steuererhöhungen, ohne die Leistungsfähigkeit zu bedenken, griffen Platz; die Valuta verschlechterte sich zusehends und je mehr der Steuerertrag stieg, desto größer wurde das Defizit. — Die Rückschrittspartei kroch aus der Verborgenheit hervor, erhob immer mehr das Haupt und schwankende Charaktere schlossen sich ihr an, besorgt um ihre jämmerliche Existenz. Diese so verstärkte Partei glaubte, nun blühe ihr Weizen; aber es war nur elendes Unkraut, das da blühte, und keine guten Früchte trug, sondern den vaterländischen Boden überwucherte und aussog. Es begann ein trauriger Zeitabschnitt in Oesterreichs Geschichte und nur heftige Erschütterungen, nur das Erwachen am Rande des Abgrundes konnte ihn unterbrechen.

Daß eine solche Gestaltung der Dinge auf unsere wackere Gemeinde Freyenthal, auf den Förderer des Fortschrittes und Wohlstandes in selber, den edlen Berger, von Einfluß sein mußte, läßt sich leicht begreifen. Und in der That wurden

allen ihren Bestrebungen von den Behörden passiver Widerstand entgegengesetzt; man fühlte nur zu sehr, daß die Parole lautete: „Entmuthigen, ermüden."

Und leider, daß diese alte Taktik so von Erfolg begleitet ist, daß sich die Gemüther so leicht zaghaft machen und einschüchtern lassen, daß sich so schnell uns die Ueberzeugung aufdrängt, wozu widerstreben, wozu Anstrengungen zu machen, es nützt ja so nichts. Dieses stumme Ergeben in die Anordnungen mächtiger Persönlichkeiten, die das Leben und die Bedürfnisse des Volkes nicht kannten, die dem Wohl und Wehe des Landes fernestanden, haben es vorzüglich dahin gebracht, daß der Wohlstand Oesterreichs, trotz dessen stets als unerschöpflich gepriesenen Hilfsquellen, auf dem traurigen Standpunkte anlangte, der den Zerfall des Staates unausbleiblich erscheinen ließ und aus dem uns nur die erschütternden Ereignisse des Jahres 1859 und noch mehr 1866 aufrütteln konnten, und, wir wollen zu Gott hoffen, einer besseren Zukunft entgegenführen werden.

Doch wir kehren zum Jahre 1851 und in unser Gebirge zurück. — Berger stets bedacht, wie er seine Talente am besten ausnützen, wie er am erfolgreichsten für das Volkswohl, fürs Vaterland wirken könne, ging am Jahresschluß mit sich zu Rathe und kam zur Ueberzeugung, daß diese Reaktionsperiode eine Zeit andauern könne, daß aber derselben, wie der Nacht der Tag folgt, auch wieder bessere, hellere Zeiten folgen müßten.

Er hatte diese drei Jahre redlich benützt und viel gethan zur Förderung des Wohlstandes und Fortschrittes, insbesondere seiner Gemeinde; allein nun konnte er sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß seine Person der gegenwärtig herrschenden Partei eine besonders unangenehme sei, und daß es besser wäre, sich vom politischen Schauplatze ganz zurückzuziehen, und in anderer Weise thätig zu sein. Er fand, es sei das Beste, sich ganz dem Hauswesen und der Wirthschaft zu widmen und diese möglichst zu vervollkommnen und zu verbessern. In einer zu dem Zweck einberufenen Gemeinde-Ausschußversammlung legte er seine Geschäftführung nieder, übergab einen namhaften Kassaüberschuß und nahm mit warmer, tiefgefühlten Rede Abschied von der Gemeinde-Vorstehung; auf deren Andringen er versprach, daß, würden die

Zeitumstände anders, so daß er hier wieder nützen könne, er stets bereit sei, seine frühere Thätigkeit wieder aufzunehmen.

Und er hatte das Richtige getroffen; man ließ die Gemeinde Freyenthal, welche letztere Zeit allen thunlichen Chikanen ausgesetzt gewesen war, mit Frieden und sie versank in die Erschlaffung, in welche das Volk zu versetzen, das Streben der damaligen Machthaber war. Aber wenn auch scheinbar ohne Einfluß und ganz zurückgezogen, ertheilte Berger seinen Leuten doch so manchen guten Rath und blieb von ihnen geachtet und geehrt, umsomehr als er die Verbesserung der Wirthschaft mit allem Eifer in Angriff nahm.

Er hatte mit seinem geliebten Weibe viel darüber gesprochen und beide freuten sich nun des ungestörten Beisammenseins der zu erwartenden anregenden Beschäftigungen und entwarfen an den langen Winterabenden manchen hübschen Plan; namentlich beschäftigte sie der Umbau des Hauses, die Anlegung eines größeren Gartens, und stets waren sie in der Ansicht einig, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden und das Gut nicht allein zu verbessern, sondern auch zu verschönern.

Die nun über zwei Jahre alte kleine Rosa war ein recht liebes, freundliches Kind, ganz der Mutter Ebenbild; gerade in diesem Alter, wo sich die geistigen Fähigkeiten zu entwickeln beginnen, sind die Kinder am herzigsten und ihr unschuldvolles Geplauder, ihr munteres Wesen erheitert und erfreut ihre Angehörigen.

Es hatte den Anschein, als wenn die Familie Berger nun einer ruhigen, glücklichen Zukunft entgegensehen könnte; allein gerade, wenn wir uns so recht des Daseins zu freuen beginnen, naht schon der Sturm, der es zerstört, kommt über Nacht der Frost, der die Frühlingsblüthen unserer Hoffnungen versengt.

Der Mensch denkt, Gott lenkt.

Das sollte Berger nur zu bald wieder einmal erfahren.

Es stand in Aussicht, daß die Familie in nicht langer Zeit wieder einen Zuwachs erhalten sollte, und obgleich Rosa

bis nun verhältnißmäßig gesund war, so zeigte sich doch in ihrem Wesen Manches, was ihren Gatten mit Bangem erfüllte. Er überraschte sie oft bei einem wehmüthigen Blick, den sie auf die kleine Rosa heftete; wenn sie manchmal am Klavier spielte oder sang, so war meistens so etwas Schwermüthiges, Ergreifendes in ihrem Vortrage, daß er sich kaum der Thränen erwehren konnte. Gerne sprach sie von der Zukunft in einer anderen besseren Welt; es war, als wenn Todesahnung sie durchschauerte.

Albert suchte sie zu erheitern, und dieß gelang fast immer, — wenigstens schien es so; denn sobald sie merkte, daß ihr Gatte sich um sie beängstige, nahm ihr Wesen einen mehr heiteren Ausdruck an, und sie sprach mit sichtbarem Interesse mit ihm über die Dinge dieser Welt, über das hoffnungsvolle Gedeihen der Wirthschaft, wie sie sich freue, einst an der kleinen Rosa eine Stütze zu haben.

Auch dießmal hatte die Tante zugesagt, Mutterstelle an Rosa zu vertreten und diese sehnte ihre Ankunft herbei. Es war Winter, große Schneemassen waren gefallen, heftige Stürme wehten und machten so die Wege theilweise fast unfahrbar. Es war der Lichtmeßtag, an welchem die Tante ankommen sollte, doch verspätete sich deren Ankunft und Rosa genas wieder eines Mädchens unter Beihilfe einer eilig herbeigeholten Nachbarin, während um besseren Beistand nach Laufenberg geschickt worden war. Rosa weinte über das Kind, hatte sie doch sehnlichst gewünscht, ihrem Albert einen Sohn zu schenken, doch dieser tröstete sie mit der Versicherung, daß er ja die Kleine eben so lieb haben würde. Rosa äußerte den Wunsch, daß das Mädchen der Gottes-Mutter zu Ehren Maria getauft werde, und Albert, sowie die gute Tante, welche am Abend dieses Tages trotz aller Hindernisse eingetroffen war, willfahrten gerne diesem Wunsche.

Dießmal konnte Rosa das Bett nicht so bald verlassen; sie war besonders geschwächt und die Erholung und Kräftigung machten keine rechten Fortschritte. An ärztlicher Beihilfe fehlte es gerade nicht; der Arzt von Laufenberg, welcher ordinirte, war ein durch langjährige Praxis erfahrener Mann, auch wurde auf dessen Anrathen der Doktor aus der Stadt geholt; doch hatten alle angewendeten Mittel nur theilweisen Erfolg und wenngleich die Kranke den größten Theil des Ta-

ges außer dem Bette zubrachte, so kam doch ein Uebel nach dem andern; einem heftigen Halsleiden folgte ein Ergriffensein der Lunge; an sorgsamer Pflege fehlte es nicht, doch Alles vergebens, die Kräfte sanken mehr und mehr und es stellte sich Zehrfieber ein. Man setzte alle Hoffnung auf das Frühjahr; dieses kam, doch war es ungewöhnlich rauh und stürmisch. Manchmal schien es, als wenn eine Wendung zum Besseren eintreten würde, doch es war nie von Dauer; sichtbar waren ihre Lebenstage gezählt.

Das war eine bange, traurige Zeit. Albert wich Tag und Nacht nicht von einer theuren Gattin, die in der Tante die beste Pflegerin hatte, und wie dankbar war die arme Rosa hiefür; mit Ergebung trug sie ihre schweren Leiden, immer nur bemüht, ihren Lieben den Zustand weniger schlimm erscheinen zu lassen, als er in der That war.

Als endlich zu Ende des April milde Frühlingslüfte wehten, im Verein mit den Sonnenstrahlen rasch den Schnee schmolzen und die Vegetation machtvoll zu neuem Leben erweckten, als die Obstbäume zu blühen begannen, und die Blumen sich entfalteten und Alles mit süßen Duft erfüllten, während die aus fernen Landen zurückgekehrten Vögel ihre Dankeslieder sangen, da litt es Rosa nicht mehr in der engen Stube und sie wollte hinaus in die weite Natur. Der Arzt erlaubte es, und so ging sie auf den Arm des Gatten oder der Tante gestützt, von der kleinen Rosa begleitet, die ihr Blumen brachte, täglich eine Weile in dem Gärtchen vor dem Hause spazieren, oder saß auf der Hausbank, wo es die warmen Strahlen der Sonne so gut meinten, den Korb mit der schlummernden kleinen Marie neben sich. Und doch ging sie mehr und mehr ihrer Auflösung entgegen.

Am 5. Mai Vormittags hatte sie ihr Gatte, trotzdem er noch nicht alle Hoffnung aufgab, auf ihren Wunsch mit den heiligen Sterbesakramenten versehen lassen, die sie mit rührender Andacht empfing. Nachmittags war sie auffallend heiter, sprach mit der kleinen Rosa viel von Blumen und Englein, von dem guten Vater im Himmel, der so sehr seine guten Kinder liebt; mit Albert und Tante lebte sie der Erinnerung an vergangene Zeiten, insbesondere an ihre Hochzeit, war ja am nächsten Morgen der vierte Jahrestag derselben. Abends bat sie Albert am Klavier zu spielen und zwar

ihre liebsten Weisen und Lieder. Eine leise Hoffnung überkam Alle, daß vielleicht noch eine Besserung möglich sei; allein es war das Aufflackern der Lebensflamme vor deren Erlöschen.

Nach einer ziemlich ruhigen Nacht erwachte die Kranke früh Morgens, sprach aber verwirrt, erkannte Niemand. Als die Tante und Albert zu ihr redeten, ordneten sich ihre Vorstellungen; sie blickte beide seelenvoll an und sprach: „Die gute Tante, mein Albert!" richtete den Blick auf das Bild der Gottesmutter, das bei ihrem Bette hing, seufzte leicht auf und die edle Seele war in bessere Regionen entschwebt, eingegangen in die ewige Heimat. Rosa war gestorben.

Albert kniete am Bette, fast verzehrt vom Seelenschmerz; die Tante, obgleich selbst tiefbetrübt, war doch bemüht, ihm Trost zuzusprechen; als die kleine Rosa erwachte, verlangte sie nach ihrer Mutter und wollte sie aufwecken; als aber alle Schmeichelworte ungehört blieben, da weinte sie bitterlich.

Die Verstorbene wurde aufgebahrt; ihr Aussehen war ein so liebliches und friedvolles, als wollte sie sagen: „Was trauert ihr, mir ist ja so wohl." Die Anstalten zum Leichenbegängnisse wurden gemacht, es sind das traurige, schmerzliche Vorbereitungen für die Angehörigen, welche der Verstorbenen in Liebe zugethan waren. Albert verbat sich das hier übliche Wachen bei den Todten; an den zwei Abenden, wo die Leiche im Hause lag, wurde gebetet, dann verblieben abwechselnd Albert und die Tante bei der theuren Verstorbenen. Viele Leute kamen während der Tage, die Leiche zu schauen, sie mit geweihtem Wasser zu besprengen und Heiligenbilder hinzulegen. Als der Sarg kam, als Rosa's irdische Reste in die letzte Wohnung gebettet wurden, als sie so dalag, das Kruzifix in den gekreuzten Händen, von lebenden Blumen umrahmt, so friedlich und doch bereits die Spuren der beginnenden Verwesung an sich tragend, als es Abschied nehmen hieß von der theuren Leiche, da durchzuckte namenloses Weh das treue Herz des Gatten, mehr aber noch als der Sargdeckel aufgelegt und zugeschraubt wurde.

Von Nah und Fern waren die Leute herbeigeströmt, der Leiche das Geleite zum Grabe zu geben, und es rührte Berger, als er hierunter so manche seiner ehemaligen Gegner bemerkte. Nachdem Einsegnung und Todtenamt in der Pfarr-

kirche vorüber war, wurde der schwere Gang zum Friedhof angetreten, um die sterblichen Reste der Erde zurückzugeben.

Als der Sarg in die kühle Tiefe versenkt war, als die Erdschollen darauffielen und es dumpf heraufklang, da ergriff bittere Wehmuth die Angehörigen.

Es ist in diesen Gegenden üblich, nach der Bestattung ein Leichenmahl zu halten, wobei alle Verwandte, Nachbarn u. s. w. anwesend sind, und tüchtig gegessen und getrunken wird. Berger war dieser Brauch von jeher zuwider; er bestellt nur für die Träger und Hausleute ein Essen im Gasthause und wanderte mit seinen Angehörigen tiefgebeugt dem heimatlichen Herde zu.

Doch wie öde, wie leer war es hier, jeder Gegenstand erinnerte ihn wohl an die Hingeschiedene, erneuerte aber seinen Schmerz; insbesondere überwältigte ihn dieser, wenn er die zwei Kinder anblickte, die so früh ihre Mutter verloren.

Als der Schmerz sich ausgetobt hatte, da dachte Berger über so Manches nach, sein ganzes Leben zog an seinem geistigen Auge vorüber; diese Selbstschau legte ihm so manche Fehler blos, die ihm bisher verborgen waren; tief bereute er jedes kränkende Wort, das er der theuren Dahingeschiedenen gesagt, bedauerte, daß er während der kurzen Zeit der Ehe so viel vom Hause abwesend war: er prüfte sich und fand sein Streben wohl gut, aber auch daß eine Art Stolz auf seine Unternehmungen sich ausbildete, daß er nach den Gütern dieser Welt strebte, dabei aber er zu selten den Blick nach oben zu dem erhoben hatte, von dem jede gute Gabe, von dem jedes Gedeihen kommt. Wenn er so recht traurig und in Gedanken versunken an irgend einem von Rosa's Lieblingsplätzchen weilte, da war ihm oft, als stehe sie ihm tröstend und ermuthigend zur Seite; der herbe Schmerz löste sich in Thränen auf und es wurde ihm leichter um's Herz. Erleichterung fand er auch bei anhaltender Arbeit in der Wirthschaft. Doch verfiel unser Albert immer mehr in Schwermuth, so daß seine Freunde um ihn ernstlich besorgt wurden.

Angust, Alberts Vetter und innigster Freund war auf einige Tage zu Besuch gekommen; dieser, sowie seine Mutter, die gute Tante, beschlossen ihn zu bereden, daß er zur Zerstreuung eine Reise unternehmen möge, die Abwechslung würde ihm wohl thun, anregen und seinen sonst so lebhaften

Geist beschäftigen und auf andere Gedanken lenken. Sie besprachen sich hierüber mit dem Nachbar am Kogl, der ganz ihrer Ansicht war und versprach, während Berger's Abwesenheit die Leitung der Wirthschaft zu übernehmen, während die Tante das Hauswesen und die Kinder besorgen und zu diesem Zweck auch ihre Tochter Mina zu sich berufen wollte.

Nachdem die guten Menschen dieß unter sich ausgeredet hatten, sprachen sie darüber mit Berger, der anfangs wenig Theilnahme zeigte, als aber ihm die Tante vorstellte, er müsse sich schonen, müsse sich zu erhalten trachten, es sei dieß seine Pflicht schon der Kinder wegen, da willigte er ein und entwarf einen Plan zur Reise, der ähnlich dem war, welchen er vor seiner Verehelichung auszuführen gedachte. Er wollte das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, wollte zugleich etwas lernen, und so entschied er sich nach Deutschland, Belgien und der Schweiz zu gehen, und insbesondere auch jene Gegenden zu besuchen, wo die Landwirthschaft überhaupt oder einzelne Zweige derselben auf besonders hoher Stufe steht.

Bevor er abreiste, besuchte Berger noch das mit Blumen bedeckte Grab seiner Rosa und über den einen Spruch an der Thür seines Hauses schrieb er den zweiten: „An Gottes Segen ist Alles gelegen."

Berger's Reise.

Vorerst ging die Reise nach Wien, wo noch so Manches zu besorgen war; bis dahin begleitete ihn Freund August, der zur Vollendung seiner Studien dorthin zurückkehrte, dann nach Prag, im schönen herrlich bebauten Elbethal nach Leitmeriz, dann nach Saaz, weiter über Teplitz nach Dresden und Leipzig, von wo aus mehrere der deutschen Kleinstaaten, insbesondere die sächsischen Herzogthümer und Anhalt besucht wurden. Von Erfurt über Gotha, Eisenach, Kassel und Göttingen nach Hannover, und von da über Braunschweig und Magdeburg nach Berlin. Weiter nach Hamburg, von wo aus ein Ausflug nach Holstein gemacht, dann die Fahrt über Bremen, Oldenburg nach Holland fortgesetzt wurde. Nach einem mehrtägigen Aufenthalte in Amsterdam ging es nach Belgien, und zwar nach Antwerpen, Brüssel und Lüttich; dann wieder nach Deutschland über Achen nach Köln, das

Rheinthal aufwärts nach Koblenz und Mainz, von da aus wurde Frankfurt am Main besucht und weiter gereist über Darmstadt nach Heidelberg, Heilbronn und Stuttgart, dann nach Karlsruhe und abermals am Rhein aufwärts über Kehl nach Basel in die Schweiz; nun folgt eine Rundreise in diesem Alpenlande über Bern und Genf in den Kanton Tessin, dann zurück nach Luzern, Zug, Zürich, Schaffhausen, nun an den Bodensee nach Konstanz und Lindau; endlich nach einem kleinen Abstecher in's Voralberg'sche, über Ulm und Augsburg nach München und über Salzburg in die Heimat. Auf dieser Reise durch die bestkultivirtesten Gegenden Deutschlands, Hollands, Belgiens und der Schweiz hatte Berger Gelegenheit, Vieles zu lernen, woraus er und Andere später Nutzen ziehen sollten. Als Naturfreund gewährte es ihm hohen Genuß, Gegenden zu schauen, nach deren Anblick er von Jugend auf eine Sehnsucht gefühlt, insbesondere das deutsche Rheinthal und die Schweiz.

Als Landwirth interessirten ihn vor Allem die verschiedenen Bewirthschaftungsarten und die staunenswerthen Erfolge, welche der menschliche Fleiß und die Intelligenz selbst da erreicht, wo klimatische, wie Bodenverhältnisse ungünstig waren, aber eben durch die hohe Kultur geändert worden waren.

Daher hielt er sich auch längere Zeit in Holland auf, wo so viel fruchtbarer Boden dem Meere abgerungen; in Preußen, wo öde Heide, Moor und Sandflächen in fruchtbare Ländereien verwandelt worden sind; er bewunderte das in landwirthschaftlicher, wie industrieller Beziehung auf einer so hohen Stufe stehende Belgien. Doch das Liebste war ihm Baden und Württemberg; sind ja dort Boden- und klimatische Verhältnisse ähnlich wie in Oesterreich. Hier die Donau, dort der Rhein, hier wie dort der Weinbau, Ackerbau und Viehzucht vorherrschend, je nach Erhebung der Gegend über das Meer; und doch welch' himmelweiter Unterschied! Um dessen Ursachen zu studieren, hielt sich Berger drei Wochen in diesen Ländern auf, die er nach allen Richtungen bereiste.

Wenn er so die üppigen Fluren durchstreifte, die sorgsam bearbeiteten Aecker, die daselbst betriebene intensive Wirthschaft betrachtete mit vorherrschendem Futter- und Handelspflanzenbau, wobei der Tabak eine große Rolle spielt, wenn

er die üppigen bewässerten Wiesen ansah, die herrlichen Weingärten und die eben so ausgedehnten, wie gut gepflegten Obstbaumpflanzungen, die im guten Stande befindlichen, sorgsam kultivirten Waldungen; wenn er die vielen Verkehrsadern, Eisenbahnen, Kanäle, vortrefflichen Straßen überschaute, die Reinlichkeit und Nettigkeit der Dörfer und die behäbigen Wohnhäuser der vorherrschenden kleinen Grundbesitzer; wenn er sah, mit welchem Fleiße die Bauern ihrem schönem Berufe oblagen, aber auch wie einträglich dieser war; wenn er hörte, daß der Morgen (etwa 1000 Quadratklafter oder $^3/_5$ Joch) von mindestens 200 Gulden bis zu 1600 Gulden im Werthe steht, daß Wirthschaften mit 50 Morgen (also etwas über 30 Joch) 40000 bis 50000 Gulden kosten, daß Kapitalien gerne zu 4, auch zu 3 Prozent den Landwirthen dargeliehen, aber von diesen selten benöthigt werden; und wenn er dagegen hielt, daß bei uns die Güter nur den fünften bis zehnten Theil dieses Werthes haben; wenn er weiters so oft die Bildung und Kenntnisse der Bauern im Gespräche mit ihnen zu bemerken in der Lage war; wenn er von Straßenbettlern unbelästigt blieb und keine Vagabunden zu sehen bekam, während man bei uns auf allen Wegen und Stegen solchen Faulenzern aus allen Ländern begegnet; wenn er die Sicherheit und die Achtung vor fremden Eigenthum beobachtete, die so weit geht, daß das Obst auf den Bäumen selbst an den Straßen von fremden Händen unberührt bleibt; wenn er sah, wie gut es mit der Sittlichkeit der Landbevölkerung bestellt sei — und noch so vieles Andere, dann ergriff ihn wahre Wehmuth über diese großen Unterschiede.

Aber als er genauer nachforschte und nachdachte, da wurden ihm die Ursachen klar, die zusammengewirkt haben, daß sich die Landwirthschaft in jenen beneidenswerthen Ländern auf eine so hohe Stufe emporschwingen konnte.

Er fand sie vorerst darin, daß nicht allein vorzügliche, den Verhältnissen anpassende, den Bedürfnissen entsprechende Gesetze bestehen, sondern daß diese auch gehalten und gehandhabt werden.

Er fand sie weiters in der freien Staatsverfassung, welche eben gestattet, daß die Uebelstände, welche ein Gesetz oder dessen Abänderung wünschenswerth machen, von den Abgeordneten des Landes berathen werden, daher nur praktische

Gesetze die Folge dieser Berathungen sind. Die Regierungen solch' kleinerer Länder, die sich weniger um das zu kümmern hatten, was in aller Welt vorging, und nicht Ausgaben für fremde Händel zu machen hatten, waren in der Lage, ihre ganze Kraft der Entwicklung und Hebung der Volkswirthschaft zuzuwenden. Er fand sie desgleichen in dem vorzüglichen Unterricht schon in der Volksschule, der sich nicht darauf beschränkt, den Kindern außer dem Religionsunterrichte, nothdürftig Lesen, Schreiben und das Einmaleins zu lehren, sondern ihnen alles das zugänglich macht, was sie zur dereinstigen Ausübung ihres Berufes zu wissen nöthig haben, einen Unterricht, der die Kinder denken lehrt. Endlich in der wahren Vaterlandsliebe, die eben dadurch genährt wird, daß man für das Wohl der Bevölkerung sorgt; in der wirklich freien Gemeinde dem so entwickelten Vereinswesen; den relativ geringen Steuern; dem Nichtvorhandensein volkswirthschaftlich schädlicher Monopole, den billigen und bequemen Verkehrsmitteln, dem billigen Kapitale, der blühenden einheimischen Industrie und noch so manchem Anderen.

Und entgegen alledem die traurigen Zustände der 1850er-jahre in unserem Oesterreich! Zustände, die uns unaufhaltsam dem Untergange zutreiben mußten.

Berger widmete seine Aufmerksamkeit, insbesondere auch den mit der Landwirthschaft verbundenen, industriellen Anlagen; dem Vereinswesen und dem landwirthschaftlichen Unterrichte; er besuchte die vorzüglichsten Lehranstalten Deutschlands und der Schweiz.

Jene Gegenden, wo ein oder der andere Zweig der Landwirthschaft auf besonders hoher Stufe steht, widmete er erhöhte Aufmerksamkeit; z. B. Saaz in Böhmen wegen des Hopfenbaues, Erfurt in Preußen wegen der großartigen Handelsgärtnereien.

In der Schweiz hatte Berger neuerdings Gelegenheit sich zu überzeugen, wie sehr das Fernbleiben von dem Kriegslärm, wie sehr eine freie Verfassung, entwickeltes Gemeinwesen und die Macht des Beispieles einiger ausgezeichneter Männer von wohlthätigem Einfluß auf die volkswirthschaftlichen Zustände sei und auf welch' hoher Stufe die Landwirthschaft, besonders in einigen Gegenden dieses Alpenlandes stehe.

Diese Reise war für Bergers leidendes Gemüth von den besten Folgen. Die Eindrücke, welche das Gesehene und Erlebte auf ihn machten, hatte er in einem Tagebuche aufgeschrieben, und wenn wir darin auch oft einer Art Heimweh begegnen, wenn er auch insbesondere da, wo die erhabene Gottesnatur oder die zweckmäßige Benützung und Verschönerung derselben durch vernünftige und denkende Wesen einen tiefen Eindruck auf ihn machten, stets seiner Rosa gedenkt, sie herbeisehnt aus den lichten Regionen und ihm dabei so wohl und wehe wird, als weile sie wirklich in seiner Nähe, so sehen wir doch, daß sein lebhafter Geist bereits aus dem Gesehenen Folgerungen zieht, wie es zum Besten seines Vaterlandes anzuwenden sei.

Nach einer Abwesenheit von vier Monaten kehrte Berger in die Heimat zurück, es war der halbe September vorüber, als er im Thalhofe eintraf. Er hatte alle Ursache, zufrieden zu sein, denn nicht allein, daß sich seine Lieben wohl befanden, war auch die Wirthschaft in Ordnung, die Ernte eine befriedigende und er war dankerfüllt gegen alle, welche hierzu beigetragen hatten.

Der Rosenhof.

Als Berger den Boden seiner Wirthschaft wieder betrat, sah er so Manches mit anderem Auge an, als vorher. Schon während der Reise waren verschiedene Pläne zur Reife gediehen, die nun ausgeführt werden sollten.

Vor Allem wollte er seiner dahingeschiedenen Gattin ein bleibendes Denkmal stiften. Er bedachte, daß nächst Gottes Fügung die Liebe zu Rosa Ursache war, daß er gerade in diese Gegend kam, daß er diesen Hof ankaufte; er gedachte der vielen Mühe und Sorge, die sie hier erlebt, wie sie so unverdrossen in dem Hauswesen waltete, und wie alle, die mit ihr zu thun hatten, sie in freundlichem Angedenken bewahrten. Weiters gedachte Albert Rosa's Vorliebe für die Blumen, und insbesondere für ihre Lieblingsblumen, die Rosen, welche in verschiedenen Farben und Sorten im Gärtchen vor dem Hause angepflanzt waren. Da glaubte er die Umstaltung des Hofes und der ganzen Wirthschaft damit beginnen zu sollen, daß er den bisher üblichen Namen „Thalhof" in jenen

des „Rosenhofes umänderte, was geschah; und wirklich gelang es, daß dieser Name nach und nach gang und gäbe und auch in weiteren Kreisen bekannt wurde.

Ueberdies war es ein öfters geäußerter Wunsch Rosa's gewesen, dessen sie noch an ihrem letzten Lebenstage gedachte, daß auf der Anhöhe ob dem Hause, von wo aus eine so schöne Uebersicht des Thales sich darbot, eine einfache Kapelle zu Ehren der Gottes-Mutter gebaut werde.

Dies geschah, in derselben wurde das Madonnenbild angebracht, auf das der Sterbenden letzter Blick geruht, und eine Gedenktafel mit Namen und Sterbetag der Dahingeschiedenen. Zwei junge Linden, die Rosa selbst in die Baumschule gepflanzt hatte, wurden daneben gesetzt, um dereinst Schatten und süßen Blüthenduft zu spenden.

Nun ging es an die genaue Ausarbeitung des Planes, den Rosenhof in eine Musterwirthschaft umzugestalten, und wurde auch mit der Ausführung alsbald begonnen. Die gute Tante, nebst Cousine Mina waren so freundlich, zu versprechen, daß sie noch bis zum Frühjahr hier bleiben würden. Unserm Albert war das sehr lieb, konnte er doch noch diesen Winter mit Rosa's liebsten Verwandten, denen auch er vom Herzen zugethan war, zubringen, und war sohin sicher, daß für die beiden Kinder mit Liebe gesorgt wurde, daher er der Förderung seiner Pläne alle Aufmerksamkeit und Thatkraft zuwenden konnte.

Es galt diesen Winter, die noch fehlenden Baumaterialien zu beschaffen und alle Vorbereitungen zu treffen, daß zeitlich im Frühjahre mit dem Baue selbst begonnen werden konnte. Außerdem nahmen die Vorarbeiten zur Umgestaltung des Betriebes der Feldwirthschaft viele Arbeitskräfte in Anspruch, für deren Sicherung Sorge zu tragen war. Für Berger war die angestrengte Thätigkeit von bestem Erfolge, er vergaß wohl nicht die liebe Verstorbene, aber es blieb ihm keine Zeit, sich der Schwermuth hinzugeben. Der Herbstanbau war vollendet, Obst gab es dieses Jahr nicht viel, und so blieb nur eine Hauptarbeit vor Winter, die Deckung des Streubedarfes; auch diese wurde, weil die Witterung günstig war, und bereits mehr Arbeitsleute vorhanden, bald eingebracht und es konnte wieder Erwarten bald mit den außergewöhnlichen Arbeiten begonnen werden.

Wie diese durchgeführt wurden, dem wollen wir, um die Sache übersichtlicher zu gestalten, indem wir unsere Erzählung unterbrechen, ein eigenes Kapitel widmen.

Eine Musterwirthschaft.

Berger wollte den Rosenhof zu einer Musterwirthschaft umgestalten und da galt es vor Allem nach einem geordneten und wohlüberdachten Plane vorzugehen; damit vorerst nichts gemacht werde, was später als nicht passend hätte beseitigt werden müssen, und daß die Arbeit gehörig eingetheilt und auf mehrere Jahre vertheilt werde, um diese vorzüglicher zu machen und die Baarauslagen zu vermindern. In den vorhergegangenen vier Jahren war wohl so manches zur Verbesserung der Wirthschaft geschehen, aber nur nachdem es gerade die Zeit zuließ, und insoweit es der Mangel an tauglichen Arbeitsleuten und die anderweitigen Beschäftigungen Berger's gestatteten. Doch hatte er sich bereits eine gründliche Kenntniß des Bodens und der klimatischen Verhältnisse der Gegend erworben, was ihm sehr zu Statten kam.

Vorerst mußte an den Umbau der Gebäude gegangen werden, aber auch hier mußte ein wohlberechneter Wirthschaftsplan zur Grundlage dienen, damit auf die nöthigen Räumlichkeiten Bedacht genommen werden konnte.

Auch in dieser Hinsicht war vorgearbeitet worden; schon während der letzten zwei Winter waren Baumaterialien herbeigeschafft worden, als: Mauersteine, Sand, ferner zum Kalkbrennen das Holz vorgerichtet und die Steine gebrochen, auch Bauholz war schon im Vorrath, namentlich eine große Partie Breter, dann Deckstroh u. s. w.

Schlimm ist es, wenn man bauen soll und es fehlt an vorbereiteten Materialien, es ist aber insbesondere bei einer Wirthschaft schlimm, wenn dann im Sommer, während der dringendsten Arbeiten, die Kräfte der Wirthschaft zur Herbeischaffung von Baumaterialien verwendet werden müssen; hierdurch leidet nicht allein diese, sondern es wird dann auch weniger solid und dauerhaft gebaut.

Für den Umbau des Hofes hatte Berger zwei Jahre bestimmt; bis die Wirthschaft aber in den Stand gebracht

werden konnte, wie es Berger sich vorzeichnete, mochten wohl sechzehn Jahre vergehen, so, daß dieß erst zu Ende 1868 der Fall sein würde.

Wir müssen, wenn wir nicht bloß den Plan, sondern auch theilweise die Ausführung der Verbesserungen am Rosenhof besprechen wollen, dann und wann der Zeit vorgreifen, um die Sache nicht nur übersichtlicher, sondern, wie wir hoffen, auch belehrend und anregend zu gestalten.

Wir beginnen somit

1. Mit der Anlage und dem Baue des Wirthschaftshofes.

Berger hatte während seiner Reise diesem wichtigen Gegenstande alle Aufmerksamkeit gewidmet und sich manche Skizzen und Pläne von besonders zweckmäßigen Gebäuden gemacht. Unter den vielen Umständen, die bei solchen Neubauten, welche für lange Jahre dauern sollten, berücksichtiget werden müssen, ist vorerst die Wahl des Bauplatzes. Diese ist um so schwieriger, wenn theilweise bestehende Gebäude benützt werden sollen; der Bauplatz wurde oberhalb der alten Gebäude gewählt, so konnten diese wenigstens theilweise benützt werden, bis die neuen vollendet waren.

Vorne mit der Front gegen die Straße, sollte das Wohnhaus stehen, etwas vorspringend von den übrigen Gebäuten, doch von der Straße durch ein nicht zu kleines Gärtchen getrennt; rechts und links vom Wohnhaus die Stallungen, und den Abschluß dem Hause gegenüber die Scheuer machen, so, daß alle Gebäude, im Zusammenhang stehend, einen regelmäßig viereckigen Hofraum einschließen, die Dächer jedoch durch Mauern getrennt werden sollten.

Der Hofraum hatte frei zu bleiben, in demselben wie früher ein lebender Brunnen zu fließen, von dem das Wasser in die Stallungen und auch in die Küche geleitet werden konnte; die Düngerstätte aber hatte, in zwei Abtheilungen getrennt, rückwärts der Stallungen Raum zu finden.

Es war sohin vor Allem nöthig, den Bauplatz etwas zu erhöhen, um das abfließende Wasser vom Brunnen und den Dächern, die Jauche u. s. w. leicht ableiten zu können, und die Gebäulichkeiten trocken zu erhalten, was zu deren Dauerhaftigkeit ebenso nöthig ist, wie aus Gesundheitsrück-

sichten. Da die neuen Gebäude auf einen Theil der Hauswiese zu stehen kommen sollten, wo guter, fruchtbarer Grund sich befand, es überdieß wünschenswerth erschien, eine festere Unterlage zu erzielen, wurde die Mühe nicht gescheut, nachdem die Bäume ausgegraben waren, die Erde aufzupflügen und auf Haufen zusammenzuführen. Da die Baufläche sammt Hof etwas über 400 Quadrat-Klafter betrug und der gute Grund durchschnittlich eine Tiefe von 9 Zoll hatte, ergab dieß eine Erdmasse von 50 Kubikklafter, was über eintausend Karren zu je zehn Kubikfuß ausmachte; eine noch größere Menge mußte jedoch an Steinen, Schotter, trockener sandiger Erde u. dgl. wieder aufgeführt werden. An solchem Materiale gab es in Ueberfluß. Diese Erdbewegung war freilich ein bedeutendes Stück Arbeit, aber dadurch wurde nicht allein erreicht, daß die Gebäude eine trockene, feste Unterlage erhielten, sondern eine Menge vortrefflicher Erde zur Anlegung eines Gartens gewonnen und durch das Abräumen von Schutt und Steinen mehrere Grundflecke urbar gemacht.

Scheuer und Kuhstall wurde für's erste Baujahr bestimmt, das Wohnhaus und der andere Stall für's zweite, weil, um für letztere den erforderlichen Raum zu gewinnen, ein Theil der bestehenden Gebäulichkeiten abgebrochen werden mußte.

Im Winter wurden alle nöthigen Baumaterialien und sonstigen Behelfe vorgerichtet, um während der besseren Jahreszeit den Bau nicht unterbrechen zu dürfen.

Die Scheuer ward durch Mauern von den Ställen geschieden und erhielt gemauerte Pfeiler, deren Zwischenräume mit Brettern aus Lärchenholz verschallt wurden. Die Dreschtenne, in der Mitte der Scheuer befindlich, wurde mit eichenen Pfosten ausgebrückt, die Räume zur Aufnahme des Getreides zweckmäßig abgetheilt, die Böden gedielt. Für gehörigen Luftzug wurde gesorgt, sowie dafür, daß das Einbringen der Ernte, so wie das Wegbringen des Strohes mit dem geringst möglichen Arbeitsaufwand verbunden war.

Auf den Bau und die Einrichtung der Stallungen wurde insbesondere Sorgfalt verwendet. Es waren zwei von einander getrennte Ställe; der eine für die Sprungstiere, die Kühe und Kalbinen, der andere für Ochsen und derlei Jungvieh bestimmt; für die Kälber bis zum vollendeten ersten

Lebensjahr war eine eigene Abtheilung neben dem Kuhstalle errichtet, in der sich diese frei bewegen konnten.

Die Stallungen wurden geräumig angelegt, gewölbt, für entsprechende Erneuerung der Luft war durch Ventilatoren gesorgt, sowie auch für die nöthige Erhellung durch Doppelfenster. Der Boden durchaus eben, gegen die Abflußrinne der Jauche unmerklich geneigt, betonisirt, d. h. aus einer Masse aus Kalk und Kies bestehend; die Stände so angebracht, daß die Thiere mit den Köpfen gegen den Hauptgang standen; die Futterbarren (Krippen) aus Stein. In jedem Stalle befand sich ein steinerner Grand, in welchem das Wasser vom Hofbrunnen nach Belieben geleitet werden konnte, der Abfluß des Wassers wurde so eingerichtet, daß er in den für genannten Brunnen bestimmten mündete. Hinter den Viehständen waren Rinnen aus Cement angebracht, in denen die Jauche abfloß und zwar vorerst in je eine unterirdisch angebrachte große Bottich aus Lärchenholz; sobald diese voll war, floß die Jauche durch einen ebenfalls unterirdischen Kanal in die außerhalb des Stalles angebrachte Jauchengrube.

Gutschließende Doppelthüren, waren in jedem Stalle zwei angebracht; die eine gegen den Hofraum, die andere nach rückwärts; letztere diente, um den Mist und die Jauche aus dem Behälter im Stalle bequem ausbringen zu können, wie auch das Vieh bei einer etwa statthabenden Feuersgefahr. Neben dem Ochsenstall war einerseits ein Stall auf zwei Pferde und anderseits der Schafstall angebracht; bei der Einrichtung dieser beiden kleineren Ställe wurde auf die für die Gesundheit dieser Hausthiere nöthigen Vorkehrungen besonders Rücksicht genommen.

Die Schweinställe waren in einer gewölbten Abtheilung nahe dem Wohnhause untergebracht und so eingerichtet, daß deren Bewohner unmittelbar von den Ställen im Freien in einen eingefriedeten Raum, durch den der Abfluß des Hofbrunnens geleitet war, gelangen konnten.

Den Hühnern war eine Ecke des Kuhstalles eingeräumt und zwar hatten diese dort hinlänglichen Raum zur Bewegung, wenn das Wetter nicht gestattete, sie ins Freie zu lassen.

Ober den Stallungen befand sich jederseits zunächst dem Hause ein gut ausgetäfelter Getreidekasten; durch niedere ge-

genüberstehende Fenster war für gehörigen Luftzug gesorgt und wurde dadurch, daß am Fußboden und rings an den Wänden ein etwa ein Fuß breiter Streifen Eisenblech befestigt war, dem Eindringen der Mäuse möglichst vorgebeugt.

Der übrige Raum ober den Stallungen war zur Aufbewahrung des Futters bestimmt und stand mit den Stallungen in Verbindung durch einen mittelst eiserner Fallthüre verschließbaren Schlauch, durch den das geschnittene Futter für jede Mahlzeit in den Stall gebracht wurde. Desgleichen war eine Thür vom Futterboden zur Scheuer angebracht, um das zum Schneiden bestimmte Futterstroh bequem hierher zu bringen.

Die Dächer der Ställe wurden so angelegt, daß sie nach außen vier Schuh, nach innen acht Schuh vorsprangen, so daß man unter denselben bei Regenwetter trockenen Fusses herumgehen konnte; außerdem war hierdurch der Raum zur Aufbewahrung des Futters bedeutend vergrößert und Gelegenheit gegeben, im Hofraume beiderseits eine Art Galerie anzubringen, die auf eisernen Stützen ruhte; anstatt der Geländer waren mehrere Reihen Draht über einander gespannt. Diese Galerien dienten zum Trocknen nicht nur theilweise der Wäsche, sondern verschiedener landwirthschaftlicher Produkte; unter dem Dache waren starke Schnüre gezogen, welche zum Aufhängen des Türkenweizens dienten. Unter den Galerien aber konnten so manche Wirthschaftsgeräthe trocken untergebracht werden.

An einem Theile der Rückseite der Stallungen ging das Dach tiefer herab und bildete so je einen Anhang, der zur Aufbewahrung der Streumaterialien und zum Theile des Brennholzes diente und in welchem auch Stroh, Graß u. s. w. verkleinert wurde. Außerdem befanden sich gewöhnlich in der Nähe je eine oder zwei Tristen, in welchen die Mähstreu von den Weiden aufgestapelt war. Sämmtliche Dächer der Wirthschaftsgebäude waren mit Dachrinnen versehen, deren Abfluß unter Einem mit dem Wasser des Brunnens geschah.

Als Deckmateriale für die Dächer der Stallungen, wie der Scheuer wurde Stroh verwendet und wollen wir hier den Vortheilen der Strohdächer für Wirthschaftsgebäude das Wort sprechen. Erstens sind es die geringen Kosten. Alle hiezu

nöthigen Materialien, die Deckschraube, Stangen, sowie Bänder liefert die Wirthschaft; sobald das Dach 10 bis 20 Jahre gelegen ist, liefert es abgeräumt noch ein gutes Streumateriale und zwar $\frac{1}{2}$ bis $\frac{2}{3}$ der ursprünglich abgedeckten Strohmenge. Zweitens ist das Stroh ein schlechter Wärmeleiter, aber ein guter Wärmehalter, was insbesondere für die Aufbewahrung des Futters, Getreides u. s. w. von Wichtigkeit ist und insbesondere da, wo das Futter am Boden geschnitten wird; der Arbeiter kann es daselbst zu Sommers- und Winterszeit leicht aushalten, auch sind sämmtliche Räumlichkeiten unter dem Strohdache im Sommer kühler, im Winter wärmer.

Der Hauptnachtheil des Strohdaches ist dessen Feuersgefährlichkeit; allein diese ist nur da insbesondere in Anschlag zu bringen, wo in Ortschaften die Häuser zusammenhängen oder doch nahe bei einanderstehen. Bei einzelnstehenden Gehöften ist es anders; kommt dort irgend ein Brand zum Ausbruch, so entsteht er nicht vom Dache aus, sondern vom Innern. An brennbaren Stoffen in einem Wirthschaftsgebäude ist kein Mangel und kommt dort irgend ein Brand durch Bosheit oder Liederlichkeit im Innern zum Ausbruch, dann brennt das Gebäude zusammen, das Dach mag mit was immer für einem Materiale gedeckt sein.

Ein großes Wirthschaftsgebäude mit Schindeln zu decken, kostet sehr viel; solche Dachung dauert besonders jetzt, wo so häufig im Safte geschlagenes, entrindetes Holz hiezu verwendet wird, kaum so lange als das Strohdach; ist auch nicht feuersicher, braucht bald Reparaturen und manches schöne Stück Vieh ist durch einen unter's Futter gekommenen Nagel zu Grunde gegangen.

Ziegeldächer aber schützen wenig vor dem Einfluß der Wärme und Kälte und sind schon kostspielig dadurch, daß sie wegen ihrer Schwere eines massiveren Unterbaues, eines stärkeren Dachstuhles bedürfen. Uebrigens steht nicht überall gutes Materiale zu Dachziegeln zu Gebot.

Berger zog alle diese Umstände in Erwägung und entschied sich dafür, seine sonst möglichst feuersicheren Wirthschaftsgebäude mit Stroh decken zu lassen.

Das Wohnhaus sollte aus dem Erdgeschosse und einem Stockwerk bestehen.

Zu ebener Erde befindet sich in der Mitte ein geräumiges Vorhaus, vom vorderen Eingange rechts ein großes Zimmer, in dem die Herrenleute gewöhnlich wohnen, daneben die Küche, licht und geräumig, der Boden ist gedielt, der Sparherd sehr sinnreich eingerichtet, erwärmt auch das Zimmer und hat als Nebenbestandtheil einen kleinen Obstdörrofen, während in einer Ecke der Branntweinkessel eingemauert ist. Anstossend an diese ist die Wasch- und Backküche mit dem Backofen, Kessel zum Wasser sieden u. dgl., der Boden ist mit Ziegeln gepflastert. Daran reiht sich die sehr zweckmäßig eingerichtete Milchkammer mit lebendem Wasser. Von der Waschküche aus kann man zu den Schweinställen und in den Kuhstall gelangen. Dem Eingang zur Linken befindet sich ein Zimmer, etwas kleiner als das zur Rechten, es ist die Gesindestube, daneben ein kleineres Schlafgemach. Rückwärts, der Küche gegenüber zwei gewölbte Räume, deren einer zur Aufbewahrung des Sauerkrautes, der Gemüse, Kartoffel u. s. w., der andere aber insbesondere als Handkeller und zur Aufbewahrung des Obstes dient; letzterer ist mit vielen Stellagen versehen für das edle Obst.

Sämmtliche Räume des Erdgeschosses sind mit Ausnahme der beiden Zimmer gewölbt, diese aber durch ein starkes Flötz vor dem Einbrennen gesichert.

Im ersten Stockwerke befindet sich ein größeres und zwei kleinere Zimmer gegen die Straße zu, dann rückwärts zwei größere Gemächer zur Aufbewahrung von Vorräthen. Auch über diesen Wohnbestandtheilen ruht ein gutes Flötz. Der Hausboden ist geräumig und luftig, mit Ziegeln gepflastert; daselbst auch vorne eine ausgetäfelte Kammer angebracht. Die Schornsteine sind besonders solid und feuersicher gebaut. Das Dach des Wohnhauses ist mit Schindeln gedeckt und zwar mit solchen aus rothem Lärchenholze, was zwar kostspielig ist, aber durch lange Dauer den Mehraufwand wieder hereinbringt.

Die Fenster der Wohnzimmer, sowie der Küche sind groß und mit zierlichen Gittern versehen; die der andern Gemächer hingegen kleiner.

Im Mittel des Hauses ober dem Eingang springt das obere Geschoß in der Breite zweier näher zusammengerückter Fenster erkerartig etwa drei Schuh weit vor, gestützt zu jeder

Seite von zwei leichten Säulen. Unter diesen Fenstern ist auf der Mauer ein größerer freier Raum; inmitten eines gemalten Rosenkranzes steht hier das Wort Rosenhof 1852 und darunter die zwei in der Erzählung erwähnten Wahlsprüche. Am Dachgiebel krönt das Gebäude ein zierliches Thürmchen mit einer Glocke darin, um das Zeichen zum Mittag- und Abendessen zu geben oder ein Signal, wenn eins oder das andere von der Arbeit nach Hause berufen wird.

2. Anlage der Düngerstätten und Komposthaufen.

Möglichst vielen und zugleich vorzüglichen Dünger zu erzeugen, ist die Grundbedingung einer gedeihlichen Wirthschaft, insbesondere da, wo künstliche Düngemittel wegen ihrer Kostspieligkeit nicht angewendet werden können.

Demgemäß verwendet Berger auf die Düngererzeugung alle Sorgfalt.

Es wurde, wie bereits erwähnt, bei jedem Stalle eine separate Düngerstätte angelegt.

Diese ist von jedem Wasserzufluß von außen geschützt, so daß nur der Regen und Schnee darauffällt; die Gebäude einerseits, größere naheſtehende Bäume anderseits beschatten die Düngerstätten den größten Theil des Tages hindurch. Es wurde der Grund ausgehoben, statt dessen eine Lage Lehm aufgeführt, festgestampft und darauf mit Steinplatten gepflastert. An dem einen Ende wurde eine gehörig weite und tiefe Grube gegraben, mit Beton ausgekleidet und mit einer Pumpe versehen. Der Boden der Düngerstätte ist von allen Seiten gegen diese Grube zu geneigt, jedoch nicht bedeutend, sondern nur so, daß alle Flüssigkeit dieser zusinken kann. Dahin mündet auch der Abfluß aus den Jauchenbehältern im Stalle, aus den Schweinställen und das Spülichtwasser aus der Waschküche. Mittelst der Jauchenpumpe kann die ganze Düngerstätte übergüllt werden. An der andern Seite befindet sich stets ein größerer Haufe Erde und zwar unfruchtbare vom Untergrund u. s. w. Der Mist wird lagenweise auf die Düngerstätte gebracht, alle Samstage gleichmäßig geschichtet, dann etwa ein halber Zentner Gyps darübergestreut und eine sechs bis acht Zoll dicke Lage Erde vom Vorrath nebenan darübergebreitet, danach das ganze mittelst der Pumpe übergüllt. Bleibt ein Ueberschuß von Gülle oder Jauche in der

Grube, dann wird auch der daneben befindliche Erdhaufe damit getränkt. Bei trockener Zeit findet dieses Uebergüllen des Düngers öfters statt. Der konzentrirten Mistjauche in den Stallungen wurde wöchentlich für je eine Bottich ein Pfund Schwefelsäure zugegossen. Bei jedem Dunghaufen war ein Abtritt so angebracht, daß die Exkremente in die Grube gelangen; um sie mit dem flüssigen Inhalt zu vermischen, war eine eigene Vorrichtung zum Aufrühren angebracht.

Bei den im Hause befindlichen zwei Abtritten werden die Exkremente in untergestellte Kübel gesammelt, in die täglich Holzkohlenkleien und etwas weniges Eisenvitriol gegeben wurde, um den üblen Geruch zu benehmen. War ein Kübel nahezu voll, so wurde er auf einem Komposthaufen entleert.

Der Komposthaufen werden stets mehre angelegt und zwar an verschiedenen Stellen je nach Bedarf. Der Kompost wird hauptsächlich zum Düngen der Wiesen und beim Aussetzen der Obstbäume verwendet.

Zur Anlage solcher Haufen dient vorzüglich Mergel, Lehm, Teichschlamm, Sand, Straßenkoth, ausgelaugte Asche, Unkraut, Abtrittdünger und verschiedene andere Materialien. Gibt es die Gelegenheit und der Ort, wo die Komposthaufen sich befinden, so werden sie auch wohl mit Reisig eingehüllt und dieses verbrannt, ein Verfahren, daß mitunter nach dem Aufsetzen neuer Schichten wiederholt wird.

Ist die Jauche aus den Stallbottichen gerade nicht direkt zu verwenden, so wird selbe in Fässern zu den Haufen geführt und diese damit begossen.

Die Asche, welche nicht zum Hausgebrauch verwendet wird, wird sorgfältig gesammelt und zum Ueberstreuen etwas feuchter Wiesen verwendet.

Alle Knochen werden aufbewahrt, auch welche zugekauft, mittelst einer bei der Mühle angebrachten Stampfe zerkleinert, dann mit Schwefelsäure aufgeschlossen.

Durch diese sorgfältige Behandlung des Düngers, durch das Sammeln aller Abfälle und zur Kompostbereitung tauglichen Materialien wird nicht nur eine große Menge, sondern auch sehr wirksamer Dünger erzeugt, wie ihn eine intensiv betriebene Wirthschaft erfordert.

3. Verbesserung der Wege und Regulirung der Bäche.

Im guten Stande sich befindliche Wege sind dem Landwirthe sehr wichtig, weil er hierdurch Zeit, Zugkraft und Reparaturen erspart; das leuchtet aber unserer Landbevölkerung noch sehr wenig ein, wie der meistens elende Zustand der Gemeinde- und Privat-Fahrwege beweist. Am Rosenhof war das anders. Das Gut durchzog, wie bereits früher erwähnt, der Länge nach im Thale entlang dem Bache, die Gemeindestraße und es war diese in einem eben solchen Stande, wie so viele andere derlei Straßen; sie wurde verbessert, doch davon später.

Es ist da noch ein öffentlicher Weg in dem vom Hofe abzweigenden Seitenaste des Thales; dieser war voller Löcher und grober Steine, vom Wasser ausgewaschen. Es wurden einige unnützige Hügel abgetragen, die Vertiefungen ausgefüllt; darüber kam eine dicke Steinlage und darnach wurde der Weg beschottert, insbesondere wurde darauf gesehen, die sogenannten Auskehren in gutem Stand zu halten, damit das sich ansammelnde Wasser nicht überfließe und den Weg auswasche.

War von den Gründen oder den Feldern, von den Weiden oder Wiesen etwas herabzuführen, so mußte das stets mit Beschwerden geschehen, da kein Weg vorhanden war; dem abzuhelfen, wurden solche Fahrtwege mit nicht zu starker Steigerung angelegt, die abgegrabenen und angeschütteten Stellen wurden mit Weißklee und Grassamen bebaut.

Die Wege im Thale aber, welche öfters benutzt werden, wie ein solcher längs den Feldern und dann in der Mooswiese bestand, wurden besser angelegt. Das Erdreich, etwa acht bis zwölf Zoll tief in der Breite von einer Klafter ausgehoben, anstatt desselben Schutt eingefüllt, der dann mit etwas trockener Erde planirt wurde und darauf Grassamen angebaut. Dadurch entstand ein fester Weg und wurde nicht wie bisher beiderseits der Grund zerfahren, überdieß eine große Menge guter Erde gewonnen, die, auf seichte Ackerstellen geführt, weit nutzbarer verwendet wurde.

Es waren auch ein paar Brücken über den Bach vorhanden. Bei diesen wurden die Brückenköpfe gemauert; Wassergräben, welche die Wege durchschnitten, wurden in gemauerte Kanäle gefaßt und mit Steinplatten gedeckt.

4. Aenderung der Gehege.

An den Bächen wurden verschiedene Regulirungen vorgenommen. Wo starke Krümmungen waren, und dadurch Einrisse ins Ufer veranlaßten, wurden diese abgegraben und dem Bache ein möglichst gerades Bett gemacht. Andere abgerissene Uferstellen wurden befestigt oder auch so schief abplanirt, daß aus dem steilen Ufer ein sanftes wird. Zur Uferversicherung wurde Holz anzuwenden vermieden, dagegen hiezu Weidengeflechte oder, wo nöthig, große Steinblöcke verwendet. Ueberhaupt wurden längs dem Bache an freien Stellen Weiden gepflanzt und hiezu solche Arten verwendet, deren Ruthen biegsam und zu Flechtarbeiten brauchbar sind. Doch sollten auch einige Strauchgruppen und Dickichte belassen werden, um den in den Tümpeln befindlichen Forellen Schatten und den Vögeln Brutstätten zu gewähren.

Bei einer Wirthschaft im Gebirge, wo der Viehauftrieb im Sommer auf die Weiden, im Herbste auf fast alle Gründe stattfindet, wo auch auf den Straßen und Wegen Vieh häufig getrieben wird, müssen die Gründe eingefriedet, verzäunt sein. Wenn man bedenkt, daß an allen Grenzen, an den Fahrwegen beiderseits Zäune sind, daß ein Grundstück von dem andern durch solche geschieden ist, dann kann man ermessen, welche Arbeit die Instandhaltung derselben jährlich veranlaßt. Beim Rosenhof waren solcher Gehege und Zäune nahezu 4000 Klafter! Theils waren es, insbesondere zwischen den Grundstücken, lebende Zäune, aus verschiedenen Holzgattungen bestehend, doch nie beschnitten, sondern je nach stärkerem oder schwächerem Wachsthum alle fünf bis zehn Jahre zum Theil abgestockt, der übrige niedergebogen und mit sogenannten Hagspalen befestigt. Derlei Zäune oder Häge erfordern wenig Holz, liefern sogar viel Brennholz und sind da am Platze, wo solche hochaufwachsende Gehege nicht anderen Pflanzungen hinderlich wird, z. B. zur Abgrenzung des Waldes und der Weiden von den übrigen Grundstücken; insbesondere praktisch sind selbe als unverrückbare Grenze gegen Nachbarsgründe.

Die andern Gehege sind aus todtem Holze; man verwendet hierzu entweder schwächere Stämme, insbesondere beim Durchforsten gewonnene Stangen, oder nimmt junge Stämme, die in 2 oder 4 Theile gespalten werden; letzteres ist ein

bedauerliche Holzverschwendung, weil die Stämme, welche dazu abgestockt werden, eben im besten Holzzuwachs sind; leider sind gerade solche sogenannte Randelhage am meisten üblich.

Weiters hat man noch die sogenannten Gartzäune aus Spalten von Tannen oder Lärchen und geraden geklobenen Stecken. Wenn selbe gut gemacht sind, dauern sie lange, sind hübsch und gewähren den meisten Schutz, selbst gegen das Eindringen der Hasen. Da aber hiezu nur starkes astfreies Stammholz verwendbar ist, dieses aber immer seltener, daher werthvoller wird, so kommen diese Zäune mehr und mehr außer Gebrauch.

Als Berger den Hof kaufte, befanden sich die Gehege in schlechtem Zustande; die lebenden waren hoch aufgewachsen und lückenhaft, die aus todtem Holze großentheils verfallen. Nur an den Grenzen waren diese ziemlich wohlerhalten, weil natürlich hier die Nachbarn darauf drangen, um so mehr, als diese Arbeit in der Regel beide Anrainer gemeinschaftlich vornehmen, oder jeder seinen bestimmten Theil zu machen hat.

Alle Gehege herzustellen, hätte unverhältnißmäßigen Zeit-, Arbeits- und Holzaufwand veranlaßt. Es wurden somit vorerst alle Gehege zwischen den einzelnen Feldern der Sonnseite und jenes, welches die Wiesflecken und den Niederwald ob den Feldern von diesen schied, ganz aufgelassen; die Gehege an der Straße, theils aus altem, theils aus neuem Materiale hergestellt, und die zwischen den Weiden und Wiesen wenigstens insoweit ausgebessert, daß das Vieh nicht durch konnte.

An eine Umstaltung wurde später gegangen, nachdem der Wirthschaftsplan entworfen war. Bei der Grundverbesserung kamen eine bedeutende Menge größerer Steine zum Vorschein, die weggeschafft werden mußten: diese dienten dazu, um da, wo die große Wiese an die Straße grenzt und ziemlich steil dahin abdachte, anstatt dem Gehege 3 bis 4 Fuß hohe trockene Mauern aufzuführen, die dann oben mit Erde verplanirt wurden; dadurch wurden etwa 200 Klafter Hag erspart. Anderseits an der Straße wurden provisorisch Holzzäune angelegt und an deren Innenseite ein lebendiges Hag gesetzt, wo zu einer Strecke nur Weißdorn, zu einer andern nur Hainbuchen, zu einer dritten Fichtenpflanzen verwendet wurden, die in einer Baumschule aufgezogen worden waren.

Diese Gehege wurden in ordentlichem Schnitt etwa 4 Fuß hoch und 2 Fuß breit gehalten und blieb für eine Strecke von etwa 600 Klafter in Hinkunft nicht allein viel Holz erspart, aber auch die Arbeit war verringert, und zugleich boten diese lebenden Gehege einen sehr freundlichen Anblick. In der Nähe des Hauses waren die Grundstücke mit Gartenzäunen eingefriedet. Wo kein lebendes Hag aufkommen konnte, wie in der Nähe des Hochwaldes, wurden die beim Durchforsten gewonnenen Stangen verwendet. Ein Vorrath von Spalten, Brettern und Hagstecken war vorhanden, und zwar für etwa 400 Klafter Gehege, um einzelne Grundstücke zeitweilig einzufrieden, insbesondere für die Schafe und Kälber. Dieses Hagholz wurde, wenn nicht mehr nöthig, allsogleich abgeräumt und bis auf weitere Verwendung unter Dach aufbewahrt.

Grundverbesserungen.

Die Aecker waren insbesondere verwahrlost; vielleicht seit zwanzig Jahren war wenig oder keine Erde mehr auf die Leiten geführt worden; am oberen Ende war sohin oft 2 bis 3 Klafter breit die Erde abgebaut, auf den Riegeln und Kogeln das Erdreich so abgeschwemmt, daß allenthalben große Steine hervorschauten. Hingegen waren zu beiden Seiten und am unteren Ende der Aecker große Massen Erde angehäuft.

Ueberhaupt war ein Theil der Aecker seicht, doch war mitunter die Ursache davon, daß lange Jahre hindurch nur seicht geackert worden war, daher die Ackerkrume in der Tiefe verhärtete. Diese bestand großentheils aus sandigem Lehmboden mit größeren Sandsteinen, ein kleinerer Theil war lehmig; der Sand Kalksand. — Fast in jedem Felde waren ein oder mehrere nasse Stellen, sogenannte Naßgallen, so daß bei nasser Witterung auch die unteren Theile der Felder sehr litten. — Neben den Feldern, theilweise auch in diesen, waren große Steinhaufen, die sicher großentheils seit der Beurbarung der Gegend hier lagerten.

Früherer Zeit war Vierfelderwirthschaft betrieben worden, ohne Futterbau; Winterfrucht, Sommerfrucht, abermals Sommerfrucht, dann Brache; in die Brache baute man zum kleinen Theil Erdäpfel. Letzterer Zeit existirte gar keine

Fruchtfolge, es wurde bald da, bald dort etwas angebaut. Da gab es nun Arbeit vollauf. In den Jahren 1848 bis 1852 war so manches geschehen; Erde hinaufgeführt worden, ein Theil der Felder tiefer geackert, das Wasser mittelst Wasserfurchen abgeleitet, einige Steinhaufen entfernt u. s. w. Nun galt es bei den Verbesserungen nach einem festen Plane vorzugehen. Vor Allem mußte der für die Gegend und den Boden passendste Wirthschaftsbetrieb ausgedacht werden.

Einzelne kleine Ackerparzellen, sowie jene abgerechnet, die zur Anlage eines Gartens verwendet werden sollten, waren etwas über 20 Joch Aecker, die hier in Betracht kamen. Davon waren etwa 12 Joch eben oder so wenig geneigt, daß sie mit dem einfachen Pflug in Beete gepflügt werden konnten, und die Bearbeitung in Reihen mittelst Maschinen möglich war. Für diese systemisirte Berger einen vierjährigen Fruchtwechsel und zwar: 1. Hackfrucht, 2. Sommerfrucht (mit Klee) 3. Klee, 4. Winterfrucht.

Für die 8 Joche steileren Abhänge oder Leiten, die nur mit dem Doppelpfluge bearbeitet werden konnten, mußte eine andere Fruchtfolge erdacht werden, in der möglichst dahin zu trachten war, daß nicht zu oft geackert werden durfte, um das Abschwemmen der Erde bei Regengüssen und das Abbauen derselben auf das geringste Maß zu beschränken. Hier wurde ein achtjähriger Turnus (Fruchtfolge) eingerichtet und zwar:

1. Brache, 2. Winterroggen. (Korn), 3. Hafer mit Klee und Gras, 4., 5., 6. Kleegras, 7. Winterweizen, 8. Hafer.

Nachdem die Fruchtfolge festgestellt war, mußte die Arbeit aufgetheilt werden und wurde bestimmt, daß jährlich 1 Feld mit beiläufig 3 Joch der vierjährigen Wechselwirthschaft und 1 Joch von den Leiten in der Hauptsache zu verbessern sei.

Diese Verbesserungen bestanden:

1. In dem Entwässern, indem die Quellen aufgefangen und in 4 Schuh tiefen Gräben, die locker 2 bis 3 Schuh tief mit Steinen ausgefüllt wurden, worüber das Erdreich kam, abgeleitet wurden. Drainröhren waren damals noch nicht in der Nähe zu haben; auch mußten zugleich wenigstens jene Steinhaufen, welche die Bearbeitung hinderten, beseitigt

werden, fanden daher in den Entwässerungsgräben ihre passende Verwendung.

2. In den Aufführungen der abgebauten und abgeschwemmten Erde, was in den leitigen Aeckern sehr viele Arbeit verursachte, aber auch bei den ebenen Feldern theilweise nöthig war, weil durch lange Zeit an den Enden der Furchen beim Wenden des Pfluges u. s. w. viele Erde abgelagert worden war, so daß die Raine, hier Anwander genannt, meist höher waren als das Feld.

3. In dem Ueberführen mit Bodenverbesserungs-Materialien.

Es war Berger's Nachforschungen gelungen, in seinem Grunde ein großes Lager vorzüglichen Mergels aufzufinden, ein Grundverbesserungs-Materiale, dessen sich einige Bauern in der Gegend mit bestem Erfolge bedienten. Ferners hatte hatte sich in dem bei der Mühle befindlichen Teiche eine Masse Schlamm angesammelt; noch größere Mengen lagen in der Nähe auf Haufen, weil, wenn die Ablagerung des Schlammes im Mühlteiche zu groß wurde, man denselben wohl ausfaßte und in der Nähe ablagerte, aber nie wegführte. Solch abgelegener Teichschlamm ist aber ein vortreffliches Bodenverbesserungs-Materiale.

Diese beiden Hilfsquellen kamen nun der Wirthschaft gut zu Statten, gaben aber sehr viele Arbeit; denn an Lettenkoth (Teichschlamm) waren etwa 800 Karren zu 10 Kubikfuß vorhanden, Mergel aber braucht man im Mittel für das Joch 240 Karren zu 10 Kubikfuß, sohin für die 20 Joch Aecker mindestens 4800 Karren oder 48.000 Kubikfuß, die rund 230 Kubikklafter geben.

4. In der sorgfältigen Bodenvorbereitung.

Die zum Hackfruchtbau bestimmten Aecker wurden gleich nach Abräumen der Vorfrucht seicht gewendet, so daß der Unkrautsame keimen konnte, dann im Herbst möglich tief gestürzt und wo es anging, auch der Untergrundpflug in Anwendung gebracht. Ueber Winter wurden die Bodenverbesserungs-Materialien aufgeführt, der nöthige Dünger auf's Feld in größere Haufen geführt, welche stets mit Erde gedeckt wurden. Bei den Leiten geschahen die Bodenverbesserungen während der Brache.

Zu Hackfrüchten, wurde sehr stark zur Winterfrucht nach der Brache mäßig gedüngt, und es war Bergers Sorge, große Massen Düngers möglichst bester Qualität aufzubringen.

Wiesen. Unter den 26 Joch beim Hause befindlichen Wiesen war etwa der vierte Theil zweimähdig, die andern einmähdig. In der sogenannten Hauswiese war der Grauswuchs durch den Abfluß der Mistjauche und der ausgewaschenen Düngeressenz, theilweise sehr üppig, eigentlich wegen Uebersättigung mit Nahrstoffen zu üppig, und das Futter wenig werth; überdieß war diese Wiese durch zu dicht stehende Obstbäume, verstümmelte Eichen und Eschen u. dgl. verdämmt.

Eine theilweise ebene Wiese nebenan hieß die Moswiese und war, dem Namen entsprechend, größtentheils mit sauren Gräsern bewachsen, was von stockender Nässe und undurchlassendem Untergrund herrührte.

Die große Wiese unter der Weide lieferte zwar meistens gute Futterkräuter, doch war auf einen Theil derselben weiße Nieswurz häufig vorhanden, ein anderer Theil mit Zeitlosen wie überäet. Ueberdieß gab es insbesondere hier eine Menge veralteter Ameisen- und Maulwurfshügel, und war vieles Strauchwerk, mitunter auch größere Waldbäume, insbesondere Eichen aufgewachsen.

Die übrigen Wiesen, etwa 5 Joch, waren sonnseitig, ober den Feldern gelegen, voller Gestrüpp und Steinen, und lieferten einen sehr geringen Ertrag, etwa 6 Zentner Heu das Joch.

Die Verbesserung der Wiesen war noch schwieriger als die der Felder und es mußte auch hierbei nach einem wohldurchdachten Plane vorgegangen werden; Ausgiebiges war jedoch erst dann zu leisten möglich, nachdem die zum vierjährigen Fruchtwechsel bestimmten 12 Joch Aecker in entsprechenden Stand gesetzt waren, weil sonst die Masse der Arbeit nicht zu bewältigen gewesen wäre.

Vor Allem mußte die Hauswiese in guten Stand gesetzt werden. Alle überflüssigen, Luft und Licht abhaltenden Bäume wurden ausgegraben, desgleichen das diese Wiese umschließende lebendige Hag mit verstümmelten Laubbäumen. Durch den Neubau des Hauses waren die Düngerstätten verändert worden, daher keine Jauche mehr in die Wiese floß.

Sie wurde nun mit Asche überstreut, und so verschwanden die unnützen und giftigen Pflanzen, insbesondere die Ranunkeln (Gifthahnenfuß), und machten nützlichen Platz, die bei der alten Bodenkraft üppig wuchsen und doch vortreffliches Futter lieferten.

Die Mooswiese wurde mittelst Drainröhren entwässert, dann umgeackert, die schwarze Erde mit Mergel und gebranntem Kalk vermengt, als Acker benützt und nach ein paar Jahren wieder mit Grassamen bebaut und in einen Obstgarten verwandelt.

An der großen Wiese wurden die alten Ameisenhaufen abgegraben, die Stauden ausgereutet, wie auch die meisten Bäume, nur einige der schönsten Eichen stehen gelassen, deren tieferstehende Aeste aber glatt am Stamme abgesägt. Die Nieswurzen wurden ausgestochen, die Zeitlosen im Mai, wenn in den üppigen Blätterbüscheln die Samenkapseln in Vorschein kommen, vorsichtig ausgezogen und dieß zwei bis drei Jahre nacheinander wiederholt, wodurch ihre Zwiebel verdarben und diese Giftpflanze, welche insbesondere auf die Milchabsonderung schädlich einwirkt und das Verkalben der Kühe veranlaßt, fast ganz verschwand.

Ueberdieß wurden, so weit thunlich, mit einem Wiesenhobel die kleineren Erhöhungen und Vertiefungen planirt.

Die schwierigste und kostspieligste, dennoch aber lohnendste Aufgabe war, die Wiesen ober den Feldern an der Sonnseite in besseren Ertrag zu setzen; 6 Zentner Heu für das Joch lohnte kaum die Arbeit. Außer diesen 5 Joch befanden sich unter den Felswänden noch etwa 8 Joch sogenannter Niederwald, meist Haselstauden, Birken u. dgl., theilweise Buchen, Heinbuchen und Eichen. Von der Höhe flossen mehrere Bächlein herunter, die, wie bereits erwähnt, die Felder von einander schieden und bei anhaltenden Regengüssen, Schlamm und Schutt mit sich führten. Stalldünger war noch lange nicht so viel vorhanden, daß an eine Düngung der Wiesen damit gedacht werden konnte; Kompostdünger aber und Erde wäre zu schwierig herauf zu bringen gewesen, und wurden vorerst die Wiesen in der Nähe des Hauses damit verbessert. Da fielen Berger die Bewässerungen ein, welche er in der Schweiz und anderen Ländern gesehen hatte, wo jedes Bächlein, sei es noch so klein, hierzu benützt wird. Er

ließ die Bäche an den geeigneten Plätzen durch solide Bauten anstauen, die Wiesflecke ebnen, von den Steinen befreien, und dasselbe geschah mit einigen Theilen der Niederwaldes, die nicht zu sehr mit Steinen bedeckt, und vorzugsweise mit Haselstauden, Weißdorn u. dgl. bewachsen waren. Dadurch wurden weitere 3 Joche gewonnen, und es waren somit etwa 8 Joch, die bewässert werden sollten.

Nachdem der Grund hergerichtet war, wobei das Planiren und Umgraben viele Arbeit verursachte, wurde stellenweise gebrannt, d, h. das Reisig und die Wurzeln der ausgereuteten Bäume und Stauden ausgebreitet und angezündet, darnach entweder Hafer gesäet oder Winterkorn, und unter diese Getreidesaaten ein Gemenge von Kleearten und Gräsern; wo der Boden tiefgründig und lehmig war, wurde Luzerne allein gebaut, wo aber seichter und kalkig, Esparsette oder Türkenklee mit französischen Raigras.

Nachdem diese Futtersaaten sich ordentlich bestockt hatten, d. h. im zweiten Jahre nach deren Anbau, wurden die Bewässerungsgräben gezogen und das Wasser fleißig und zur rechten Zeit benützt; so daß nicht allein die Pflanzen freudig gediehen, sondern auch durch das trübe Wasser, welches insbesondere der schmelzende Schnee brachte, die neuen Wiesen nicht allein gedüngt, sondern nach und nach auch der Grund vertieft wurde. Durchschnittlich wurde alle Jahre der achte Theil in Stand gesetzt, so daß diese Melioration in 8 Jahren vollendet war. Es kosteten zwar diese Verbesserungen ein gutes Stück Geld und stellte sich für das Joch auf 150 fl., allein wenn man bedenkt, daß nun der Durchschnittsertrag für das Joch 30 Zentner des besten Heues betrug, und daß der jährliche Arbeitsaufwand dadurch gedeckt wurde, daß alljährlich vom vierten Theile der Fläche Samen gewonnen wurde, was mindestens 60 fl. ausmachte, so konnte die Heuernte als Reinertrag angesehen werden, und verzinste sich das aufgewendete Kapital von 1200 fl. zu 20 Prozent.

Wie viele solche Gründe aber haben wir in Oesterreich, die auf solche Art zu hohen Ertrag gebracht werden könnten? Wie viel kostbares Wasser fließt ungenützt dem Meere zu; doch es fehlt an drei wesentlichen Erfordernissen, an den Kenntnissen, der Thatkraft und dem Kapital.

Die zwei zum Gute gehörigen, aber entfernten Wiesen

waren gerade nicht die schlechtesten, aber weit entlegen, die Wege dahin schlecht; und es gab beim Hofe selbst so viel zu thun, daß sich Berger nicht entschließen konnte, diese Wiesen selbst zu benützen; er ließ sie daher dem bisherigen Pächter bis auf weiteres um einen Pachtzins von 5 fl. für das Joch und verkaufte sie später.

Obstbau. Es war wohl eine ziemlich große Anzahl älterer Bäume vorhanden, doch diese verwahrlost, mit Moosen überwachsen, voll dürrer Aeste. Hier galt es Ordnung zu machen. Zu dichtstehende und im Absterben begriffene Bäume wurden ausgegraben, bei den andern die dürren Aeste und Wasserschoße glatt am Stamme weggeschnitten, die größeren Schnittwunden mit Theer oder Baummörtel verstrichen; die lose Rinde, die Flechten und Moose abgekratzt, Misteln entfernt; um jeden Baum eine mindestens eine Klafter im Durchmesser haltende Scheibe umgegraben und gedüngt; außerdem Nistkästchen für Staare und Meisen auf mehreren größeren Bäumen befestigt. Bei einer Anzahl von etwa 400 Obstbäumen war dieß eine bedeutende Arbeit, doch sehr lohnend, weil die Bäume ganz ein anderes Ansehen bekamen, üppiger wuchsen, sich mitunter gleichsam verjüngten, reichlichere und vollkommenere Früchte trugen und von Insektenbrut weniger zu leiden hatten.

Wie bereits gesagt, war wenigstens seit 20 Jahren kein Baum nachgepflanzt worden; es galt nun das versäumte nachzuholen und wurden etwa 200 Mostobstbäume von Baumhändlern angekauft, aus einer Wiener Baumschule 200 Stück edle Obstbäume bestellt und diese Bäume alle ausgesetzt. Auch wurde mit Anlegung einer kleinen Baumschule begonnen, Obstkerne ausgesäet, ein- und zweijährige Wildlinge von Aepfeln und Birnen gekauft und diese nebst einer Partie von Zwetschkenausläufern in die Baumschule gesetzt.

Leider waren die mit den gesetzten Obstbäumen gemachten Erfahrungen keine erfreulichen. Von den Mostobstbäumen wuchsen die wenigsten; ein Theil starb gleich ab, andere kränkelten eine Zeitlang; ungefähr ein Drittheil blieb übrig, so daß jeder Baum auf ungefähr 2 fl. zu stehen kam; noch dazu waren es meistens Sorten, die nur wegen ihrer Schnellwüchsigkeit aufgepfropft worden waren, später aber zum Theil wieder umgepfropft werden mußten. Die Wiener Bäume waren

sorgfältiger beim Ausgraben und Verpacken behandelt worden, daher deren mehr anwuchsen, aber es waren viele fehlerhafte Bäume darunter, und als sie zu tragen anfingen, zeigte es sich, daß es wohl edle Sorten waren, aber deren Namen fast durchaus unrichtig und verwechselt.

Es war daher gut, daß Berger schon 1849 eine Baumschule auf jährlich 200 Stück angelegt hatte, und daher bald Obstbäume aus derselben erhalten konnte.

Das Aussetzen der Bäume wurde planmäßig betrieben; vorerst an alle Wege Mostobst hochgehender Sorten gewählt, dann zwischen den Feldern der Sonnseite je eine Doppelreihe Aepfel- und Birnbäume gesetzt. Die älteren Pflanzungen in der Hauswiese u. s. w. wurden ergänzt, edlere Aepfel und Birnen, dann Pflaumensorten kamen in die Nähe des Hauses, die empfindlichsten Sorten, darunter auch ein Paar Marillen- und Pfirsichbaume an die Wände der Gebäude.

Nachdem die Mooswiese drainirt worden und wieder zur Wiese verwendet, wurden mehrere Reihen Obstbäume dahin gesetzt, die sehr freudig heranwuchsen. Ein zwei Joch großer Fleck aus Ackerparzellen, Wiese und Weide bestehend, gegenüber dem Hofe wurde rigolt, eingezäumt und zu einem Garten umstaltet, in dem über 200 Zwergobstbäume, jeder von einer anderen Sorte, Raum fanden.

Auf den neu angelegten Wiesen ober den Feldern wurden am Saum des Niederwaldes, theilweise etwas in diesen hineinreichend, Nußbäume und edle Kastanien gesetzt, da diese in tieferen Lagen meistens von Frühjahrsfrösten beschädigt werden. In die Felder kamen keine Bäume, mit Ausnahme von je einer Reihe Zwetschken, da diese im gebauten Boden viel besser gedeihen und sicherer tragen. Hart an den Grenzen wurden keine Obstbäume gesetzt, weil nur zu oft dadurch die Veranlassung zu Zwietracht und Streitigkeiten zwischen den Nachbarn gegeben wird.

Allen Bäumen ward der gehörige Raum zugemessen, so, daß sie der Luft und des Lichtes von allen Seiten theilhaft werden konnten und auch unter ihnen die Kulturpflanzen noch wohl gediehen. Daher wurden auch die in der Nähe der Felder stehenden Bäume aus hochwachsenden Sorten gewählt und durch zweckmäßigen Schnitt ihre Kronen licht gehalten.

Es wurden möglichst viele Sorten in einzelnen Bäumen angepflanzt, aber von den besten und sicher tragendsten Sorten immer eine größere Anzahl auf einem Fleck beisammen, um seinerzeit die Arbeit zu erleichtern und zu vereinfachen.

Auf dem höchsten Punkt der Jungviehweide war eine ziemlich ebene Fläche von beiläufig ½ Joch. Dort standen einige Aepfel- und Zwetschkenbäume, die oft reichlich Früchte trugen, wenn im Thale oder an der Sonnseite wenig oder kein Obst war. Auch hier wurden abwechselnd Aepfel- und Zwetschkenbäume in Reihen gesetzt und vor dem Weidevieh gehörig verwahrt.

Berger beabsichtigte wenigstens eintausend junge Obst-Bäume auszupflanzen, da es aber mit dem Aussetzen allein nicht abgethan ist, sondern die jungen Bäumchen auch gepflegt und beschützt werden müssen, so wurde nur nach und nach mit der Pflanzung fortgefahren, so, daß jährlich 50 bis 100 Stück ausgesetzt wurden; die ausgebliebenen oder schlechten Wachsthum zeigenden wurden natürlich außerdem ergänzt.

Gartenbau. Mit dem Nützlichen sollen wir das Angenehme und Schöne verbinden.

Wir haben bereits des hübschen Rosengärtchens erwähnt, daß vor dem Hause angelegt wurde. Auch davon haben wir gesprochen, daß ein etwa zwei Joch messendes Stück Grund jenseits des Baches eingeplankt und zu einem Garten umgestaltet worden war. Wie hierbei vorgegangen wurde, wollen wir nun betrachten.

Vorerst wurden die Wege ausgesteckt, das gute Erdreich ausgehoben und statt dessen Steine und Schutt eingefüllt, dann wurde der Bach mittelst einer Wehre angestaut und ein kleineres Bächlein mitten durch den Grund geleitet und zu drei kleinen Teichen angesammelt.

Einen Theil dieses Gartens nahm die Baumschule ein, einen andern der Gemüsegarten, während das Uebrige mit Gras besäet und mit Zwergobstbäumen, welche die Sortenbäume zu bilden hatten, besetzt wurden. Durchaus inner dem Zaun lief ein etwa 5 Schuh breites Beet, woselbst die Mist- und Pflanzbeete sich befanden, und außerdem auch das Beerenobst, das sind Erdbeeren, Himbeeren, Johannis- und Stachelbeeren Raum fand.

Der Grund wurde nach und nach auf etwa 20 Zoll Tiefe rigolt, jedoch alle Jahre nur etwa 200 Quadratklafter, d. i. der für die eigene und die Gemeindebaumschule nöthige Raum; 5 Jahre blieben die bereits veredelt in die Baumschule gesetzten Stämmchen, wonach sie kräftige, herrlich bewurzelte Obstbäume zum Aussetzen lieferten; 3 Jahre wurden darnach die geräumten Abtheilungen zu Anbau von Hackfrüchten und Gemüsen, namentlich zu Anbauversuchen benützt, um dann so lange als Grasland zu dienen, bis die Reihe der Benützung oder als Baumschule wieder an sie kam. Die Zwergbäume waren so gesetzt, daß sie an den Rändern der Abtheilungen zu stehen kamen, welche Ränder ein etwa 4 Fuß breites Beet formirten, so, daß der innere Raum stets frei blieb. Solcher Abtheilungen waren 12 à 200 Quadratklafter, sohin zusammen $1^1/_2$ Joch, so, daß also je 5 Abtheilungen mit Bäumen, 3 mit Hackfrüchten und Versuchsanbau und 4 als Grasland benützt wurden. Der übrige Raum diente, wie erwähnt, zu einer Abtheilung für Gemüse, zu dem breiten Beet inner dem Zaun, den Wegen, Teichen; auch war eine Abtheilung für Waldpflanzen bestimmt. Die Einfassungen der Abtheilungen, welche stets in Kultur gehalten waren, wurden außer zu den Zwergbäumen, noch als Obstsaat- und Piquet-Beete benützt, überdieß zum Aussetzen der Samenpflanzen, zum Spargelbau u. s. w., auch hübsche Blumen- und niedere Ziersträucher waren daselbst zur Abwechslung gepflanzt worden.

Am oberen Ende des Gartens befanden sich mehrere große Felsenblöcke, die Höhlen bildeten, aus deren einer das Bächlein zu Tage trat, welches vorhinein erwähnt wurde. Eine große mehrere Klafter hohe Höhle war am Eingang von riesigem Epheu umrahmt; die Felsen waren auch benützt worden, um manche hübsche Berg- und Alpenpflanze dort anzubringen. Auf dem höchsten befand sich eine Laube aus Waldreben und Tischchen, nebst Bank darin; von hier aus hatte man einen sehr hübschen Ueberblick des Thales und insbesondere des Hofes. Ein sechssilbiges Echo machte den Platz noch interessanter.

Weide und Wald. Die Weiden für sich allein hatten einen Flächenmaß von ungefähr 34 Joche, und zwar entfielen hievon auf die niedere Ochsenweide 14 Joche, auf

die höher gelegenen Jungviehweide 20 Joche. An jede der beiden Weiden stießen Waldparzellen an, die nicht abgehagert waren und theilweise als Weide dienten, und zwar an die Ochsenweide 12 Joche, an die Jungviehweide 16 Joche, der übrige Wald bestand in Niederwald, und zwar 8 Joche an der Sonnenseite gelegen, wovon jedoch, wie vorerwähnt, 3 Joche in Wiesen umgewandelt wurde.

Die Weiden wurden von dem unnützigen Gestrüpp, insbesondere von den Dornsträuchen, befreit und alle Stauden ausgegraben, hingegen einzelne Baumgruppen, zumeist aus Rothbuchen, Ahornen und Lärchen bestehend, geschont. Jeden Herbst wurden die Weiden gemäht, wodurch sie gereinigt und wobei besonders von jenen Partien, die mit Farrenkraut bewachsen waren, viel Streu gewonnen wurde, wozu auch noch das abgefallene Laub der Baumgruppen, sowie der Waldsäume kam, so, daß der halbe Bedarf an Streumateriale durch die Weiden gedeckt erschien. An mehreren Stellen der Jungviehweide hatten verwahrloste Quellen Versumpfungen erzeugt, auf solchen Stellen wuchsen meistens sauere Gräser und das Vieh hatte im Frühjahr häufig von einer Krankheit zu leiden, die man das Rothwasser nennt. Die Quellen wurden an mehreren Stellen aufgegraben und wo thunlich in Röhren gefaßt und in hölzerne Grander geleitet, damit das Vieh im Sommer nie Mangel an Trinkwasser habe; der Abfluß wurde in mit Steinen ausgefüllten Gräben versenkt und abgeleitet. Nachdem die saueren Gräser verschwunden waren, hatte auch obgenannte Krankheit aufgehört.

Der Wald wurde möglichst geschont und sämmtliches Hagholz, die Kleehüfel, Baumstecken u. s. w., außerdem ein Theil des Brenn- und Kohlholzes mittelst Durchforstung gewonnen. Sonst wurde nur das für den Hausbedarf nöthige Bauholz geschlagen, was, nachdem der Neubau des Hauses vollendet war, nur wenig ausmachte und alle Jahre ein Werk Kohlen gebrannt mit einem Ertrage von 30 Muth, wozu beiläufig 15 Kubikklafter Holzmaße nöthig sind.

Somit kam alle Jahre eine Fläche von etwa $^1/_4$ Joch zum Abstocken; sobald diese geräumt war, wurde sie allsogleich wieder bepflanzt, die Stöcke aber nicht gerodet; die jungen Pflanzungen, meist Fichten und Lärchen wurden eingehagt,

um sie vor den Weidethieren insolange in Schonung zu halten, als eine Beschädigung durch selbe zu besorgen war. Laub gerecht wurde nur an der Sonnenseite im Niederwalde und da nur jedes Jahr die halbe Fläche. Dieses Laub, sowie das der Obstbäume und dergleichen lieferte etwa den vierten Theil des Streubedarfes; da das Stroh mit Ausnahme des Kornstrohes, welches zum Dachdecken und dann zum Einstreu für die Schweine verwendet wurde, verfüttert werden mußte, so blieb noch ein Viertel des Streubedarfes zu bedecken, der dem Walde entnommen werden mußte. Da keine Laub- oder Nadelstreu im Hochwalde gerecht werden sollte, blieb das in Gebirgsgegenden allgemeine Verstümmeln der Fichten, das sogenannte Grassschnatten übrig, doch konnte sich Berger zu diesem gewaltsam in das Leben des Waldes eingreifenden Mittel nicht entschließen und ließ daher die beim Holzschlagen gewonnenen Aeste nicht im Schlag verderben oder verbrennen, sondern das Graß alles nach Hause führen, so, daß der Abgang an Streu hierdurch reichlich gedeckt erschien.

Bei der Fläche von 28 Joch Hochwald, der doch theilweise in gutem Stande war und bei den guten Wachsthumsverhältnissen, die eine 80- bis 90jährige Umtriebszeit gestatteten, hätte mehr Holz geschlagen werden können, allein Berger sparte am Wald, namentlich an den so schönen Lärchbeständen, die herrlich heranwuchsen, einmal weil er seine Freude daran hatte, und dann weil schöne Baustämme immer seltener werden und daher deren Werth nur steigen kann.

Viehzucht. Aus der Beschränkung des Körneranbaues, dem starken Futterbau, sowie der sorgfältigen Pflege, die den Wiesen und selbst den Weiden zu Theil wurde, aus dem Bestreben, nicht allein die Masse des Futters zu vermehren, sondern dasselbe verbessern und gleichsam zu veredeln, konnten wir bereits die Ueberzeugung gewinnen, Berger habe erkannt, daß die Viehzucht in der Gegend, daher auch auf seinem Hofe den Hauptwirthschaftsbetrieb bilden müsse.

Als Berger den Hof kaufte, waren nur wenige schlechtgenährte Stücke Rindviehes vorhanden, es hatte sich der Viehstand bald vermehrt und gehoben. Doch erst nachdem er den neuen Wirthschaftsplan entworfen hatte, wurde auch hier planmäßig vorgegangen. Vorerst handelte es sich um

die einzustellende Race. In der Gegend war ein Landschlag üblich, der aus der Kreuzung der steirischen Racen, und zwar der Mürzthaler und Marienhofer, entstanden war, auch wurden steirische Kühe von den Händlern oft angekauft.

Berger überlegte lange, ob er diesen Schlag beibehalten, oder ob er die neuerer Zeit so beliebte und als Melkvieh auch bewährte Pinzgauer Race einführen sollte. Er entschloß sich für Beibehaltung des heimischen Schlages und beschloß diesen in sich zu verbessern und zu veredeln, um einen konstanten Schlag fortzuzüchten; am wenigsten konnte er dem bunten Mischmasch von Racen und deren Kreuzungen, wie man ihn in so manchen Ställen sieht, im Interesse der Viehzucht Geschmack abgewinnen. Berger fand, daß sich unter dem einheimischen Schlag mitunter ausgezeichnete Melkkühe befanden, daß aber das Ochsenvieh besonders gut gebaut, arbeitstüchtig und mastfähig sei. Er kaufte vier der schönsten Melkkühe und ließ einen ausgezeichneten Original-Marienhofer Stier kommen, da zur Zeit insbesondere die falbe Farbe, sowohl bei den Kühen als Ochsen sehr beliebt ist.

Berger wollte seine Rindviehzucht so einrichten, daß bei einem geordneten Gange derselben jährlich vier schwere Stücke verkauft werden konnten, und eines für den Hausbedarf geschlachtet; er zog daher alljährlich fünf Kälber auf, wozu er die besten auswählte, diese fünf Wochen saugen ließ, darnach erhielten sie Milch-, Mehltränke, Kleien, etwas Leinsamen nebst feinem Grummet. Waren die Kälber im Winter oder Frühjahre gefallen, so kamen sie im Herbst in die Grummetweide, oder es wurden ihnen schon im Spätsommer schattige Grasplätze eigens eingeplankt. — Auch im Stalle war ihnen eine Abtheilung zugewiesen, wo sie sich frei bewegen konnten. War übrigens ein Kalb fehlerfrei und dessen Eigenschaften entsprechend, dann wurde es gespänt, war es zu was immer für einer Jahreszeit oder an was immer für einem Tag gefallen. Berger war der Ansicht, daß, wolle man kräftiges, gesundes und dauerhaftes Vieh ziehen, man es möglichst naturgemäß behandeln müsse; und daß die verschiedenen künstlichen Fütterungen wohl irgend eine Eigenschaft, z. B. die Milchergiebigkeit, bedeutend steigern könnten, daß aber, um Viehzucht nachhaltig mit Nutzen zu betreiben, auf die genügende Menge guten Heues

und auf gute Weiden zu ſehen ſei. Für das Gedeihen des Jungviehes hielt er den Weidegang als geradezu unentbehrlich und er beſtrebte ſich daher ſeine Weiden auf's Beſte herzurichten und alle Schädlichkeiten von ſelben zu entfernen.

Regelmäßige Salzgaben, einen gut gelüfteten reinlichen Stall, ſtets genügend reines Waſſer zur Tränke, reichliche trockene Streu, Putzen und Reinhalten vom Ungeziefer, genaue Ordnung in den Fütterungszeiten, ſanfte Behandlung, Ausmelken der Kühe, Vermeidung alles ſchädlichen Aberglaubens und Kurpfuſcherei, das waren Dinge, auf die Berger ſtrenge hilt.

Der Rindviehſtand ſtellte ſich bei vollem Betriebe der Wirthſchaft auf 8 Stück Melkkühe, 2 Stiere, 6 Zugochſen, 4 junge Ochſen, 5 Stück zweijähriges, 5 Stück einjähriges Zugvieh und 5 Kälber, zuſammen 35 Stück. Zwei Stiere zu halten war nothwendig, weil viele fremde Kühe zugetrieben wurden, ſo daß einer nicht ausreichte, ſollte anders die Viehzucht gefördert werden.

Die Thiere waren gut genährt, von einem mehr ſchweren Schlag, die Kühe im Durchſchnitt mit 8 Centner, die Ochſen mit 12 bis 15 Zentner Lebensgewicht.

Zur Nachzucht wurde ſowohl bei den Kuhkälbern als bei den zu Sprungſtieren beſtimmten darauf geſehen, daß ſie von den beſten Melkkühen abſtammten, daher die nachgezogenen Kühe ſich durch Milchergiebigkeit insbeſondere auszeichneten.

Das ganze Jahr hindurch wurde dürre gefüttert, mit Ausnahme der Zeit, wo die jüngeren Kühe auf die Herbſt- oder Grummetweide gingen, wo auch die im Stalle verbleibenden grünes Futter erhielten und zwar zumeiſt Mengfutter (Wicken, Erbſen, Gerſte), welches nach dem Winterkorn als zweite Frucht angebaut worden war.

Sämmtliches Vieh erhielt vorwiegend geſchnittenes Heu, zu einem Fünftel oder Sechstel mit Stroh gemengt, die Kühe und die Kälber das Grummet; zum Melken bekamen die Kühe im Winter Burgunderrüben, im Frühjahr Topinambur, dann ſtets Grünfutter zumeiſt Luzerne oder Rothklee, ſpäter Futtermais, gegen den Herbſt die Fahnen und Blätter vom Maisfelde.

Das Vieh vom Rosenhof zeichnete sich außer seinen übrigen guten Eigenschaften insbesondere durch Gesundheit und wenig Empfindlichkeit für äußere Einflüsse aus, daher konnte es nicht fehlen, daß es bald in guten Ruf kam und für die verkäuflichen Stücke stets gute Preise erzielt wurden. Anfangs hielt Berger gar kein Pferd, später aber stellte er ein solches ein, weil es besonders während des Hausbaues mehr auswärtiges Fuhrwerk gab, und dann weil ein solches zum Betrieb des Hackfruchtbaues in Reihen unentbehrlich war; auch das Wirthschaftspferd wurde natürlich gut gehalten.

Berger hatte einmal mit einem Nachbar einen Ausflug nach Obersteiermark zu den dort im Herbste stattfindenden Pferdemärkten gemacht, wo insbesondere Fohlen zum Verkauf gebracht werden, und versuchsweise ein recht hübsches Fohlen angekauft; nach einem Jahre verkaufte er es wieder mit einem ganz hübschen Gewinn, und da überdies die niedere Weide für Pferde sich als sehr geeignet erwies, so kaufte er alle Jahre ein oder zwei solcher Fohlen, um sie dann als Jährlinge, ausnahmsweise auch in einem Alter von zwei Jahren, wieder zu verkaufen.

Schafe wurden ebenfalls einige gehalten, der Wolle des Fleisches und der Beweidung der Brache wegen. — Es waren solche von grobwolliger Race, jedoch etwas größer und stärker gebaut als die gewöhnlichen Bauernschafe.

Mit der Schweinezucht hatte Berger verschiedene Versuche gemacht, und manches Stück Geld für fremde, namentlich englische Racen ausgegeben, fand aber schließlich, daß, wenn man die einheimische deutsche Race eben so sorgfältig behandle und so gut füttere, man mindestens dieselben günstigen Resultate erziele. Doch kaufte er von Zeit zu Zeit einen jungen Eber einer größeren englischen Race an, was von gutem Erfolge war.

Fleisch wie Fett der Schweine wurde in der Wirthschaft verzehrt, nur wenn ein Ueberfluß an jungen Ferkeln war, solche verkauft, denn auch hier huldigte er den Grundsatz: „Lieber weniger Vieh und das gut gehalten."

Hühner und Enten waren so viele vorhanden, als für den Hausbedarf nöthig; Luxusgeflügel, worunter wir auch die Tauben rechnen, keines.

Bergers weitere Schicksale.

Der Winter verging ziemlich schnell, denn an Beschäftigung fehlte es wahrlich nicht; es hielt auch die Schlittbahn gut, so daß viel gefördert werden konnte. Zur Bestreitung des vielen Fuhrwerkes reichten natürlich die Zugkräfte der Wirthschaft nicht aus und es wurden von den Bauern Ochsen gemiethet, jedoch hatten selbe das Futter mitzubringen, weil sonst am Hofe Futtermangel eingetreten wäre. Steinbrechen, Kalkbrennen, Ziegelschlagen u. dgl. wurde in Accord gegeben, so daß Berger hier nur nachzusehen brauchte und seine Thätigkeit hauptsächlich den Grundverbesserungen zuwenden konnte; so wurden diesen Winter trotz dem vielen Fuhrwerk für den Bau nahe zweitausend Schlitten Teichschlamm, Mergel, und Erde auf die Felder verführt; Vorräthe an Bauholz wurden beschafft u. s. f.

Das Leben in der Familie war ein angenehmes; die beiden Kinder gediehen sichtlich unter den Händen ihrer edlen Pflegerinen, die langen Winterabende wurden mit anregendem Gespräch, Lesen guter Bücher ausgefüllt, manchmal auch etwas Musik gemacht, zur Freude der Kleinen, die immer am ruhigsten waren, wenn sie die melodischen Klänge hörten, und da war es oft Berger zu Muthe, als fühle er die Anwesenheit der verklärten Mutter.

Als der Frühling kam, da sollte auch alsbald die Trennungsstunde schlagen von den unserem Albert so lieb gewordenen Verwandten. Die Tante mußte zurück nach Wien, wo zwei Töchter bereits verheiratet waren, und wo August seine Gerichtspraxis begonnen hatte; überdies sollte auch deren einzige, noch unverehelichte Tochter Mina an dem Ziel ihrer Wünsche anlangen und dem Manne ihrer Zuneigung angetraut werden, der weit über dem Meere einen ehrenvollen Posten erhalten hatte und nun erwartet wurde, um die längst Geliebte heimzuführen. Es wäre mehr als unbescheiden gewesen, die Tante noch länger zurückzuhalten.

Was sollte nun Albert beginnen; eine solche Wirthschaft allein mit Dienstbothen zu führen, war ein Unding, sie erforderte eine Hausfrau, die Kinder eine Mutter.

Es blieb wohl nichts anderes übrig, als daß er sich wieder verehelichte, trotzdem er innige Zuneigung zu seinem

verstorbenen Weibe im Herzen trug. Aber eben dieß machte ihm den Schritt schwer, war er sich doch wohl bewußt, daß hievon auch das Gelingen seiner Pläne, die Zukunft seiner Kinder abhing.

An Mädchen oder Witwen, die Berger oder seinen Hof geheiratet hätten, fehlte es gerade nicht, auch solche mit Vermögen befanden sich darunter, und von mancher Seite wurde angeklopft, ja selbst ziemlich deutliche Anträge gemacht. Wenn er dann darüber nachdachte, hatte er Alles, Vieles oder doch dieses oder Jenes auszusetzen und mehr als einmal war es ihm, als sehe er im Geiste seine Rosa traurig das Haupt schütteln.

Es war zu Anfang des April; die Anwesenheit der Tante zählte nur mehr nach Wochen. Berger konnte sich immer noch nicht entschließen, den entscheidenden Schritt zu thun!

Da überraschte ihm eines Tages die Tante mit der Ansprache: „Albert, jetzt weiß ich dir eine Frau, wie sie für dich und deine Verhältnisse passend ist; erinnerst du dich des Mädchens, die bei Rosa's Leichenbegängniß so bitterlich weinte?" „Ja wohl, es war Anna, die Pflegetochter des Oekonomiebesitzers Friedlieb zu Albenberg, die mit ihrer Pflegemutter öfters Rosa besuchte und zu ihr eine so innige Freundschaft faßte; nun, ich weiß selbst nicht wie, im Drange der Geschäfte habe ich fast ganz dieser liebenswürdigen Familie vergessen, aber ich will es gut machen, Friedliebs nächster Tage besuchen und mich entschuldigen, so gut es geht." „Um dann als Bräutigam heimzukehren," neckte die Tante.

Und je mehr Albert darüber nachdachte und sich's überlegte, desto mehr wurde es ihm klar, daß er dieser Anna vom Herzen zugethan sein könnte, und wieder war es ihm, als sähe er im Geiste seine Rosa, wie sie ihm zulächelte und sanft das Haupt neigte.

Friedliebs waren sehr brave, allgemein geachtete Leute; er ein tüchtiger Landwirth, sie eine eben so tüchtige als vielseitig gebildete Hausfrau. Sie hatten zwei Kinder von 12 und 14 Jahren. Anna war die Tochter naher Anverwandten; bald nachdem die Eheleute ihren Hausstand gegründet, hatten sie sich der verlassenen Waise angenommen, und diese vergalt es ihnen reichlich durch Anhänglichkeit und Dankbarkeit.

Berger war, als er den Thalhof kaufte, zufällig mit Friedlieb, der ein paar Stunden davon, näher der Stadt lebte bekannt geworden und die Familien besuchten sich dann und wann. Die Frauen waren sich recht gut geworden, ohne daß diese Besuche oft wiederholt wurden, denn Berg und Thal trennten sie und bei größeren Wirthschaften läßt die Zeit selten solche entfernte Besuche zu.

Als Berger nach ein paar Tagen, es war an einem Sonntag Nachmittags, bei Friedlieb vorsprach, traf er die Familie im Garten beisammen; nachdem die Entschuldigung vorgebracht worden, kam bald das Gespräch in Fluß. Berger erzählte von seinen Reisen, dem Hausbau und Wirthschaftsplänen; die liebliche Anna hatte theilnahmsvoll dem Gespräche zugehört, daran auch in bescheidener Weise theilgenommen; als aber Mutter Friedlieb bemerkte: „Nun, da werden sie wohl bald wieder sich verehelichen müssen," erröthete Anna und machte sich im Garten etwas zu thun. Berger wurde eingeladen, in der freundlichen Gartenlaube mit der Familie eine Jause einzunehmen und sagte zu; Anna brachte den Kaffee und entfernte sich dann, auch die zwei Kinder sprangen ihr nach. Da wandte er sich wieder an Frau Friedlieb, um das vorher unterbrochene Gespräch fortzusetzen. „Allerdings ist es nothwendig, daß ich mich wieder verehelichte, allein ich beanspruche viel, die Kinder brauchen eine sorgsame, liebevolle Mutter, die Wirthschaft eine tüchtige Hausfrau, und ich eine Gattin, die mir herzlich zugethan wäre und der ich es ebenfalls sein könnte." „Und die doch auch Vermögen hat," bemerkte die Frau. — „Das eben nicht; jede der genannten Eigenschaften ist mir werthvoller, um so mehr wenn sie sich vereinen." — „Ob sich ein solches Wesen findet?" — „Nun, es ist gefunden; aber dazu bedarf es vor Allem Ihrer Einwilligung, denn Anna ist es, welche, ich täusche mich nicht, alle die gewünschten Eigenschaften besitzt, und die ich, haben sie beide anders nichts dagegen, heute noch fragen werde, ob sie mein werden will.

Es entstand eine Pause. Friedliebs waren offenbar überrascht; doch nachdem die Frau ihren Mann angeblickt und dieser zustimmend genickt hatte, sprach sie: „Anna ist uns lieb und werth wie unser eigen Kind, sie hat kein Vermögen, ersetzt dieß aber reichlich durch ihre vortrefflichen

Eigenschaften, sie ist noch jung, eben zwanzig Jahre alt und wir vermissen sie schwer; wenn es aber Ihr Ernst ist, sie zum Weib zu begehren, dann können und wollen wir ihrem Glücke, das sie verdient, nicht hinderlich sein, ich weiß es, daß mein Mann so denkt wie ich." — „Ist das Mädchen Ihnen gut, nun dann sollen Sie sie haben in Gottes Namen", sagte letzterer; „sprechen sie mit ihr darüber,"

Berger suchte Anna auf, die eben über die Nelkentöpfe Musterung hielt; beide waren anfangs verlegen; doch bald faßte sich Albert und brachte in gefühlvollen Worten seine Werbung an, die Anna damit erwiderte, daß sie weinend an seine Brust sank.

Berger liebte es, eine Sache reiflich zu überlegen, aber hatte er einmal einen Entschluß gefaßt, diesen rasch auszuführen. Er besprach mit Anna und Friedlieb sofort das Weitere; das war leicht geordnet. Vermögen hatte, wie gesagt, Anna keines, doch gaben ihr die Pflegeältern eine anständige Ausstattung. Die Vermälung wurde nach 14 Tagen festgestellt und sollte in der Pfarre gefeiert werden, wo Friedliebs wohnten. Anna war mit Berger ganz einverstanden, daß, nachdem noch nicht ganz ein Jahr seit dem Hinscheiden Rosa's verflossen, dabei keine lärmenden Festlichkeiten statthaben sollten, sondern nach der Trauung nur die nächsten Verwandten, d. i. die Familie Friedlieb, Tante und Mina, dann die Bürgermeister von Freyenthal und Albenberg, sowie zwei der liebsten Nachbarn Berger's sich zu einem einfachen Mahle bei Friedlieb vereinigen sollten.

Und so geschah es. Es war eine würdige und gemüthliche Feier, dieses stille Hochzeitsfest; auch das Wetter so freundlich mild und so ein herrlicher Frühlingsabend voll Duft und Gesang, als Berger seine junge Frau ihrer neuen Heimat zuführte. Wenige Tage darnach verließen die Tante und Mina den Rosenhof, begleitet von den Segenswünschen seiner Bewohner.

An Anna aber hatte sich Berger nicht getäuscht, sie wurde den Kindern eine liebevolle zärtliche Mutter, daher diese ihr anhingen mit aller Liebe; für ihn eine gemüthliche, verständige Gattin und eine einfache, aber tüchtige Hausfrau.

Und somit hatte Albert Ursache, sein Geschick zu preisen, das ihm das Beste gegeben, was er wünschen konnte;

dankerfüllt wendete er oft seine Blicke nach oben und es wurde ihm so wehmüthig wohl zu Muthe, wenn er dachte, daß nicht der Zufall unsere Geschicke bestimmt, sondern eine höhere Hand sie ordnet und daß es ein Wiedersehen gebe über dem Grabe.

Nun ging es erst recht vorwärts mit dem Bau; im Herbst des Jahres standen der Stadl und sämmtliche Stallungen fix und fertig da und für den Bau des Wohnhauses war bereits tüchtig vorgearbeitet worden. Das erste nach der neuen Eintheilung bestellte Feld hatte eine reichliche Ernte an Hackfrüchten gegeben und die aufgewendete Mühe reichlich gelohnt; auch sonst war die Ernte besser denn eine mittlere und namentlich viel Grummet gewachsen. Für das nächste Jahr blieb nichts Anderes übrig, als in das Kellerstöckel zu übersiedeln, das eine beschränkte, aber recht freundliche Wohnung bot, weil das alte Haus theilweise abgebrochen werden mußte, doch konnten die Küche, Dienstbothenstube und andere Gemächer bis nach Vollendung des Neubaues noch stehen bleiben.

So beiläufig ein Jahr nach ihrer Verehelichung beschenkte Anne ihren Gatten mit einem kräftigen Buben, der Norbert getauft wurde. Friedlieb war der Taufpathe und dessen Gattin blieb einige Tage bei Anna, welche sodann wieder ihren häuslichen Geschäften nachgehen konnte.

Obwohl der Sommer weniger günstig war, wurde doch nicht nur das Wohnhaus zur rechten Zeit fertig, sondern auch das alte Gebäude abgeräumt und an dessen Stelle ein hübscher Garten angelegt. Außerdem war noch etwas abseits, doch nicht zu weit entfernt vom Hause, ein sehr zweckmäßig eingerichteter Dörrofen, wie selbe am Rheine üblich sind, gebaut worden.

Mit der Ernte konnte man am Rosenhof abermals zufrieden sein; war auch deren Einbringung wegen der unbeständigen Witterung schwieriger, so wurde doch Alles gut eingeheimst, weil alle verfügbaren Kräfte dazu verwendet und durch die bequeme Einrichtung der neuen Wirthschaftsgebäude viele Zeit erspart wurde.

Das zweite Feld lieferte schöne Hackfrüchte, insbesondere viele Burgunderrüben; das erste nach der Hackfrucht viele und schwerwiegende Gerste, nach deren Abbringung der unter-

gesäete Klee sich üppig entwickelte und noch einen tüchtigen Schnitt gab; die im Vorjahre gebrachte Leiten trug vorzügliches Korn.

Obst gab es ziemlich vieles und war somit Gelegenheit geboten, die Vorzüglichkeit des neuen Dörrofens zu erproben.

Die andauernd günstige Herbstwitterung gestattete für die nächstjährigen Grundverbesserungen Vieles vorzubereiten, was um so angenehmer war, als nun auch die Arbeiten in dem Baumschulgarten, sowie die Verbesserungen der Wiesen mit Ernst begonnen werden mußten.

Und so ging es fort bis zu dem Sommer des Jahres 1858, wo wir unsere freundlichen Leser einluden, uns auf unserer Gebirgswanderung zu begleiten.

Die Familie war vor zwei Jahren noch durch eine kleine Anna vermehrt worden.

Das Ernteergebniß war nur im Jahre 1857, wo der Hagel theilweise Schaden anrichtete, ein minder befriedigendes als in den übrigen Jahren; mit dem Fortschreiten der Verbesserungsarbeiten stieg der Ertrag des Hofes zusehends.

Im Sommer 1858, wo unsere Erzählung beginnt, war der vierjährige Fruchtwechsel auf den dazu bestimmten Feldern vollkommen im Gang; von den acht Joch Leiten nur mehr zwei herzurichten; der dritte Theil des Baumschulgartens war rigolt, die Mooswiese entwässert und zwei Joche der Wiesen ob den Feldern zur Bewässerung vorgerichtet, so daß im Herbst damit begonnen werden konnte. Nahezu 500 junge Obstbäume waren ausgesetzt, davon mehr als die Hälfte aus eigener Baumschule; Wegarbeiten, Bachregulirung u. s. w. theilweise im Zug und der Viehstand auf drei Viertel der Höhe gebracht, wie ihn Berger nach Vollendung der Hauptgrundverbesserungen als normalen aufgestellt hatte.

Und nun, lieber Leser, der du uns bis hieher gefolgt bist, es zeigt dieß, daß diese schmucklose Erzählung für dich doch nicht ganz ohne Reiz gewesen ist, und wir hoffen, daß du uns auch die nächsten zehn Jahre vorwärts folgen wirst, umsomehr, als wir noch so manchen Rückblick auf das eben vollendete Jahrzehend zu thun haben.

Ein neuer Pfarrer.

Bereits früher haben wir des wenig freundlichen Empfanges erwähnt, welcher Berger gelegentlich seines Besuches des Pfarrers von Laufenberg zu Theil wurde. Es gab sich keine Gelegenheit, ein angenehmes Verhältniß anzubahnen, sondern gerade das Gegentheil davon.

Den menschenfreundlichen Gedanken des verstorbenen Hammerschmiedes, der Schule und Kirche gebaut hatte, weiters auszuführen, hatten die Freyenthaler in einer Gemeinde-Versammlung beschlossen, dahin zu wirken, daß Freyenthal einen eigenen Geistlichen, womöglich eine selbstständige Pfarre erhalte. — An Opferwilligkeit fehlte es nicht; Berger erklärte vorerst ein Joch ebenen Grundes in der Nähe der Kirche abzutreten; — die nöthigen Baumaterialien und so viel Geld, um einen Pfarrhof zu erbauen und einzurichten, war bald gezeichnet, und es wurde das Gesuch an das Konsistorium durch einige Abgeordnete überreicht. Diese wurden auf das freundlichste empfangen und hoffnungsvoll entlassen, — aber die über eine geraume Zeit erfolgte Erledigung war eine ungünstige. Das Gesuch wurde trocken abgewiesen, ohne weiteren Unterhandlungen Raum zu geben. — Die Laufenberger hatten Alles in Bewegung gesetzt, und der Pfarrer stellte sich mit seinen Amtsgehilfen an deren Spitze, um dieses gewiß nur löbliche und christliche Vorhaben zu vereiteln; handelt es sich doch möglicherweise um eine Schmälerung der bedeutenden Einkünfte der Pfarre Laufenberg, nebstbei um das Interesse der Wirthe und anderen Gewerbsleute. — Es wurde eine Petition der Gegenpartei zuwege gebracht, und war der Vorgang mit den Unterschriften nicht ganz sauber; es wurden Unterschriften auf alle Art zuwege gebracht; es fanden sich auch Unterschriften solcher, die auch die Petition der Freyenthaler Gemeinde unterschrieben hatten, und entschieden erklärten, später nichts mehr unterschrieben zu haben. —

Diese Vorgänge, so wie Bergers Thätigkeit bei der Grundentlastung, welche zu Folge hatte, daß auch die Sammlungen für Pfarrer und Schullehrer von den Gemeinden abgelöst wurden, hatten ihn im Pfarrhof nicht beliebter gemacht, man bewies sich gegen Berger feindlich wo es möglich war,

Berger aber ließ nichts merken, ging an Sonn- und Feiertagen wie bisher den weiten Weg in die Kirche und war vor und nach der Messe am Kirchenplatze stets von vielen Leuten umgeben; er zeigte auch gegenüber den Laufenbergern keine Empfindlichkeit, und wenn er den einen oder den andern von ihnen einen Gefallen erweisen konnte, war er dazu stets bereit. —

Der Pfarrer wurde endlich verschiedener Ausschreitungen wegen vom Amte suspendirt, und ein Pfarrverweser aufgestellt. Diesen Zwischenfall wollten die Freyenthaler benützen und neuerdings wegen einen eigenen Pfarrer für die Gemeinde bittlich einzuschreiten. Obwohl Berger von der Erfolglosigkeit dieses Schrittes überzeugt war, wurde er 1855 doch gethan; doch wie vorauszusehen, wurde das Gesuch abermals zurückgewiesen. —

Obwohl zu Laufenberg ein Provisor den anderen ablöste, blieb die Pfarre doch unbesetzt, erst zu Ende des Jahres 1858 wurde ein neuer Pfarrer daselbst installirt. —

Es war gleich nach dem neuen Jahre; große Schneemassen waren gefallen, heftige Stürme wehten und machten so manche Wege fast ungangbar. Als gerade der Wind arg tobte, hörten die Bewohner des Rosenhofes ein Glöcklein klingen und sahen einen geistlichen Herrn mit dem hochwürdigsten Gut segenspendend vorübergehen. „Gewiß gilt das der Speltenbäuerin, die gestern so jach krank geworden," sagte der Meisterknecht und ein Anderer fügte hinzu: „Na da weiß ich net, ob's über'n Graben oder der Mooswiesen fort können, da is der Weg sicherlich ganz verwaht." Es dauerte auch nicht lange, so kam der den Geistlichen begleitende Ministrant eiligen Laufes gesprungen, der Herr Pfarrer lasse bitten, ihm fortzuhelfen, er könne über den Graben nicht hinüber. Alsogleich rief Berger seinen Leuten, legte seine Lodenjoppe an, nahm selbst eine Schneeschaufel zur Hand und fort ging's der verwehten Stelle zu. Der Weg war bald freigemacht, und nachdem der Herr Pfarrer noch den Arbeitsleuten den Segen gespendet, trug er ihnen auf, den Herrenleuten zu sagen, daß er am Rückwege selbst seinen Dank abstatten werde.

Mittlerweile war das Wetter besser geworden; als der Pfarrer Wort hielt und im Rosenhof zusprach, wurde er auf's

Freundlichste empfangen, und er verwunderte sich nicht wenig, in dem Hofbesitzer selbst den Mann zu erkennen, der den andern voran am eifrigsten die Schneeschaufel gehandhabt hatte. Anna beeilte sich, einen guten Kaffe zu machen und so saßen die Männer bald im Gespräch vertieft beisammen, das sich jedoch hauptsächlich über landwirthschaftliche Gegenstände verbreitete, woraus Berger ersah, daß der neue Pfarrer ein besonderer Freund der Landwirthschaft sei, die verwahrlosten, zum Pfarrhofe gehörigen Grundstücke in guten Stand setzen wollte, und was ihn noch mehr erfreute, daß er den Werth naturwissenschaftlicher Kenntnisse zu schätzen wisse. Die Zeit verstrich schnell; es dunkelte bereits, als der unerwartete Gast aufbrechen wollte, doch Berger that es nicht anders, er ließ einspannen und führte ihn selbst nach Laufenberg, versprach auch nächstens den Besuch zu erwiedern.

Dieß geschah alsbald und es waltete nun zwischen dem Pfarrhofe zu Laufenberg und dem Rosenhof zu Freyenthal ein freundlicher Verkehr, den man früher nicht für möglich gehalten hätte.

Aber der neue Pfarrer wurde auch bald allgemein beliebt, denn er war ein wahrhaft würdiger Mann. Er mochte etwas über 40 Jahre zählen; schon seine freundliche, sanfte Miene nahm für ihn ein; er war ein rechter Freund der Armen, die er mit Rath und That unterstützte; pünktlich und gewissenhaft in Ausübung seiner geistlichen Funktionen, entwickelte er doch keinen Uebereifer; er achtete die Wissenschaft und ihre Lehre hoch, sah in einer entsprechenden Bildung und Entwicklung des Verstandes, sowie in der Besserung der materiellen Verhältnisse des Volkes das beste Mittel, den sinkenden Glauben aufrecht zu erhalten und der mehr und mehr um sich greifenden Sittenlosigkeit einen Damm zu setzen.

Solch' ein Mann war Gewinn für die Gegend, und wer war froher darüber als unser Berger. Der Gemeinde Freyenthal widmete der neue Pfarrer seine besondere Aufmerksamkeit. Er veranlaßte, daß regelmäßig jede Woche ein Geistlicher in der Schule Religionsunterricht ertheilte und das in der Regel jeden Sonntag in der Kirche daselbst Messe gelesen wurde.

Das National-Anleihen.

Berger hielt sich von den öffentlichen Angelegenheiten stets ferne, nur einmal konnte er nicht umhin, sich in etwas einzumengen; es war gelegentlich der Emission des National-Anleihens.

Bekanntlich war für dieses Anleihen ein Maximalbetrag von 500 Millionen festgestellt und es sollte ein freiwilliges sein, dessen Hauptzweck die Wiederherstellung der Valuta. Wie aber Seitens der mit der Einzeichnung der Beträge betrauten Beamten großentheils vorgegangen wurde, war es mehr ein Zwangsanleihen, denn Leute, die gewiß nichts auszuleihen hatten, sondern selbst in Geldverlegenheiten waren, wurden moralisch gezwungen, Beträge zu zeichnen, damit nur eine möglichst bedeutende Summe ausgewiesen werden konnte. Es ist eine nur zu oft vorgekommene Thatsache, daß selbst Waisengelder zur Anlage des National-Anleihens verwendet wurden, ohne den Vormund zu befragen.

Daß der nicht zu überschreitende Betrag dennoch überschritten wurde, und zwar um die Kleinigkeit von 111 Millionen, ist eben so bekannt, als daß dadurch die Valuta nicht allein nicht hergestellt, sondern das Uebel erst recht ein chronisches wurde. Die Beamten zogen mit ihren Subskriptionslisten von Gemeinde zu Gemeinde, und auch Freyenthals Hausbesitzer wurden zum Erscheinen aufgefordert. Berger hatte sich früher mit der Gemeindevorstehung berathen und erschien ebenfalls. Man redete ihm vor Allem zu, einen bedeutenden Betrag zu subskribiren, um so mit gutem Beispiele voranzugehen. Berger fragte entgegen, ob das Anleihen ein freiwilliges sei? Allerdings, hieß es, aber man erwarte von jedem Patrioten u. s. w. — überdieß sei hiedurch Gelegenheit zu einer sehr vortheilhaften Geldanlage geboten. — Berger entgegnete:

„Nachdem dieses Anleihen ein freiwilliges, so werde man hoffentlich jene davon freilassen, die selbst Schulden haben;" in dieser Rücksicht subskribire er einen Betrag von 1000 Gulden. Behalten könne er die Obligationen ebenfalls nicht; er müsse sie wieder verkaufen. Um die Einzahlung leisten zu können, bleibe ihm nichts Anderes übrig, als 5perzentige Metalliques zu verkaufen, diese stünden dermalen zu

84, der Emissionspreis dieses neuen Anleihens sei 95. Werde, was er wünsche, aber bezweifle, der Zweck erreicht, d. i. die Valuta hergestellt, dann sehe er nicht ein, was für ein Unterschied zwischen dem einen und dem anderen 5perzentigen Papiere sei; werde aber der angebliche Zweck nicht erreicht, dann würden alle Papiere noch mehr entwerthet werden. Er müsse erwarten, bei 1000 Gulden mindestens 100 Gulden zu verlieren, opfere somit diesen Betrag durch die Subskription.

Berger hörte, wie einer der Beamten zu dem andern sagte: „Mit dem hätten sie nicht anfangen sollen, der versteht die Sache."

Die Gemeinde subskribirte den von früher her noch bestehenden Kassaüberschuß mit 500 Gulden, dann den dreijährigen Jagdpachtschilling, der noch immer beim Amte erlag; auch noch einige der wohlhabenderen Bauern zeichneten Beträge, doch ersuchte der Bürgermeister, die ärmeren nicht damit zu plagen, und so geschah es, froh zogen die Letzteren wieder heim.

Die Zukunft rechtfertigte Berger's Ansicht; wer bald verkaufte, verlor 10 Gulden von jedem Hundert, wer länger wartete, mehr; viele Leute waren froh, wenn ihnen Jemand die Antheilscheine, auf welche bereits die Kaution einbezahlt war, abnahm, ohne dafür eine Entschädigung zu verlangen. Sehr wenig solche Papiere haben sich bis jetzt unter der Landbevölkerung erhalten, fast der letzte Rest derselben wurde 1865 und 1866 mit bedeutenden Verlusten verkauft.

Die Emission des National-Anleihens war eine der Hauptursachen des Verfalles unseres Volkswohlstandes; 611 Millionen der Wirthschaft eines ohnehin nicht wohlhabenden Volkes zu entziehen, mußte die traurigsten Folgen haben; anders wäre es gewesen, wenn man diese Summe mit Verständniß zu landwirthschaftlichen und industriellen Verbesserungen, zur Belebung des Verkehres verwendet hätte. Anstatt dem verkaufte man überdieß die Südbahn, verpfändete die Salinen u. s. w.

1859 bis 1861 u. s. w.

Die traurigen Ereignisse des Jahres 1859, der Verlust einer Provinz, die den anderen Ländern zwar stets Geld und Blut genug gekostet hatte, hatten den Erfolg, daß man

sich dafür entschied, Oesterreich neuerdings eine Verfassung zu geben; man begann aber wieder mit den Experimentiren, 1860 erschien das Oktoberdiplom, dem 1861 das Februarpatent folgte, mittelst dem die konstitutionellen Vertretungskörper, der Reichsrath, die Landtage und auch die sogenannte freie Gemeinde eingeführt wurden.

Die neue Aera wurde jubelnd begrüßt und man war auch berechtigt, ein Einlenken in wirklich verfassungsmäßige Bahnen zu erwarten und auch zu hoffen, daß endlich in volkswirthschaftlicher Beziehung durchgreifende Reformen erfolgen mußten. — Die Wahlen für sämmtliche Vertretungskörper wurden ausgeschrieben, es pulsirte frischeres, regeres Leben, um nur zu bald wieder einzuschlummern. Die Wiedersprüche zwischen Oktoberdiplom und Februarverfassung gaben den verschiedenen Landtagen Ursache zu Protesten, zur theilweisen Nichtbeschickung des Reichsrathes. Anstatt wenigstens für die im Reichsrath vertretenen Länder das zu erstreben, was zu erreichen war, und wenigstens in volkswirthschaftlicher Beziehung fortzuschreiten, verlor man die kostbare Zeit mit unfruchtbarem Gehader.

Selbst die unschuldigsten Gesetze der Landtage wurden, wenn von der Ansicht der Regierungsvertreter nur etwas verschieden, nicht zur Sanktion eingerathen, sondern einfach todtgeschwiegen. — Man segelte unaufhaltsam fort im Fahrwasser der Reaktion, bis diese mit dem Ministerium Belcredi, dem sogenannten Sistirungsministerium, festen Grund gefunden zu haben glaubte.

Der neue Bürgermeister von Freyenthal.

Als im Jahre 1861 die Gemeindewahlen ausgeschrieben wurden und mit thunlicher Beschleunigung durchgeführt werden sollten, da regte sich an vielen Orten frischeres Leben, so auch in Freyenthal. — Der bisherige Gemeindevorstand, seit 1849, war keine Neuwahl vorgenommen worden, ersuchte Berger um seine Beihilfe bei den Wahlen und zugleich Namens der Gemeinde, er möge eine auf ihn fallende Wahl annehmen. Da dieser die Zeit gekommen glaubte, wo der Gemeindevorstehung ein entsprechender Wirkungskreis zugewiesen werden würde, sagte er zu; — ersuchte jedoch dahin

zu wirken, daß die Wahlberechtigten möglichst zahlreich erscheinen sollten. Dieß geschah, es betheiligten sich fast alle Wahlberechtigten und Berger wurde, nebst andern eilf Männern, über die man sich schon früher geeinigt hatte, einstimmig in den Ausschuß, und von diesem ebenso einstimmig zum Gemeindevorsteher oder Bürgermeister gewählt. Darnach hielt er eine Ansprache an die Ausschüsse, worin er diesen, sowie der Gemeinde überhaupt für ihr Vertrauen dankte, und um werkthätige Beihilfe ersuchte, damit es ihnen mit vereinter Kraft gelänge, das in sie gesetzte Vertrauen zu verdienen, und so viel für das Beste der Gemeinde zu wirken, als möglich. Er schloß mit den Worten: „So wie es mir mit Gottes Beistand gelungen ist, den Rosenhof so umzugestalten, daß er nun eine Musterwirthschaft genannt wird, wollen wir dahinstreben und unsere vereinten Bemühungen dahin richten, daß man auch Freyenthal in Hinkunft eine Mustergemeinde nennen soll."

Aus dem Familienleben.

Bevor wir sehen, wie Berger diesen schönen Vorsatz auszuführen trachtet, wollen wir nachholen, was sich seit dem Jahre 1858 in seiner Familie und bei der Wirthschaft weiter ergab.

Von den ersteren ist nicht viel zu berichten, die Kinder wuchsen heran zur Freude der Aeltern. Freilich war diese Freude mitunter getrübt, da sie verschiedene Krankheiten durchzumachen hatten, die besonders heftig auftraten. Vorerst war es der Keuchhusten, der sämmtliche Kinder mehr oder weniger ergriff und beinahe einen ganzen Winter in's Zimmer bannte, am schlimmsten war Marie daran und es war wenig Aussicht mehr zu ihrem Aufkommen; doch erholte sie sich langsam wieder. — Ein noch gefährlicherer Gast war der Scharlach, der als Epidemie im Herbste 1860 auftrat und in der Gegend viele Kinder dahinraffte, während andere als Folge davon krüppelhaft wurden und blieben. Auch Berger's Kinder blieben trotz aller Sorgfalt nicht davon verschont und insbesondere die beiden kleineren wurden in hohem Grade von dieser bösen Krankheit ergriffen, so daß ihr Leben gefährdet war; — dennoch mit des Herren Hilfe genasen auch sie wie-

der und wurden wieder frisch und gesund. Bei solchen Gelegenheiten begreifen die Aeltern erst so recht, wie lieb sie ihre Kinder haben, und welchen Trost es beiden gewährt, wenn sie sich in die Sorge für ihre Lieben theilen. — Da kann man insbesondere erst recht sehen, welcher Aufopferung und Liebe ein treues Mutterherz fähig ist.

Berger und seine Gattin waren einig, die Kinder vor Allem sittlich und religiös zu erziehen; sie an Genügsamkeit und einfache Lebensweise zu gewöhnen; zugleich aber auch dafür zu sorgen, daß sie sich die nothwendigen und nützlichen Kenntnisse und Fertigkeiten möglichst vollkommen aneigneten, damit sie dereinst ihren Platz in der menschlichen Gesellschaft würdig auszufüllen im Stande wären.

Die älteren beiden Mädchen besuchten die Schule und machten dort recht gute Fortschritte, um so mehr als sie zu Hause zu Fleiß und Ordnung angehalten wurden und Gelegenheit hatten, so manches zu erlernen. — Auch der kleine Norbert hatte die Schule zu besuchen angefangen und an die jüngste Anna kam das nächste Jahr die Reihe. Besonders erfreut waren die Kinder, wenn sie der Mutter in der Haushaltung in irgend etwas behilflich sein konnten, oder wenn sie den Vater auf seinen Rundgängen in Wald und Flur begleiten durften, wo sie sicher Ein oder das Andere gelernt hatten, denn sie waren sehr wißbegierig und Berger durch seine umfassenden Kenntnisse in der Lage, ihre Fragen eingehend und für sie verständlich zu beantworten.

Was die Wirthschaft betrifft, so waren die neuen Einrichtungen, die Hauptverbesserungen der Gründe nahezu beendet; namentlich waren alle Grundstücke mit Mergel überführt, und dieser äußerte bereits in den meisten Aeckern seine volle Wirkung. — Nur in der Baumschule gab es noch auf vier Jahre Arbeit mit dem Rigolen; doch konnten aus selber für den Herbst 1861 wenigstens eintausend Bäume abgegeben werden, eine Zahl, die sich in den weiteren zwei Jahren auf's Doppelte steigern sollte. Auch an Wässerungswiesen waren noch drei Joche herzurichten und die hiebei gewonnenen Steine zur Einhagerung zu verwenden. Die Zahl der auszusetzenden jungen Bäume war nahezu erreicht, wird aber wohl überschritten werden, weil sich immer wieder Plätze fanden, wo eine größere oder kleinere Zahl Obstbäume mit Vortheil

gepflanzt werden konnten. — Die erstgesetzten Bäume, namentlich die Zwerg- und Spalierbäume, zeigten schon, welche vortreffliche Früchte sie bringen werden, in den letzten Jahren war die Ernte davon immer schon eine nennenswerthe. Der Viehstand war nahezu vollständig und es befanden sich darunter schon einige sehr hübsche Stücke eigener Zucht.

Ein schlimmer Nachbar.

Unter den vielen Nachbarn, welche an den Rosenhof grenzten, es waren deren dreizehn, konnte es nicht fehlen, daß ein oder der andere darunter gewesen wäre, der den Namen eines guten Nachbars nicht verdiente. Mit zwölf von ihnen kam Berger sehr gut aus, allein der dreizehnte, mit dem war es anders. Derselbe grenzte an die Niederweide und besaß eine Mühle und beiläufig acht Joch Grund. Es war dieß ehedem, wo fleißige und brave Leute darauf waren, ein Geschäft gewesen, daß eine betriebsame Familie recht gut ernähren konnte; allein der jetzige Besitzer, welcher etwa ein Jahr nach Berger in die Gegend kam, begann damit, daß er den Bauern, die bei ihm mahlen ließen, so wie man sagt, kaum den leeren Sack zurückgab; — dabei war er in Wirtshäusern sehr thätig — mit Spielen und Trinken. — Als das Mühlgeschäft nicht mehr ging, schlug er seinen Wald ab, es waren etwa zwei Joch geschontes, doch noch zu junges Holz; dann mußten als Brennholz die Obstbäume herhalten und endlich ging es über die Gehege und den Wald der Nachbarn. Nebenbei beschäftigte er sich mit Wildern und fing mit allen Leuten Streit und Händel an; mit dem einem Nachbar hatte er wegen eines Gehweges, mit dem andern wegen irgend eines Baumes oder Strauches an der Grenze Streit, lauter Dinge, die nicht der Mühe werth waren; denen aber, welche sich ihr Recht nicht so muthwillig abdisputiren lassen wollten, viele Gänge, Zeit und Geldverlust brachten. Auch Berger blieb von demselben nicht ungeneckt, es gab einen Streit wegen eines Grenzhages und überdieß war es besonders sein Holz, daß dem lieben Nachbar bequem war; überdieß hielt er verschiedenes Gesindel auf und unterstützte liederliche Dienstboten in ihren Betrügereien.

Im letzten Jahre waren Berger sogar mehrere frisch-ausgesetzte junge Obstbäume ausgegraben und gestohlen worden; Alles wies auf den Nachbar Steinmüller als Thäter; Berger veranlaßte eine Hausdurchsuchung, es wurde wohl kein Baum gefunden, doch andere verdächtige Dinge; dennoch klagte derselbe wegen Ehrenbeleidigung; er wurde wohl abgewiesen, aber Berger hatte doch wieder Gänge und Verdruß. Seine Familie war nicht viel braver, besonders hatte er einen zehnjährigen Buben, der stahl wie ein Rabe. Eine solche Familie in der Nachbarschaft zu haben, ist keine kleine Qual; und es war nichts Rechtes dagegen zu thun, weil man fast nie einen Beweis für seine Schurkereien hatte, und er ein Lügenmeister war; — einmal wurde er auf einige Tage eingesperrt, da wurde er nur noch böswilliger. — Da vernahm man eines Tages im Winter, der Steinmüllner sei in einem gutsherrlichen Forst zu Felsbach todt gefunden worden. Die gerichtliche Untersuchuug ergab, daß er von einem Förster angehalten wurde, als er eben einen Rehbock aufbrach; er setzte sich zur Wehre, worauf ihn der Förster im Kampfe erschoß. — Bei der Verlassenschaftsabhandlung zeigte es sich, daß mehr Schulden da waren, als seine Wirthschaft werth war, die sich im elendesten Zustande befand; es wurde die executive Feilbietung derselben angeordnet, und Berger erstand sie um den Schätzungspreis. — Auch die Familie sollte die Gemeinde los werden, — der Steinmüllner war aus Steiermark eingewandert, und Berger, damals Schriftführer der Gemeinde, hatte darauf gedrungen, daß er einen Heimatschein beibringe; was nach manchen Weitläufigkeiten, weil die Gemeinde, von wo er kam, seine Zuständigkeit daselbst bestritt, geschah und nachdem auch für rechtzeitige Erneuerung des Heimatsscheines gesorgt wurde, hatte er zu Freyenthal kein Heimatsrecht erworben, daher die Familie nach Steiermark zurückwanderte. Die ganze Umgebung athmete leichter auf und Berger gab der Wittwe noch eine ansehnliche Geldunterstützung, wofür dieselbe dankbar war.

Wenn Berger berechnete, was er noch an Auslagen zu bestreiten hatte, um seinen Wirthschaftsplan durchzuführen, dann fand er, daß sein Vermögen bis beinahe auf den letzten Rest ausgegeben und er rein nur auf den Ertrag seiner Wirthschaft angewiesen sei. Die Steinmühle hatte er um 600 fl.

gekauft, er mußte sohin an die Bedeckung des Betrages denken; — und da kam ihm gerade ein Antrag zur rechten Zeit. Es fand sich nämlich ein Käufer, für die zwei zusammen 16 Joch messenden Wiesen, die vom Hause weit entlegen, und jetzt verpachtet waren; da derselbe für das Joch 60 fl. zahlte, blieben Berger noch etwa 300 fl. übrig, die er zur Verbesserung der Steinmühle verwendete. Die Mühle nebst Wohnhaus war in einem solchen Zustand, daß dieselbe abgebrochen und nicht mehr aufgebaut wurde; zur Trauer der Ratten, die dort ihre Brutstätte hatten und von da aus in die anderen Häuser von Zeit zu Zeit Wanderungen anstellten. — Das Gemäuer wurde als Straßenschotter verwendet, die Holzbestandtheile verkohlt. Etwa 4 Joch Acker und Wiesen wurden kultivirt, letztere in Wässerungswiesen umgewandelt, der Mühlteich beibehalten und gereinigt, die übrigen vier Joch Grund wurden der Ochsenweide einverleibt und ein Theil davon mit Lärchenpflanzen besetzt.

Die Arbeitskräfte am Rosenhof.

Man kann sich denken, daß schon zum Betrieb der Wirthschaft mehr Arbeitskräfte nothwendig waren als bei einer gewöhnlichen Bauernwirthschaft. Aber der Bedarf an Arbeitern war natürlich ein um so größerer, während des Baues und zur Ausführung der Grundverbesserungsarbeiten.

Anfangs nahm Berger böhmische Arbeiter auf, sogenannte Teichgräber, und zwar gab er ihnen eine oder die andere Arbeit in Akkord; bald überzeugte er sich aber, daß, wenn er nicht immer selbst dabei stand, schleuderisch gearbeitet wurde.

Manchmal, besonders anfangs, kamen diese Arbeiter sehr hoch, weil zu theuer akkordirt war; manchmal wieder, es hing dieß insbesondere von der Beschaffenheit des Untergrundes ab, verdienten sich die Leute zu wenig, arbeiteten daher möglichst schlecht und lamentirten, so daß ihnen immer etwas darauf bezahlt wurde. Als Berger in dieser Hinsicht mehr praktische Erfahrungen gesammelt hatte, stellte er früher Bohrversuche an, und wußte überhaupt schon, wie hoch er die Quadratklafter Rigolen, die Kubikklafter Mergel graben, die Kurrentklafter Drainage-Gräben u. s. w. bezahlen

konnte, ohne übervortheilt zu werden, daß aber auch den Leuten, wenn sie fleißig waren, ein hinreichender Lohn verblieb.

Als später in der Gegend selbst die Arbeitsleute weniger selten waren, fand sich da und dort ein Taglöhner, der Lust zu den Erdarbeiten bekam, auch war so manche Arbeit für Handwerker, die im Winter nichts zu thun haben, z. B. für Maurer, ein ganz erwünschter Verdienst. — Berger zahlte Leute nach den Tag, sie mußten sich jedoch selbst verköstigen, und gab jenen, die mehr verdienten, einen höheren Lohn; mitunter wurde auch ein oder die andere Arbeit in Akkord gegeben. Es war sohin die Gelegenheit gegeben, die Leute zu der Arbeit zu stellen, welche ihnen am besten von der Hand ging. — Solche Leute arbeiteten gerne am Rosenhof, denn sie wußten, daß, wenn es auch dort gerade keine Arbeit gab, ein gutes Zeugniß Berger's als beste Empfehlung galt, eine solche anderwärts zu finden. Auch hatten die bei der Wirthschaft verwendeten Dienstboten manchen Tag, ja manche Woche, wo sie bei der einen oder anderen Erdarbeit mithalfen.

Als die Wirthschaft in den regelmäßig geordneten Gang kam, bedurfte der Rosenhof acht Dienstbothen und zwar vier männliche und vier weibliche, überdieß Jahr aus Jahr ein zwei Taglöhner. Es wäre vielleicht möglich gewesen, ein oder den andern zu ersparen, aber Berger wollte, daß gut und zu rechter Zeit gearbeitet werde, daß man den günstigen Zeitpunkt stets benütze und mit nichts im Rückstand blieb. Gute Eintheilung der Zeit, geschickte Benützung der Witterung, je nachdem sie dieser oder jener Arbeit günstig, ist ein großer Vortheil bei der Landwirthschaft.

Ein weiterer Gewinn war, daß am Rosenhof die abgebrachten Feiertage nicht gehalten wurden, es wären deren durchschnittlich zwei im Monate, sohin 24 jährlich gewesen, was bei acht Dienstleuten einen Gewinn von 192 Arbeitstagen ausmachte. Allerdings brauchte es viel, bis es Berger dahin brachte, daß an solchen Tagen gearbeitet wurde; er nahm jedoch keinen Dienstboten auf, der sich nicht hiezu verpflichtete. Ueberdieß waren mehrere Bauern hiermit einverstanden und es wurden auch bei ihnen derlei Feiertage immer seltener. Verschiedene alte Zöpfe gingen freilich von dem Brauch nicht ab, weil ihnen selbst das Faulenzen lieb

war; machte man ihnen Vorstellungen, dann mußte die Religion als Deckmantel herhalten. Von der Zeit an, als Lanfenberg einen neuen Pfarrer erhielt, wurde es entschieden besser; denn vorerst wurde darauf gesehen, daß an solchen Tagen Schule war, was früher nicht immer der Fall gewesen, und dann belehrte der hochw. Pfarrer die Leute selbst über den Nutzen und das Verdienstliche, an solchen Tagen zu arbeiten, anstatt dem Müßigang zu fröhnen.

Wenn man das Kapitel Dienstboten-Elend gelesen hat, wird man sich wundern, zehn Jahre später am Rosenhof recht brave Dienstleute zu finden.

Berger hielt seine Leute gut und bezahlte entsprechenden Lohn; er forderte strenge Ordnung, ging aber hierin selbst mit gutem Beispiele voran. Er hielt viel auf einen braven Meisterknecht, wie seine Frau auf eine verläßliche, geschickte Viehmagd; denn dieß sind die zwei Hauptpersonen bei einer Wirthschaft; diese vorhanden, gehts mit den übrigen leichter.

Es wurde immer für einen Nachwuchs gesorgt, so daß der letzte männliche, wie weibliche Dienstbote, der Bub' und die Dirn', erst 14 bis 15 Jahre alt waren. Diese erhielten die ersten zwei Jahre die Kleidung, aber kein Geld auf die Hand; einige Gulden wurden ihnen jährlich in der Sparkassa angelegt. Für jede Kategorie der Dienstboten war ein bestimmter Betrag als Lohn bestimmt; das erste Dienstjahr erhielten sie diesen, für jedes weitere Jahr um so und so viel Gulden mehr, bis die höchste Lohnsumme erreicht war, oder sie auf eine bessere Stelle vorrückten. Die Hälfte der Lohnerhöhung wurde nicht bar ausbezahlt, sondern den Dienstboten in der Sparkasse angelegt.

So erhielt der Meisterknecht fl. 60 bis 100, der Mitterknecht fl. 50 bis 60, der Unterknecht fl. 30 bis 50, der Bub fl. 20 bis 30, die Viehmagd fl. 30 bis 50, die Küchenmagd fl. 25 bis 40, die Hausmagd fl. 20 bis 30, die Dirn fl. 15 bis 20.

Im Uebrigen wurde sich genau an die bestehende Dienstbotenordnung gehalten, die ganz zweckmäßig ist, leider aber so selten gehandhabt wird.

Es wurde wenig mit den Dienstleuten gewechselt und das war ein großer Vortheil. Die zwei Taglöhner erhielten durchschnittlich 50 Kreuzer für den Tag ohne Kost, hatten aber dafür Sommer wie Winter Beschäftigung.

Mit diesen Arbeitskräften reichte er um so besser aus, als auch Berger sammt Frau und später die Kinder fleißig mit halfen. Es war nicht nöthig, zu dieser oder jener Arbeit eine Menge Leute zusammenzutrommeln, wie dieß insbesondere beim Schnitt üblich ist. Der Getreidebau war nicht so bedeutend und da die Aecker rein waren und Lagergetreide selten vorkam, überdieß das Getreide theilweise gemäht wurde, war die Arbeit nicht so groß. Der Hackfruchtbau, welcher sonst viele Hände in Anspruch nimmt, wurde mit Zuhilfenahme des Reihenziehers, der Pferdeharke und des Häufelpfluges betrieben, so daß eine Bearbeitung mit der Hand nur zwischen den Reihen nöthig erschien.

Nur eine bedeutende Arbeit gab es, wo es wünschenswerth war, daß sie möglichst schnell beendet wurde, nämlich das Mähen der Weiden und Zusammenbringen der hiedurch gewonnenen Streu. Es waren für die Jungviehweide 24 Tagwerke zum Mähen und 50 zum Zusammenrechen und Einbringen; für die Ebenweide 12 und 25 Tagwerke nöthig. Da es sehr daran lag, die Streu trocken einzubringen, mußte günstige Herbstwitterung hiezu rasch benützt werden.

Um sich hiefür die Arbeitskräfte zu sichern, verfiel Berger auf folgendes Auskunftsmittel. Wie erwähnt, mußten weil der Zutrieb bedeutend war, am Rosenhof zwei Stiere gehalten werden und es wurden stets solche mit ausgezeichneten Eigenschaften eingestellt. Anstatt für den Sprung ein Entgeld zu verlangen, bedang sich Berger je einen Arbeitstag zum Mähen oder Streurechen; die Leute waren es zufrieden und somit die Arbeitskräfte gesichert.

Eins soll noch erwähnt werden, wie die vielen Zeitlosen und weißen Nieswurzen von der großen Wiese weggebracht wurden. Diese Wiese befindet sich in der Nähe des Schulhauses, wo sich die Kinder zwischen der Vor- und Nachmittagsschule auf der Straße herumtrieben. Da machte Berger mit Hilfe des Lehrers einen Versuch, sie zu bewegen, daß sie im Mai, wenn diese Pflanzen im vollen Saft waren, die Zeitlosen vorsichtig auszogen, um dadurch die Triebkraft der Zwiebel zu tödten und die Nieswurzen unter der Erde ausstachen. Er bestimmte für jedes hundert Pflanzen einen kleinen Betrag, überdieß Preise für jene, welche die meiste und

beste Arbeit geleistet hatten. Da wurde es lebendig auf der Wiese und in wenigen Tagen war dieselbe von diesen schädlichen Pflanzen, die auf Komposthaufen wanderten, frei.

Aus der Gemeinde Freyenthal.

Der neue Bürgermeister suchte sich vor Allem mit den Nachbargemeinden in freundschaftliches Einvernehmen zu setzen. Sein herzliches Entgegenkommen erfreute die Vorstände derselben und sie versprachen in solchen Angelegenheiten, die das gemeinsame Wohl der Gegend beträfen, treu zusammenzuhalten; an Gelegenheit, dies Wort zur That werden zu lassen, fehlte es wahrlich nicht. Auch mit den Staatsbehörden kam Berger gut aus, obwohl er an dem Grundsatze, die freie Gemeinde ist die Grundfeste des freien Staates, unverbrüchlich festhielt; in keiner Gemeinde des Bezirkes wurden die Steuern so ordentlich und regelmäßig einbezahlt, die ihnen zugewiesenen Geschäfte so zuverlässig und schnell besorgt. Freilich sind gerade solche Gemeindevorstände dem echten Bureaukraten ein Dorn im Auge, weil durch sie der Beweis geliefert wird, daß es doch geht mit der autonomen Gemeinde und daß es keine Gefahr für den öffentlichen Dienst hat, wenn deren enger Wirkungskreis erweitert, die Bevormundung beseitigt und die Staatsbeamten vermindert werden. Doch der Vorsteher des Bezirkes, wohin Freyenthal gehört, war ein Mann der neueren Schule und dadurch ausgezeichnet, daß er selbst bureaukratischen Schlendrian nicht liebte und soweit es seine Stellung gestattete, an der Fortschrittsbewegung theilnahm.

Schon zu der Zeit, da Berger als Schriftführer die Geschäfte der Gemeinde verwaltete, d. i. von 1849 bis 1852 war Vieles geschehen, was sein jetziges Wirken erleichterte; so ward eine Gemeinde-Matrikel angelegt, die Fremden verzeichnet, deren Heimatsdokumente in Evidenz gehalten, hierdurch war die Gemeinde bereits vor so manchen Schaden bewahrt worden, es galt nur das in der Zwischenzeit Versäumte nachzuholen.

Rücksichtlich der Dienstbotenordnung wurde, insoweit dieß in einer einzelnen Gemeinde möglich, die Befolgung der ganz guten bestehenden Verordnungen angestrebt,

was namentlich später von Erfolg war, als die Handhabung der Dienstbotenordnung, sowie der Ortspolizei thatsächlich der Gemeinde zugewiesen wurde und als sich auch der landwirthschaftliche Verein der Sache annahm,

Auf Befolgung der Polizei-Vorschriften, insbesondere der Feuer-, Bau-, Straßen-, Sittlichkeits- und Gesinde-Polizei, wurde strenge gesehen, sämmtliche Hausbesitzer der Gemeinde zu einer Versammlung einberufen und ihnen die darauf bezüglichen Gesetze und Verordnungen im Auszuge mitgetheilt, überdieß eine kurzgefaßte gedruckte Belehrung hierüber vertheilt. Es geschah selten, das nach vorausgegangener Ermahnung auf eine Geldstrafe wegen Außerachtlassung dieser Anordnungen erkannt wurde, aber wenn es geschah, dann wurde der Betrag auch unnachsichtlich eingetrieben, und nicht wenig trug dazu bei, den Anordnungen der Gemeindevorstehung Achtung zu verschaffen, daß in den paar Fällen, wo gegen den Ausspruch derselben rekurrirt wurde, das Bezirksamt dieser Berufung keine Folge gab.

Das Armenwesen fiel wohl zum Theil in den Wirkungskreis des Pfarrers als Vorsteher des Armeninstitutes; allein dieses beschränkte sich auf die Betheilung von Pfründnern, die weitere Obsorge für die Armen verblieb der Heimatsgemeinde und es herrschte da der Gebrauch des sogenannten Einlegens oder der Quartierer. Die Armen wandern nämlich von Haus zu Haus und werden in jedem eine bestimmte Anzahl Tage hindurch verpflegt, welche Leistungspflicht nach der Größe des Besitzstandes, meistens nach dem Steuergulden bemessen wird. Es ist dieß eine sehr unvollkommene Verpflegung, für die Armen wie für die Hausbesitzer gleich lästig und doch findet man die Quartiere noch in so vielen Gemeinden; vorzüglich weil diese zu wenig wohlhabend sind, um eigene Armenhäuser zu erbauen und ihre Armen daselbst zu verpflegen, auch weil der Bauer in der Regel jede Barauslage scheut und daher die Materialverpflegung vorzieht. Sind solche Arme gesund oder doch leicht zu transportiren, so geht es noch an, aber wenn sie gebrechlich und krank werden, dann ist die Unzukömmlichkeit dieser Art der Armenversorgung eine große und sollte auf deren Beseitigung mit allem Nachdruck hingewirkt werden. In der Gemeinde Freyenthal wurde diese Frage alsbald in Erwägung

gezogen und ist um so mehr als auch der Pfarrer von Laufenberg sich lebhaft hierfür interessirt, in nicht zu ferner Zeit die Abstellung dieses Uebelstandes zu hoffen.

Sehr vielen Verdruß machten dem Bürgermeister zu Freyenthal die Vagabunden, weil alle seine Bemühungen die Gemeinde vor der Belästigung durch selbe möglichst zu wahren, nahezu erfolglos blieben. Am Lande Nieder- wie Oberösterreichs, besonders aber im Gebirge wimmelt es förmlich von Vagabunden aus allen Ländern; mehr als $^9/_{10}$ derselben sind Bettler von Profession, arbeitsscheu und unverschämt, eine wahre Landplage, insbesondere für die Bewohner einzelnstehender Häuser.

Schade ist es, daß wir über das Vagabundenwesen keine statistischen Daten besitzen, man würde staunen, wieviel an Arbeitskräften verloren geht und welche Summen diese Faulenzer verzehren. Beispielsweise berechnete Berger, es seien in der Gemeinde Freyenthal 150 Häuser, jeden Tag kommen durchschnittlich nur zehn fremde Bettler (die Zahl ist in Wirklichkeit sicher größer), jeder erhalte nur eine Gabe im Werthe von einem Kreuzer, was sehr gering ist, weil selbe auch Fleisch, Mehl und andere Viktualien erhalten, so macht dieß für die eine Gemeinde täglich 15 fl., jährlich 5475 fl., eine Summe, die höher ist, als die Gesammtsteuer der Gemeinde und die hinreichen würde, den Gemeindearmen für die Zukunft eine bessere Verpflegung zu verschaffen, wenn diese jährliche Ausgabe hierzu einmal verwendet würde.

Es wird eingewendet werden, warum gibt man solchen Leuten; nun, einestheils folgt man der Ansicht, keinem Armen ein Almosen zu verweigern, wobei man aber nicht bedenkt, daß der gesunde, arbeitsfähige Tagdieb nicht als wahrhaft arm zu betrachten ist, und dann, und das ist zumeist der Fall, fürchten die Leute, insbesondere solche, welche einzeln stehende Häuser bewohnen, die Vagabunden und das mit Recht und was in solchem Fall gefordert und gegeben wird, ist kein Almosen, sondern eine Brandschatzung.

Die Gemeindevorstände sind nicht in der Lage, diesen Uebelständen zu steuern, ebensowenig die Gendarmerie. Werden Vagabunden arretirt, was nur mit solchen geschehen kann, die mangelhafte Dokumente besitzen, worunter man eine Legitimationskarte leider nicht rechnen darf, oder die sonst

etwas angestellt haben, so hat vorerst die Gemeinde, in deren Gebiet der Vagabund angehalten wurde, denselben zu verpflegen, und ist er recht zerlumpt, auch zu bekleiden, riskirt auch, wenn derselbe heimatslos ist, ihn ganz zugewiesen zu erhalten; dazu kommen die Kosten des Transportes, zu dem meistens mehrere Stunden entfernten Bezirksamte. — Dort wird der Arretirte entweder freigelassen, oder er bekommt eine gebundene Marschroute, mit der er erst recht kreuz und quer das Land durchzieht; im besten Falle wird er abgeschoben, d. h auf Kosten des Landesfondes meistens zu Wagen in die Heimat befördert; dort trachtet man natürlich solcher Subjekte bald wieder los zu werden, versieht sie mit neuen Dokumenten, und sie beginnen ihren Kreislauf von Neuem.

Unser Freyenthaler Bürgermeister fragte öfters derlei Leute, warum sie nicht arbeiten, wornach die regelmäßige Antwort erfolgte: Ich bekomme keine Arbeit. — Da Berger immer Arbeitsleute verwenden konnte, wies er ihnen mitunter Arbeit zu; — allein die Vagabunden suchten nun entweder gleich die Weite, oder erklärten, das Betteln trage mehr ein, als der gebotene Lohn; im besten Falle arbeitete ein oder der andere 8 oder 14 Tage, um dies in sein Arbeitsbuch eingetragen zu erhalten, und dann unbeanständet wieder weiter fechten zu können. — Wenn Berger und seine Arbeiter die Hitze und Last des Tages trugen und im Schweiße ihres Angesichtes das Brod verdienten, und sahen nur zu oft Vagabunden im kühlen Schatten liegen, Kartenspielen und andere Kurzweil treiben, dann wünschte er diese Faulenzer jenen Herren auf den Hals, welchen es zukäme, abzuhelfen, es aber aus übel angebrachter Humanität und Sentimentalität unterlassen.

Insolange man nicht den Arbeiter von dem arbeitsscheuen Vagabunden unterscheidet, insolange nicht die Heimatsgemeinde oder das Heimatsland verpflichtet wird, die durch ihre vagabundirenden Angehörigen anderen Gemeinden und Ländern erwachsenden Kosten zu erstatten; insolange nicht dahin gestrebt wird solche, die nur von anderer Leute Fleiß leben und ihre Zeit verfaulenzen, zwangsweise zur Arbeit zu verhalten, insolange werden alle Mittel fruchtlos sein, und dieser Krebsschaden an unserem Volkswohlstande mehr und mehr sich einfressen.

Alle Achtung und Unterstützung dem fleißigen Arbeiter, Versorgung und Hilfe dem Kranken und Alten, aber rücksichtslose Strenge dem kräftigen Faulenzer, der einem Schmarotzergewächs gleich an den Früchten des Fleißes zehrt.

Die ganze Gemeinde durchzieht in einer Länge von 3 Stunden ein Fahrtweg, die Herhaltung dieses, sowie einiger Abzweigungungen obliegt der Gemeinde. — Diese Wege in guten Zustand zu setzen und zu erhalten, war Berger's Augenmerk. Es war so mancher Hügel abzugraben, so manche Vertiefung auszufüllen; einzelne Strecken mußten ganz umgelegt werden. Wer da weiß, wie schwer es hält, die Bauern zu bewegen, für einen guten Weg etwas zu thun, der kann die Schwierigkeiten ermessen, mit denen gerade in dem Fall der Bürgermeister zu kämpfen hatte; doch indem er die Sache nicht überstürzte, die Arbeit auf mehrere Jahre vertheilte, und mit Arbeitskräften der Gemeinde unternahm, sohin wenig Baarauslagen vorkamen, wurde auch dieses Unternehmen durchgeführt, und die Bauern bekamen Lust, auch ihre Wege zu verbessern.

Um nun Streitigkeiten zu vermeiden, wurde ein eigener Wegkataster angelegt, in dem auch die Privatwege verzeichnet waren und eingetragen wurde, wem deren Benützung zukomme, und wem die Erhaltung obliege.

Ueberhaupt suchte Berger so viel als möglich Streitigkeiten zwischen den Gemeindegliedern, insbesondere zwischen Nachbarn, die so oft zu Feindschaft und Prozessen führen, im Keime zu ersticken, und so viel möglich auszugleichen und zu versöhnen. Er, wie seine beiden wackeren Gemeinderäthe handelten hier als wahre Friedensrichter; ihre Bemühungen waren auch meistens von Erfolg, weil die Gemeinde in sie volles Vertrauen setzte.

In dieser Gemeinde, wie fast überall in den österreichischen Gebirgen, sind die zu einem Wirthschaftshofe gehörigen Grundstücke einerseits im Zusammenhang, vollkommen arrondirt; Kleinhäuser ohne Grundbesitz kommen verhältnißmäßig wenige vor; der Grundbesitz der Bauernwirthschaften beträgt von 20 bis 150 Joch, wobei jedoch Weide und Wald inbegriffen ist. — Bei solchen Umständen ist es erklärlich, daß die Gemeindevorstehung nicht für die unbedingte Freitheilbarkeit des Bodens war, weil hiedurch das zerrissen

würde, was man andererseits durch die Kommassation (Zusammenlegung) zu erreichen anstrebt. Doch war der Bürgermeister und mit ihm der Gemeindeausschuß immer dafür, wenn es galt ein Grundstück von einem Hause abzutrennen und irgend einem Kleinhause zuzuschreiben, oder wenn Gründe von einem Hause an den Nachbar verkauft wurden, wodurch dessen Besitz besser abgerundet wurde; endlich erklärten sie sich auch damit einverstanden, als eine herabgekommene Wirthschaft von mehreren angrenzenden Wirthschaftsbesitzern angekauft, und von diesen unter sich getheilt wurde. Nur gegen das planmäßige Zertrümmern und Parzelliren, gegen das Entstehen von Kleinhäusern ohne ausreichenden Grundbesitz wehrte sich die Gemeindevertretung, denn es lag ihr daran, kräftige und lebensfähige Wirthschaften zu erhalten.

Das Fischwasser in der Gemeinde gehörte und gehört noch zur ehemaligen Herrschaft Laufenberg; ein Ueberbleibsel aus der Zeit vor 1848, dessen Beseitigung endlich nicht mehr verfrüht wäre; denn thatsächlich wird in den meisten Gegenden die Fischerei als ganz frei betrachtet, daher auch die sonst fischreichen Gewässer beinahe gänzlich ausgebeutet sind. Und doch könnte bei ordentlicher Bewirthschaftung derselben eine Masse Nahrungsmittel erzeugt, und so zur Förderung des Nationalwohlstandes beigetragen werden. Ein Fischereigesetz, kraft welchem die Fischerei gleich der Jagd den Gemeinden zuzutheilen wäre, ist ein dringendes Bedürfniß.

Die Gutsverwaltung von Laufenberg, überließ das Fischwasser von Freyenthal an den Bürgermeister pachtweise, gegen ein kaum nennenswerthes Entgeld, und dieser ist bemüht, den Fischstand erst zu schonen und künstlich zu vermehren, zu welch' letzterem Zweck ihm die verschiedenen kleinen Teiche am Rosenhof vortreffliche Dienste leisten. — Die größte Schwierigkeit besteht darin, die Leute von dem Wahne, als sei die Fischerei jedem gestattet, abzubringen; allein durch Belehrung und wo es nöthig ist durch Ernst und Strenge, wird auch hier die gesetzmäßige Ordnung herzustellen sein.

Anders verhält es sich mit der Jagd. — Es ist wohl ein volkswirthschaftlich richtiger Grundsatz, daß, je mehr die Kultur fortschreitet, je sorgfältiger und intensiver die Land-

wirthschaft in einer Gegend betrieben wird, in gleichem Verhältnisse der Wildstand abnehmen muß, da der Schade, den er verursacht, mit dessen Nutzen außer Verhältniß steht.

Unsere Gegend hatte einst vom Wild arg zu leiden, da, wie bereits erwähnt, vor Aufhebung des Unterthänigkeitsverbandes der Herrschaft W., welche hier große Waldkomplexe besitzt, und welcher der größte Theil der Gegend unterthänig war, eine Menge Jagdrobot zu leisten war, ja mehrere hundert Joch große Wiesen von den Unterthanen gemäht und geheuet werden mußten, welches Heu lediglich als Futter für das Hochwild diente. Man kann denken, was die große Menge Wildes für Schaden anrichtete, und was die Bauern erreichten, wenn sie sich bei der Herrschaft darüber beschwerten. Aber brillante und charmante Jagden gab es, das muß wahr sein. — Im Jahre 1848 war mit dem Wilde so aufgeräumt worden, daß es beinahe ausgerottet wurde; nun erst konnten die Wirthschaftsbesitzer auf ihren Gründen frei wirthschaften, da vordem so manche Kultur des Wildes wegen ganz unmöglich war.

Der Besitzer der ehemaligen Herrschaft W., ein hochgeborner Herr, der nur für das edle Waidwerk Sinn hatte, pachtete die meisten Gemeindejagden und erhielt diese, weil thatsächlich fast kein Wild mehr vorhanden war, um ganz unbedeutende Beträge. — Als die erste Pachtperiode vorüber, es war dieß zur Zeit, als die Reaktion in voller Blüthe stand, gelang es durch verschiedene, nur damals mögliche Manöver, die Verlängerung auf die längste gesetzlich zulässige Zeit zu erhalten; und siehe da, das Wild mehrte sich zusehends, der Wildschaden desgleichen, ohne daß es gelang, hiefür die entsprechende Entschädigung zu erhalten.

Diejenigen, welche sich es angelegen sein ließen, ihre Gründe besser zu bewirthschaften, neue Nutzpflanzen zu bauen, die Obstbaumzucht in größerem Maßstabe zu betreiben, litten am meisten darunter, natürlich vor Allem der Rosenhof, wo wenn es so fortging, der ganze Erfolg der Wirthschaft in Frage gestellt worden wäre, da Burgunderrüben, Türkenweizen u. s. w., sowie die Zweige und Rinde der edlen Obstbäume dem Wilde vortrefflich mundeten.

Kurze Zeit nach den Gemeindewahlen im Jahre 1861 lief die Zeit des letzten Jagdpachtes ab, und die Gutsinha-

bung W. beeilte sich der Gemeinde einen namhaften Betrag zu bieten, wenn sie auf eine Verlängerung des Pachtvertrages einginge. Berger legte das Gesuch seinem Ausschusse vor, bevorwortete jedoch die Lizitation des Jagdrechtes, womit Alle einverstanden waren.

Es lag dem Bürgermeister vor Allem andern daran, daß die freie Gemeinde immer mehr zur Wahrheit werde, und auch Grund und Boden wirklich frei sei.

Da aber das Gesetz verbietet, daß Gemeinden als solche die eigene Jagd pachten, wollte er persönlich als Pächter auftreten, und es bewog ihn hierzu auch noch der Umstand, daß in der früheren Pachtperiode verschiedene Leute Erlaubniß zum Jagen erhalten hatten, und zwar für Vögel und andere kleinere Thiere. Da aber Vögel und zwar nicht allein Singvögel, sondern insbesondere Nachteulen, Bussarde und andere sogenannte Raubvögel dem Land- und Forstwirthe durch Vertilgung allerlei schädlichen Ungeziefers sehr nützlich sind, solche Leute aber, wie auch die Jäger gerade die allernützlichsten Thiere, wie Igel, Wiesel u. s. w. schossen, so hatte dieß bereits ein besorgnißerregendes Ueberhandnehmen von Mäusen und Insekten zu Folge. Die Aufgabe des Landwirthes und auch des echten Forstwirthes ist es aber, die seinen Kulturen schädlichen Thiere zu mindern, die nützlichen zu schonen und zu hegen.

Bei der Lizitation erschienen der Bevollmächtigte der Gutsinhabung W. und Berger, welch' letzterer das Jagdrecht um einen über Verhältniß hohen Preis erstand, hierdurch aber keinen Schaden litt, weil keiner der einzelnen Grundbesitzer seiner Gemeinde mehr Vergütung annahm, als er früher nach Maßgabe seines Grundbesitzes erhalten hatte.

Das Wild wurde nicht ausgerottet, sondern ein mäßiger Stand erhalten; verursachte es irgendwo bedeutenderen Schaden, so wurden einige Stücke mehr abgeschossen. Es wurde ein Jäger aufgenommen, der zugleich das Geschäft eines Gemeindedieners besorgte. Das Fangen und Schießen der Vögel und anderer nützlicher Thiere wurde unbedingt untersagt. — Die Wirthschaftsbesitzer waren zufrieden und dankten ihrem Bürgermeister für diesen neuen Beweis seiner Sorge für das Wohl der Gemeinde.

Daß sich Berger die Förderung der Schule angelegen sein ließ, ist wohl selbstverständlich. Als er nach Freyenthal kam, war daselbst ein Schullehrer gewöhnlichen Schlages; die Kinder lernten außer dem Katechismus noch nothdürftig Lesen, Schreiben und die Elemente des Rechnens und damit genug. Die Schule zu Freyenthal war eine sogenannte Mittelschule (Filiale). Die Dotation des Lehrers bestand aus dem Schulgelde und dessen Ergänzung bis zu einem bestimmten Betrage aus dem Schulfonde. Die Sammlungen d. h. die Zinsen aus dem Ablösungskapitale hierfür, gehörten dem Lehrer zu Laufenberg als Pfarrmeßner. Die Einkünfte waren somit nichts weniger als glänzend, aber die Leistung darnach. Der Schulunterricht beschäftigte den Lehrer nicht genügend, Berger suchte ihm Interesse für Landwirthschaft und wissenschaftliche Dinge einzuflößen, doch vergebens. Die Frau des Lehrers war eine Plaudertasche, die nichts als lamentirte und ihren Mann quälte, auch die Leute durch ihr Gewäsch uneinig machte. Berger bedauerte, in kein besseres Verhältniß zu dem Lehrer treten zu können; kümmerte sich wenig um diese Leute; dachte jedoch später öfters darüber nach, daß er seine Kinder in diese Schule nicht schicken könne und sich wohl um einen Privatlehrer umsehen müsse.

Doch sollte es besser kommen, als er erwartet. Eben als die kleine Rosa das schulpflichtige Alter erreichte, gelang es dem Lehrer, einen Dienst bei der Pfarrschule in X. zu erhalten.

Nach Freyenthal kam ein neuer Lehrer; die Gemeinde hatte demals auf dessen Ernennung nicht den mindesten Einfluß, und Berger dachte, es werde wohl das Sprichwort: „Es kommt selten etwas Besseres nach," Recht behalten. Eine Aeußerung, die er von maßgebender Seite über den neuen Lehrer vernahm, erweckte nicht viel bessere Hoffnung, denn es hieß: „Was sollen wir mit dem Menschen machen? er ist in der Musik so wenig fest, daß man ihn als Gehilfen nicht recht brauchen kann; ist gut für die Freyenthaler Bauern." Und das war richtig. Der neue Lehrer, wir wollen ihn Ander nennen, kam und stellte sich bei Berger als Nachbar vor. Es war ein junger Mann von offenem, aber bescheidenem Wesen; Berger sah bald, daß er es mit einem talentirten Menschen zu thun habe, der viele Wißbegierde

zeigte und ganz das Zeug hatte, seine freie Zeit auf Selbstbildung zu verwenden. Die Schule bekam auch alsbald ein anderes Gepräge, die Kinder freuten sich auf die Schulstunde, wo sie außer den gewöhnlichen Lehrgegenständen, die nicht vernachlässigt wurden, immer etwas Anziehendes und Neues hörten.

Der Lehrer hatte eben die rechte Methode, die Zuneigung der Kinder zu gewinnen. Berger that sein Möglichstes, ihn in seinen Bemühungen zu unterstützen, freilich ganz im Stillen, damit derselbe keinen Verdruß mit seinen Vorgesetzten habe. Als aber der neue Herr Pfarrer mit Berger bekannt wurde und öfters nach Freyenthal kam, fand dieser bald Gefallen an dem bescheidenen und kenntnißreichen jungen Mann, der seinen Pflichten auf's Pünktlichste nachkam.

Auch die Bauern waren mit dem neuen Lehrer zufrieden und thaten ihm entgegen wieder gerne etwas zu Gefallen. Nachdem Berger Bürgermeister geworden, war er besorgt, die Stellung des Lehrers zu verbessern, und der Gemeindeausschuß bewilligte die hierzu nöthigen Geldmittel. — Später ehelichte Ander ein recht braves Mädchen aus der nahen Stadt, die in weiblichen Arbeiten sehr geschickt war, womit sich Gelegenheit bot, daß die Schulmädchen Stricken, Nähen u. s. w. fertig erlernen konnten, was wieder dazu beitrug, die Existenz der Lehrerfamilie zu verbessern.

Die Jahre 1865 und 1866 werden den Landwirthen stets in trauriger Erinnerung bleiben; allgemeine Geschäftsstockung, ungewöhnliche Wohlfeilheit aller Producte und dazu die immer steigenden, nun auf's Höchste gespannten Steuern. — Dazu die Reaktion in voller Thätigkeit, die Zerwürfnisse zwischen den verschiedenen Nationalitäten Oesterreichs im Wachsen, die Zwietracht geflissentlich geschürrt; die Deutschen von allen Seiten angefeindet, und obwohl sie die ausschließliche Bevölkerung des Stammlandes der Monarchie ausmachen, doch von der Regierung am meisten hintangesetzt. Es war das wieder eine traurige Zeit; man fühlte, so könne es nicht bleiben, auf die eine oder andere Art müßten sich diese nahezu unerträglich gewordenen Zustände ändern.

Während der Zeit waren die exekutiven Feilbietungen von Realitäten an der Tagesordnung; die Anschlagtafeln bei den Aemtern wurden zu klein, die Edikte alle zu fassen. We-

gen unbedeutenden Beträgen wurden oft um ein Spottgeld Realitäten verkauft, so sehr war der Werth der Güter gesunken, und doch war Mangel an Käufern, und wer glaubte billig gekauft zu haben, ersah nur zu oft, daß er sich getäuscht habe und sein Geld verlieren werde.

Freyenthal kam im Vergleich mit anderen Orten noch ziemlich gut durch diese traurige Zeit. Die Bauern dankten es Berger, daß er zur Zeit der Grundentlastung sie zur Einzahlung der Ablösungskapitalien ermuntert hatte, so daß sie wenigstens jetzt von der Tilgung der Annuitäten frei waren; wie auch, daß trotzdem viel geleistet wurde, doch die Gemeindeumlagen geringer waren als irgendwo im Bezirke. Auch hatte die Gemeinde über das aus früheren Ersparnissen herrührende Kapital zu verfügen, das mit den Zinsen auf nahezu 1000 Gulden angewachsen war und nun benützt wurde, braven Hausbesitzern, die wegen geringen Beträgen in Verlegenheit kamen, zeitweilig auszuhelfen.

Nur zwei Hausbesitzern in der Gemeinde wurden ihre Realitäten verkauft, und zwar solchen, deren Vermögensverhältnisse schon früher sehr zerrüttet waren. Eine davon war das in der Nähe der Kirche befindliche Wirtshaus, ein ganz stattliches Gebäude mit einem Grundbesitze von etwa 30 Jochen. Da bei dem 1. wie bei dem 2. Termin Niemand zur Feilbietung erschien, berief kurz vor dem 3. Berger den Ausschuß zusammen und machte den Vorschlag, das Wirtshaus zu kaufen, da die Gemeinde ohnehin eines eigenen Hauses dringend bedürfte und dieselbe, wenn es um einen gewissen Preis zu erhalten sei, aus den Pachtzinsen nicht allein das verwendete Geld verinteressiren, sondern auch das Restkapital nach und nach abzahlen könnte, ohne daß dieserwegen eine Erhöhung der Umlage nöthig werde.

Der Ausschuß gab seine Zustimmung und bei der Feilbietung wurde die Realität der Gemeinde um 2000 Gulden zugeschlagen. Da die Taxen und nöthigen Reparaturen 400 Gulden erforderten, so blieb der Gemeinde noch 1400 Gulden der Sparkassa schuldig, die in 14 Jahren zu tilgen waren.

Das Wirthshaus wurde verpachtet ud weniger auf hohen Pacht als auf ordentliche Pächtersleute gesehen; der Pacht reichte hin zur Zahlung der Interessen; dem Pächter wurden einige Joch Gründe belassen, ein Joch in der unmittelbaren

Nähe der Schule wurde unter gewissen Bedingnissen dem Lehrer zur Nutznießung überlassen; etwa 20 Joch verpachtet und hiefür so viel eingenommen, daß hiervon die jährliche Kapitalsrückzahlung, Steuern und Reparaturen bestritten werden konnten.

Das Vereinswesen.

Die Hoffnungen auf einen raschen Fortschritt der Gesetzgebung in freiheitlicher und volkswirthschaftlicher Beziehung, welche das Jahr 1861 anregte, erwiesen sich bald als ziemlich eitel; doch Berger blieb seinem Grundsatze treu, nicht die Hände in den Schooß zu legen und zu warten, bis von oben Alles geebnet werde, sondern von unten fortzubauen, so weit das vorhandene Materiale reicht. Und an solchem fehlte es fürwahr nicht.

Hatten wir gleich noch kein freisinniges Vereinsgesetz, so konnte sich doch das Vereinswesen besser entfalten als früher und Berger benützte das so viel als möglich, insbesondere wandte er dem Versicherungswesen seine Thätigkeit zu.

Die wenigsten Häuser seiner Gemeinde waren gegen Feuerschaden versichert; brannte ein Haus ab, so fehlte es wohl nicht an werkthätiger Beihilfe Seitens der Gemeindeglieder, an Arbeitsleistung insbesondere; aber das nöthige Geld konnte nicht beschafft werden und es blieb nichts Anderes übrig, als dieses aufzunehmen, wodurch der Hausbesitzer meistens so verschuldet wurde, daß sein zukünftiger Ruin fast unausbleiblich war. Nahm Jemand Geld auf, und das geschah, Dank den ungünstigen Zeitverhältnissen, leider immer häufiger, so verlangten die Geldgeber, daß er mit seinen Gebäuden assekurirt sei; da nun aber in der Gegend die Strohdächer vorherrschten, die Assekuranzgesellschaften aber trotz dem großen Vortheil, den die vereinzelte Lage der Gebäude bietet, hierauf keine Rücksicht nahmen, so kostete die Versicherung für je 1000 Gulden Gebäudewerth 10 bis 14 Gulden. Außerdem bestanden am Lande mehrere sogenannte Bauernassekuranzen, zu welchen mehrere Häuser vom Gebirge beigetreten waren; allein die Zahl der Brände, sowie die Verwaltungskosten waren so bedeutende, daß man so zu sagen vom Regen in die Traufe kam, wenn man bei einer Assekuranzgesellschaft austrat und einem solchen Vereine sich anschloß.

Alles das bewog Berger vorerst zu erheben, wie viel in dem Amtsbezirke, wohin Freyenthal gehörte, im Laufe einer Reihe von Jahren Feuerschäden stattgefunden hatten, und deren beiläufigen Betrag zu ermitteln. Es stellte sich die Durchschnittsziffer auffallend gering heraus, so daß, angenommen es betheiligten sich die meisten Hausbesitzer des Bezirkes an einem Vereine, durchschnittlich etwa der 10. Theil des Betrages nöthig erschien, welcher als Prämie an die Gesellschaften gezahlt werden mußte.

Berger beschloß alsbald die Gründung eines solchen Vereines zu veranlassen, zog aber in Erwägung, daß die Ausdehnung desselben eine solche sein sollte, daß die Ueberwachung leicht, die Verwaltung billig und die Anzahl der voraussichtlichen Schäden mehr ausgeglichen sei. Er besprach sich darüber mit anderen Gemeindevorständen und diese ersuchten ihn, die Statuten auszuarbeiten; dieß geschah; der Statutenentwurf wurde gelegentlich einer Versammlung sämmtlicher Bürgermeister des Bezirkes beim Amte vorgelegt, mit unwesentlichen Aenderungen angenommen und erfolgte auch alsbald die Genehmigung durch die k. k. Statthalterei.

Vorerst hatten sich alle Gemeinden des Bezirkes an dem Vereine, der den Namen wechselseitiger Freyenthaler Assekuranzverein gegen Brandschäden führte, betheilegt. Doch war in den Statuten vorgesehen, daß in Hinkunft auch Gemeinden der Nachbarbezirke der Anschluß möglich war. Die Bürgermeister der beim Verein betheiligten Gemeinden haben als Ausschüsse desselben zu fungiren und wählen den Vorstand, dem die Leitung des Vereines, die Kassagebarung u. s. w. zusteht. Diese Ausschüsse haben die Aufnahme der Mitglieder, die Einkassirung der Umlage u. s. w. zu besorgen und überdieß, und das ist nicht von kleinem Vortheil für den Verein, kraft ihres Amtes die Feuerpolizei strenge zu handhaben. Alljährlich wird vorhinein zwei Gulden von je 1000 Gulden des Versicherungswerthes zum Vorschußfond einbezahlt und eine außerordentliche Umlage nur dann eingehoben, wenn dieser Vorschuß erschöpft ist. Kapitalisirt wird nichts, die Geldvorschußfonds aber bei Sparkassen zeitweilig angelegt.

Aus den Zinsen werden vorerst die Verwaltungsauslagen bestritten, die aber bei der unentgeldlichen Verwaltung

kaum nennenswerth sind; der Ueberschuß der Zinsen wird zur Anschaffung zweckmäßiger Feuerlöschgeräthe verwendet, die bei der alljährlich stattfindenden allgemeinen Versammlung der Vereinsmitglieder ausgelost werden.

Zum Vorstand des Vereines wurde einstimmig Berger gewählt. Das Gebaren des Vereines ist bis nun ein sehr glückliches; schon im ersten Jahre waren über 500 Hausbesitzer beigetreten, deren Zahl sich bis nun auf nahe 2000 gesteigert hat; viele Gemeinden wollten beitreten, aber nur wenigen an den den Bezirk angrenzenden wurde die Aufnahme gewährt, und zwar solchen, wo die gleichen Verhältnisse obwalten, weil bei einer zu großen Ausdehnung die Ueberwachung erschwert, die unentgeltliche Geschäftsführung unmöglich würde.

Außerdem daß Vorstand wie Ausschüsse sich das Gedeihen des Vereines angelegen sein lassen, scheint aber noch besonderer Segen darüber zu walten, denn nur einmal war eine unbedeutende Aufzahlung nöthig, sonst reichte die geringe ordentliche Umlage nicht nur aus, sondern waren auch stets 2000 bis 3000 Gulden in der Reservekassa vorhanden und selbst im Falle diese erschöpft würde, wäre die Umlage von jedem 1000 Gulden Versicherungswerth für je 1000 Gulden Schadenvergütung nur 60 Kreuzer.

Ursprünglich wurden nur Gebäude versichert, später jedoch die Statuten dahin abgeändert, daß eine eigene Geschäftsabtheilung zur Versicherung der Wirthschaftseinrichtung, der Fechsung und des Viehes gegründet ward, die sich ebenfalls allgemeiner Theilnahme, wie des besten Gedeihens erfreut.

Andere Zweige des Versicherungswesens wurden sowohl an den Gemeinden, als insbesondere dem landwirthschaftlichen Bezirksvereine, von dem später die Rede sein wird, besprochen, aber die Gründung von Vereinen für die Gegend wenigstens vorderhand nicht als zweckmäßig erachtet, so z. B. die Versicherung gegen Hagelschäden. Solche kommen in der Gegend selten vor, und wenn dieß der Fall ist, werden größere Striche Landes hierdurch betroffen, so daß die Entschädigungsquote den Einzelnen zu schwer treffen würde. Freilich wären solche Vereine nach dem Grundsatz einer jährlichen fixen Einzahlung zu einem Vorschußfond zu gründen, allein die Sache fand zu wenig Anklang in wei-

teren Kreisen und für einzelne Gemeinden wären solche Vereine nicht praktisch; überdieß war und ist der Wohlstand der Gegend so geschwächt, daß nur Wenige die Assekuranzprämien ordentlich einzuzahlen im Stande wären.

Viel wurde über die Viehversicherung gesprochen; allein hier kam man noch weniger zu einem Resultate, trotzdem allseitig anerkannt wurde, daß im Viehstand der Hauptwerth beruht, oder besser beruhen sollte. Viehseuchen, wie die Rinderpest u. a., kamen in der Gegend nie vor, auch kann eine Versicherung gegen Seuchen überhaupt nicht von einem Bezirke unternommen werden.

Durch andere Krankheiten oder Unglücksfälle verursachten Schaden zu versichern, wollte sich Niemand recht herbeilassen. Vor Allem ist bei dem Mangel an Thierärzten schon die Schätzung eine sehr schwierige; auch wurde von mehreren Seiten nicht mit Unrecht hervorgehoben, daß namentlich beim Rindvieh, wenn es nicht versichert ist, der Eigenthümer trachtet, es rechtzeitig zu tödten, wo dann, besonders wenn das Stück gut genährt war, der Schade nicht so groß ist; anderseits bei einer ordentlichen Wirthschaft seltener derlei Unglücksfälle vorkommen als bei einer liederlichen, so daß also der sorgsame Wirthschafter in manchen Fällen der Liederlichkeit eine Prämie zahlen müßte. Bei jeder Wirthschaft sind übrigens Viehunfälle unvermeidlich und gleicht sich dieß um so mehr aus, je größer der Viehstand ist, so daß man recht wohl durchschnittliche Verlustprozente berechnen kann. Berger berechnete nach den gemachten Erfahrungen, daß in seinem Bezirke alljährlich bei geordneter Wirthschaft 2 Prozente des Werthes des Gesammtviehstandes an Verlusten zu rechnen sei, eine Ziffer, die sich bei unordentlicher Wirthschaft auf 3 bis 4 Prozent steigert, daher sich die Versicherungsprämie auf 20 bis 40 Gulden von jedem Tausend des Versicherungswerthes stellen müßte! Viehversicherungs-Gesellschaften, die bedeutende Verwaltungsauslagen zu bestreiten haben und deren Anlagekapital sich doch auch gut verzinsen soll, müssen, wollen sie anders prompt bezahlen, noch weit höhere Prämien verlangen, woraus sich die geringe Betheiligung der Viehbesitzer an solchen Vereinen und Gesellschaften leicht erklärt.

Berger und mehrere Andere versicherten ihr Vieh selbst, indem sie alljährlich eine zweiperzentige Quote des Werthes

ihres Viehstandes bei Seite legten und in einer Sparkassa verzinsen ließen und bei vorfallendem Schaden, soweit es reichte, den Betrag desselben hievon entnahmen; hierdurch war wenigstens eine gleichmäßigere Vertheilung des Schadens erreicht.

Für größere Weiden, wo Vieh gegen Entgelt aufgenommen wird und woselbst alljährlich während der Weidezeit ein oder mehrere Stück zu Grunde gehen, wäre anzuempfehlen, wenn entweder die Viehbesitzer, welche diese Weide betreiben, ihr Vieh für die Weidezeit wechselseitig versicherten, oder besser noch, wenn die Eigenthümer solcher Weiden die Versicherungen in die Hand nehmen und mit dem Weidezins zugleich einen den durchschnittlichen Schäden entsprechenden Assekuranz-Zuschlag einheben würden.

Andere auf Wechselseitigkeit begründete Vereine werden angestrebt, so vor Allem ein Vorschuß- und Sparverein und ein Verein zur Unterstützung kranker und alter landwirthschaftlicher Arbeiter.

Auch ein landwirthschaftlicher Bezirksverein war im Jahre 1861 gegründet worden; Berger betheiligte sich auch hieran als Vereins-Ausschuß. Die Erfolge waren lange Zeit keine besonders hervortretenden. — Allerdings fehlte es nicht an Äußerungen der Thätigkeit des Vereines, dessen Vorstand Baron X., der Besitzer der ehemaligen Herrschaft W. war. Es wurden anfangs wie überall bei solchen neuen Vereinen Bezirks-Ausstellungen veranstaltet, wozu von verschiedenen Seiten Geldprämien für das zur Ausstellung gebrachte Vieh gespendet wurden. — Für den Anfang sind solche Ausstellungen mit Musik, Fahnen, feierlicher Preisvertheilung, Verlosungen u. s. w. nothwendig, um die Aufmerksamkeit des Volkes auf den Verein zu lenken, um ein erstes Lebenszeichen zu geben. —

Allein das öftere Wiederholen solcher kleinen Ausstellungen brachte nicht die gehofften Früchte, und man fand, nachdem viel Geld für solche verausgabt worden war, daß dieses auf andere Weise besser zu verwenden sei. Namentlich durch die Prämirung des Viehes mit kleineren Preisen ergab sich keine ersichtliche Hebung der Viehzucht; auch verlor der Verein mehr Mitglieder als er neue gewann, weil jeder Aussteller, sein Vieh für das beste haltend, einen Preis er-

wartete und wenn er dieſen oder den gewünſchten höheren nicht erhielt, ſeinen Jahresbeitrag nicht mehr einzahlte. — Es wurden zwar Verſuche gemacht, die Vereinsthätigkeit in anderer Weiſe zu beleben, allein ohne bedeutendere Erfolge. Der Verein vegetirte fort, aber er zeigte kein rechtes Gedeihen.

Es fehlte theils an der Leitung, theils waren auch bald die Zeitverhältniſſe wieder ſolche geworden, daß die Luſt zu einem weiteren Wirken verleidet wurde. Berger betheiligte ſich anfangs mit Eifer an dem Verein und brachte demſelben auch eine ſtattliche Anzahl von Mitgliedern zu; — allein bald ſah er hie und da ſeine Thätigeit gehemmt und daß die Erfolge mit dem Aufwande an Zeit, Mühe und Geld in keinem Verhältniſſe ſtanden, er zog ſich daher bald mehr von dem Vereine zurück und widmete ſeine ganze Kraft der Wirthſchaft und der Verbeſſerung der Zuſtände in ſeiner Gemeinde.

Die Bemühung Bergers, den Roſenhof zur Muſterwirthſchaft zu erheben und als ſolche zu erhalten, war gleichwohl auf den landwirthſchaftlichen Fortſchritt in der Gegend von nicht zu verkennendem Einfluß. Beim Bauer wirkt vor allem das Beiſpiel und hinwieder insbeſondere das Beiſpiel ſeinesgleichen, dazu rechneten aber die Bauern Berger als Beſitzer einer Bauernwirthſchaft, und mit Recht. —

Landtagswahl.

Wie vorausgeſehen, waren die Zuſtände der letzten Jahre unhaltbare; leider daß zu dem erneuerten Umſchwunge die traurigen und bitteren Erfahrungen, welche man im Jahre 1866 machte, Veranlaſſung geben mußten, daß ſo große Opfer nothwendig waren, damit man endlich die rechte Bahn einſchlug.

Als die Nachrichten von dem ſchnellen Näherrücken der preußiſchen Armee ſich mehrten, als einzelne Korps derſelben ſelbſt in Niederöſterreich einrückten, da erlebte man das betrübende Schauſpiel, daß viele Leute Haus nnd Hof verließen und ihre bewegliche Habe mit ſich führten, den Gebirgen ſich zuwendend, um dort eine ſichere Zufluchtsſtätte aufzuſuchen. Als die erſten ſolcher Flüchtlinge ankamen, hielten

es Berger und andere Männer, die Einfluß auf die Gemeinden hatten, für Pflicht, ihre Leute zum Bleiben, zum Ausharren am heimatlichen Herde, komme was da wolle, aufzufordern.

Das feste Vertrauen, die Zuversicht, die jene Männer zeigten, daß Oesterreich noch nicht verloren sei, daß im Gegentheil es neugekräftigt aus der Krise hervorgehen werde, wenn das Volk, treu zu seinem Kaiser haltend auf endliche Einführung der unerläßlichen Reformen dringen werde, dieses Vertrauen theilte sich der Bevölkerung mit, die ruhig der Entwicklung der Dinge zusah. Als aber der Friede geschlossen war und dennoch noch immer gezögert wurde, die Verfassung ungeschmälert zur Geltung zu bringen, da ward die Bewegung allerorts eine gewaltige und doch wie verschieden von der des Jahres 1848; es begann überall zu gähren und war die höchste Zeit, als das Sistirungsministerium entlassen wurde.

Die Landtagswahlen riefen zu Anfang 1867 eine allgemeine Bewegung hervor; die politischen Parteien standen sich schroff gegenüber, es wurde fast von nichts Anderem als der Sistirung, für und gegen die Beschickung des außerordentlichen Reichsrathes gesprochen und geschrieben.

Leider trat hierdurch die politische Frage allein in den Vordergrund und die eben so wichtigen volkswirthschaftlichen Fragen, von deren günstiger Erledigung ja doch der andauernde politische Fortschritt abhängt, wurden in den Hintergrund gedrängt.

Berger wurde mehrseits aufgefordert, für den Wahlbezirk als Kandidat aufzutreten; er folgte diesem Rufe und rief hierdurch eine lebhafte Gegenbewegung hervor, da ein Theil der Wahlmänner durchaus einen Advokaten haben wollte, der mit allen Mitteln dahin arbeitete, durch den Landtag in den Reichsrath zu kommen und sich diesen Wahlbezirk hiezu ausersehen hatte. Die Reden dieses Herrn, der die Wahlmänner mündlich und schriftlich um ihre Stimme bat und ihnen goldene Berge von seiner Wirksamkeit versprach, waren voll der gewöhnlichen Phrasen und Schlagwörter, die derzeit leider noch auf die wahrer Bildung entbehrenden Leute Eindruck machten.

Berger hielt den freisinnigen Standpunkt fest, betonte aber, daß die Abgeordneten der Landgemeinden vor Allem dazu berufen seien, die volkswirthschaftliche Richtung zur Geltung zu bringen, daß es daher insbesondere nothwendig sei, Männer zu wählen, die mit den Verhältnissen ihrer Wahlbezirke genau vertraut seien und verfassungstreue Anhänger Sr. Majestät des Kaisers. Darauf wurde er von den Gegnern verdächtigt und weil man seinem Charakter nichts Uebels nachsagen konnte, benützte man die Achtung, welche er dem würdigen Pfarrer von Laufenberg zollte, um ihn als einen Klerikalen in Ruf zu bringen.

Zur Abgeordnetenwahl hatten drei Bezirke ihre Wahlmänner zu entsenden.

Berger erhielt vorerst fast alle Stimmen seines Bezirkes, von einem zweiten einen Theil der Stimmen; der dritte aber, in dem theilweise andere Verhältnisse obwalteten und der Dank der Masse kleiner Gemeinden, in welche derselbe zersplittert war, beinahe die Hälfte sämmtlicher Wahlmänner zu entsenden hatte, stimmte beinahe ausnahmslos für Doctor X., der sohin mit Stimmenmehrheit gewählt erschien.

Es schmerzte Berger, seine guten Absichten so verkannt zu sehen, und in der ersten Aufregung wollte er sich abermals von allen öffentlichen Angelegenheiten zurückziehen. Als er aber ruhiger darüber nachdachte, da wurde ihm klar, daß es vielleicht Fügung der Vorsehung sei, und daß er in seinem, wenn auch engeren bisherigen Wirkungskreise seine Kräfte am nachhaltigsten zum allgemeinen Besten werde verwenden können. — Einmal darüber im Reinen, entschied er sich auf der betretenen Bahn rüstig fortzuschreiten, und so im Vereine mit von gleicher Absicht beseelten Vaterlandsfreunden das Möglichste für die volkswirthschaftliche Entwickelung zu leisten.

Der Rosenhof zu Ende 1867.

In diesem Jahre waren die planmäßig durchzuführenden Verbesserungen am Rosenhof sowohl als an den Gründen der zugekauften Steinmühle vollendet, und es dürfte nicht überflüssig sein, die Ergebnisse derselben hier übersichtlich darzustellen.

Berger führte über alle Einnahmen und Ausgaben genaue Rechnung, und so war es ihm möglich, jederzeit zu wissen, was ihm Dieses oder Jenes koste und wie es sich rentire; aus diesen Aufschreibungen wollen wir hier Einiges benützen.

Der Gesammtgrundbesitz des Hofes bestand nun aus 24 Joch Aecker, 29 Joch Wiesen, 37 Joch Weiden und 34 Joch Wald, zusammen also aus 124 Joch, es war schon eine allerdings größere Wirthschaft, wie es aber deren in unseren Gebirgsgegenden viele gibt.

12 Joch der Aecker waren, wie früher erwähnt, zur vierjährigen Fruchtwechselwirthschaft bestimmt und hiervon bebaut: 3 Joch mit Hackfrüchten (1 Kartoffel, 1 Burgunderrüben, $^2/_3$ Mais, $^1/_3$ Pferdebohnen,) 3 Joch Sommerfrucht mit Klee (2 Joch Gerste, 1 Joch Wicken und dergleichen) 3 Joch Klee, 3 Joch Winterfrucht ($1\,^1/_2$ Joch Korn, $1\,^1/_2$ Joch Weizen.)

8 weitere Joch, das sind die leitigen, zur achtjährigen Fruchtwechselwirthschaft und zwar: 1. Brache, 2. Winterroggen (Korn), 3. Hafer mit Klee und Gras, 4., 5., 6. Kleegras, 7. Winterweizen, 8. Hafer.

Die noch erübrigenden 4 Joch, zumeist aus kleineren Parzellen bestehend, wurden frei bewirthschaftet, und waren letzterer Zeit jährlich ungefähr wie folgt bebaut: $^1/_2$ Joch Luzerne, $^1/_2$ Joch mit Raps, $^1/_2$ Joch mit Wintergerste, $^1/_2$ Joch Topinambur, je $^1/_2$ Joch Sommerweizen, Hirse, Hanf und Flachs, endlich Futtermais, zweimal nacheinander gebaut.

Nach Wintergerste und Winterkorn wurde eine zweite Frucht angebaut und zwar zumeist Mengfutter, auch etwas Buchweizen (Heidekorn) und weiße Rüben.

Der Durchschnittsertrag der drei letzten Jahre ist aus nachstehender Tabelle ersichtlich:

Kulturpflanzen	bebaute Joche	Saatq. Metz.	Erntertrag Körner Mtz.	Stroh Ztr.	Knollen, Wurzeln Mtz.	auf den rebuzirt. Futter	Gesp.-pflanzen Ztr.
Winterkorn . . .	2½	7	65	80	—	—	—
Winterweizen . .	2½	7	53	84	—	—	—
Sommerweizen .	½	1½	10	15	—	—	—
Wintergerste . .	½	1¼	15	12	—	—	—
Sommergerste .	2	7	50	40	—	—	—
Wicken u. dgl. .	1	3	20	30	—	—	—
Hafer	2	8	60	80	—	—	—
Türkenweizen . .	⅔	½	30	60	—	—	—
Pferdebohnen . .	⅓	¾	10	12	—	—	—
Buchweizen [1]) . .	½	1½	10	15	—	—	—
Raps	½	⅛	12	10	—	—	—
Hirse	½	⅛	12	20	—	—	—
Hanf	¼	1	1	—	—	—	2½ [2])
Lein	¼	¾	2	—	—	—	1½
Kartoffel	1	20	—	—	200 Mtz	—	—
Topinambur . .	½	10	—	—	100 „	—	—
Stoppelrüb. [1]) .	½	1/20	—	—	40 „	—	—
Burgunderrüb.	1	⅛	—	—	600 Ztr	—	—
Klee	3	—	3 Mtz.	—	—	240	—
Kleegras	3	—	3 Ztr.	—	—	180	—
Luzerne	½	¼	—	—	—	40	—
Futtermais . . .	½	1	—	—	—	50	—
Mengfutter [1]) .	2	8	—	—	—	78	—
Brache	1	8	—	—	—	—	—

[1]) zweite Frucht. [2]) geschwungen.

Es war sohin nur die halbe Fläche mit Getreide bebaut, und der Ertrag an solchem allein war ein bei weitem größerer als vormals von der Gesammtfläche. — Daß die Erträge über dem ortsüblichen Durchschnitt stehen, ist aus der Art der Bewirthschaftung, der sorgfältigen Bearbeitung und reichen Düngung der Felder begreiflich; und ist die Hoffnung nicht übertrieben, daß außerordentliche Fälle ausgenommen, die Ertragsfähigkeit der Aecker sich noch bedeutend steigern wird.

Für den Hausbedarf waren jährlich nöthig: 56 Metzen Korn, 30 Mezen Weizen, 12 Metzen Gerste, 50 Metzen Kartoffeln und 10 Metzen weiße Rüben.

Da das Hauptaugenmerk auf die Viehzucht gerichtet war, wurde mit Ausnahme des Rapses, des Grassamens und von 20 Metzen Weizen nichts von den Produkten des Feldbaues verkauft, sondern alles Uebrige verfüttert, es verblieben sohin nach Abzug des Saatquantums hierfür:

48 Metzen Gerste, 52 Metzen Hafer, 26 Metzen Türkenweizen, 9 Metzen Pferdebohnen, 10 Metzen Wicken und dergleichen, 8 Metzen Buchweizen, 12 Metzen Hirse, 1 Metzen Leinsamen, 130 Metzen Kartoffel, 90 Metzen Topinambur, 600 Zentner Burgunder, 30 Zentner Stoppelrüben und 588 Zentner Trockenfutter (Klee und dergleichen), endlich 378 Zentner Futterstroh.

Die Wiesen waren großentheils bereits in vortrefflichem Stand; beiläufig der dritte Theil derselben war zum Bewässern; sogenanntes saures Futter gab es keines mehr, auch die ärgsten Giftpflanzen waren zum großen Theile beseitigt; jährlich wurden ungefähr 2 Joch mit Kompost überführt. Der Ertrag der Wiesen war daher auch bedeutend gestiegen und würde sich ungefähr stellen wie folgt:

4	Joch	im	Durchschnitt	60	Ztr.	Heu	— 240	Ztr.
6	„	„	„	50	„	„	— 300	„
10	„	„	„	40	„	„	— 400	„
5	„	„	„	30	„	„	— 150	„
4	„	„	„	20	„	„	— 80	„
29	Joch			zusammen			Ztr. 1170,	im Durchschnitt 40 Zentner.

Die Weiden wurden stets gereinigt, sie waren mit hinreichendem frischen Wasser versehen, saure Gräser und Giftpflanzen waren fast ganz verschwunden, an Schutz vor den Unbilden der Witterung, an Schatten fehlte es nicht, so daß das Vieh während der Weidezeit, die von Mitte Mai bis gegen Ende September andauerte, sehr wohl gedieh.

Es fanden auf den Weiden hinreichende Nahrung: 2 Fohlen, 4 Ochsen, 16 Stück Jungvieh, daher die Weide für den Viehstand des Hofes vollkommen ausreichte.

Der Wald. Von dem Waldbestand mit 34 Joch waren 5 Joch Niederwald, der in einem 25jährigen Turnus abzutreiben war; verblieben 29 Joch Hochwald, hiervon waren ungefähr 15 Joch, d. i. etwas über die Hälfte schlagbar, und berechnete sich die Holzmasse auf 110 Klafter per Joch. 5 Joch waren etwas jüngeres Holz mit einer Holzmasse von durchschnittlich 70 Klafter, sohin ergab dieß zusammen eine Gesammtholzmasse von rund 2000 Klaftern, worunter jedoch sich viel schönes Bauholz, insbesondere Lärchen, befanden. Die übrigen 9 Joch waren Maiße, zum großen Theil, seit

der Hof in Berger's Besitz war, durch Pflanzung entstanden, und zeigten diese bei dem Umstande, als sie vor dem Vieheintrieb verschont blieben, und auch die Beschädigung durch das Wild eine geringere war, und daß das Streurechen gänzlich unterblieb, einen sehr erfreulichen Wachsthum, was auch aus denselben Ursachen mit den übrigen jüngeren Beständen der Fall war. Mit Ausnahme des größeren Bedarfes beim Bau des Hofes wird alljährlich nur $^1/_4$ Joch abgetrieben, und bald darauf bepflanzt. Schaden durch Borkenkäfer und andere waldverwüstende Insekten ist keiner beobachtet worden.

Im Niederwald wurden einzelne Stämme besonders von Eichen, Ahorn und Eschen in der Weise gepflegt, daß ihnen nach und nach die unteren Aeste glatt am Stamme weggenommen wurden. — Schön geradeschäftige solche Bäume, die bei der Abstockung des Niederwaldes sorgfältig geschont, eine bedeutende Höhe und Stärke erreichten, sind von bedeutendem mit dem Seltenerwerden solcher Stämme, steigenden Werth, und ist auch der Nebennutzen bei den Eichen an Eicheln und Knoppern in manchen Jahren von Bedeutung. Es gab jetzt schon Jahre, wo es mit den in den Weiden stehenden größeren Eichen über 50 Metzen Eicheln und 3 bis 4 Metzen Knoppern gab.

Obstbau. Die älteren Bäume waren sorgfältig gepflegt worden und hatten sich zum Theile verjüngt, es kamen daher wenige in Abgang; dafür waren Hochstämme allein etwas über 1000 Obstbäume ausgesetzt worden, die freudig heranwuchsen, weil sie geschützt, wohlgepflegt und gedüngt wurden. Etwa der dritte Theil hatte im letzten günstigen Obstjahr bereits Früchte getragen und befanden sich darunter viele ausgezeichnete Sorten.

Der Bedarf an Obstmost, Dörrobst u. s. w. für den Hausbedarf ist alljährlich gedeckt und ergibt sich in guten Jahren ein namhafter Ueberschuß der Produkte, des Obstbaues, der voraussichtlich in der Zukunft sich an Quantität und Qualität bedeutend steigern wird.

Gartenbau. Der zwei Joch messende Garten ist in vollem Betrieb und werden jährlich 2000 Obstbäume an die Gemeinden oder an einzelne Grundbesitzer abgegeben. Die zu Versuchsanbau verwendeten Abtheilungen lieferten erfreulichere Resultate. — Für die Küche gibt es eine Fülle des

besten Gemüses und erübrigt hiervon, sowie vom Beerenobst und dergleichen, noch Vieles zum Verkauf. Auch die Samenzucht von Gemüse und Blumenpflanzen liefert außer der Deckung des eigenen Bedarfes noch eine kleine Einnahmsquelle, wie auch der theilweise Verkauf von Edelreisern von den Sortenbäumen, die sich überdieß großentheils durch Fruchtbarkeit auszeichnen.

Viehzucht. Die Pferdezucht beschränkt sich darauf, jährlich ein oder zwei Fohlen im Herbste anzukaufen, und diese ein, höchstens zwei Jahre gut zu halten, um sie dann weiter zu verkaufen; im Uebrigen ist ein Wirthschaftspferd vorhanden.

Die Rindviehzucht bildet das Endziel des Wirthschaftsbetriebes und besteht gegenwärtig der Stand aus 35 Stück; sämmtliches Vieh ist rein gehalten, gut genährt, durch die seit nahezu 20 Jahren konsequent betriebene Veredlung des einheimischen Schlages sind sehr günstige Resultate erzielt worden; — Gesundheit, kräftiger Bau, Mastfähigkeit und Milchergiebigkeit der Kühe zeichnen das Rindvieh vom Rosenhof vortheilhaft aus und werden die verkäuflichen Stücke stets zu den besten Preisen abgesetzt.

Das Wirthschafts-Inventar vom letzten Dezember 1867 wies folgenden Rindviehstand aus:

Stück	Gattung	lebendes Gewicht Zentner	Werth fl.	Anm.
2	Ochsen, schwere, à 15 Ztr.	30	450	Die Stück unter den Mastvieh.
2	„ mittlere, à 12 „	24	360	
2	„ geringe, á 9 „	18	300	
4	Ochsenjungvieh dreijährige, à 5 Ztr.	20	400	
1	Sprungstier dreijährig	8	120	
1	„ zweijährig	5	80	
8	Kühe, à 9 Zentner	72	1008	
5	zweijähriges Jungvieh, à 4 Ztr. . .	20	400	
5	einjähriges „ à 2 „ . .	10	250	
5	Kälber, à 1½ Ztr.	7½	150	
		Ztr. 214	fl. 3518	

Der durchschnittliche Milchnutzen für die Kuh stellt sich auf 1300 Maß, wobei die Milch, welche das Kalb während der Saugzeit braucht nicht in Anschlag gebracht wird. Die Milch von vier Kühen ist zur Deckung des Hausbedarfes an Milchprodukten nöthig; die der übrigen vier wird theils im frischen Zustande verkauft, theils gebuttert und hierdurch im Durchschnitt eine Einnahme von 8 kr. per Maß erzielt.

Die Schweinezucht wird für den Hausbedarf betrieben, und sind meistens vorhanden: 1 Eber, 2 bis 3 Mutterſäue und 8 Stück halb- bis zweijährige Schweine, die gemäſtet werden. Wenn viele Ferkeln geworfen werden, wird der Ueberſchuß verkauft.

Schafe werden 10 Stück grobwollige größere Race gehalten und jährlich 4 junge nachgezogen und 4 gemäſtet; außerdem liefern ſie noch Wolle und Käſe für den Hausbedarf.

Was noch andere Zweige der Viehzucht betrifft, ſo ſind es vorerſt die Bienen, die, wenn ihre Zucht intelligent betrieben würde, gewiß befriedigende Ergebniſſe bringen würden. Will man aber hierin bedeutendere Erfolge erreichen, ſo muß man die Bienenzucht mit beſonderer Vorliebe betreiben. Berger fehlte bislang hiezu wohl nicht die Luſt, aber die Zeit. Nachdem jedoch deſſen heranwachſende Kinder großes Intereſſe hierfür haben, auch der Lehrer Ander ſich hiermit beſchäftigt, ſo wurden am Roſenhof mehrere Dzierzon'ſche Stöcke aufgeſtellt und verſpricht der Erfolg ein recht günſtiger zu werden. Außer ihrem Hauptnutzen, dem Honig und Wachs, zieht Berger auch den Nebennutzen in Betracht, daß die Bienen zur Befruchtung der Obſtbäume weſentlich beitragen.

Was endlich die künſtliche Fiſchzucht anbelangt, ſo verſpricht ſich Berger davon einen großen Erfolg, wenn ein praktiſches Fiſchereigeſetz bald erlaſſen wird; wir haben bereits erwähnt, daß er über das Freyenthaler Fiſchwaſſer verfügen kann und daß ſich am Roſenhof verſchiedene kleine Teiche befinden; auch iſt er der Salzburger Anſtalt als Mitglied beigetreten und beſitzt bereits mehrere Tauſende kleiner Forellen, ſowie der Gutsbeſitzer von Laufenberg beſonders Lachſe züchten wird, um ſelbe in dem größeren Fluſſe ſeiner Zeit auszuſetzen.

Was den Ertrag betrifft, den der Roſenhof ſeinen Eigenthümer abwirft, ſo entnehmen wir deſſen Aufſchreibungen folgendes Präliminare für 1868, welches auf die Berechnung des Durchſchnittes der drei letzten Jahre gegründet iſt.

Einnahmen:

Jährlich.	20 Metzen Weizen à fl. 5	100 fl.
	5 Ztr. Grasſamen, à fl. 20	100 „
	12 Metzen Raps, à fl. 6	72 „
		fl. 272

Viehzucht.	Verkauf: 2 Ochsen		400 „
	„ 2 Kühe		240 „
	„ 3 Kälber		60 „
	Die Milch von 4 Kühen, à 1300 Maß, bewert. mit 8 kr. pr. Maß		416 „
		fl. 1116	
	Gewinn bei einem Pferde	fl. 60	
		fl. 1176	
Obstbau.	30 Eimer Most, à fl. 3		90 „
	10 Zentner Dörrobst, à fl. 8		80 „
	2 Eimer Zwetschkenbranntwein à fl. 25 .		50 „
		fl. 220	
Garten.	Baumschule 2000 Obstbäume, à kr. 25 .		500 „
Wald.	30 Muth Kohlen, à fl. 5		150 „
Verschiedenes.	Pacht des Müllers		50 „
		Summa	2386 fl.
	Ab die Auslagen mit		1674 fl.
	ergibt sich ein Ueberschuß von		694 fl.

Ausgaben:

Steuer und Umlagen	140 fl.
Dienstboten und Taglohn	680 „
Nachschaffung von Wirthschaftsgeräthen und deren Reparaturen	150 „
Gebäudereparaturen	100 „
Assekuranz, Gebäude fl. 4, Vieh fl. 100	104 „
Haushalt	500 „
Summe . .	1674 fl.

Hierzu kommen jedoch noch verschiedene Einnahmen aus dem Garten, den Bienen, dem Geflügel u. s. w., die theils der Frau, theils den Kindern gehören und worüber diese, sowie über die Verwendung genaue Rechnung führen; diese Einnahmen betragen zwischen 200 bis 300 fl. jährlich.

Die Ausgaben für den Rosenhof, bis er in den gegenwärtigen Stand gesetzt wurde, betrugen:

Ankauf des Thalhofes	fl. 7000
„ der Steinmühle	„ 600
Bauten	„ 8000
Landwirthschaftliche Meliorationen (Verbesserungen)	„ 4800
Ankauf von Vieh	„ 2200
„ „ Wirthschafts-Einrichtungen zum Anfang	„ 1800
Summe . .	fl. 24400

Die Werthsberechnung mit Ende 1867 ergibt:

1. Realität:

Gebäudewerth	fl. 8000	
24 Joch Aecker, à fl. 200 .	„ 4800	
29 „ Wiesen, à fl. 150 .	„ 4340	
37 „ Weiden, à fl. 50 .	„ 1050	
34 „ Waldboden, à fl. 30	„ 1820	
Holzbestand	„ 5400	
Mühle	„ 800	
		fl. 26210
2. Vieh, zusammen		„ 4000
3. Wirthschaftseinrichtung . . .		„ 2100
4. Vorräthe		„ 1800
	Summa .	„ 34110 sohin eine
Vermehrung des Werthes gegen die Selbstkosten per		„ 24400
	von	„ 9710

hält man aber dem entgegen den Werth des Hofes im Jahre 1848, der sammt Einrichtung, Vieh u. s. w. höchstens auf fl. 10.000 angenommen werden konnte, so ergibt sich eine Vermehrung des Werthes um den nahezu $3\frac{1}{2}$fachen Betrag.

Um mit dieser Zeitperiode von abermals 10 Jahren abzuschließen, wollen wir noch das Verhalten der ländlichen Bevölkerung zu der am Ende des Jahres 1867 an der Tagesordnung befindlichen Bewegung schildern.

Die große Masse wußte wohl nicht, um was es sich handelte, wenn vom Konkordat, von der Trennung der Schule von der Kirche u. s. w. die Rede war; sie neigte sich auf jene Seite, wo sie glaubte, möglichst wohlfeil daraus zu kommen, daher auch auf alle sogenannten Monstre-Petitionen, mögen diese für oder gegen lauten, wenig zu geben ist. Daß derjenige Theil der gebildeteren Bevölkerung, welchem an dem Fortschritt, an der Förderung des Volkswohlstandes, sohin an dem Wiederaufblühen Oesterreichs, an der Erhaltung des Friedens etwas lag, für die Aufhebung dieses Vertrages, für die Trennung der Schule von der Kirche war, ist wohl selbstverständlich; man kann mit dieser Ueberzeugung immerhin noch ein ganz guter Christ sein und demungeachtet dem Grundsatze huldigen, daß die Erziehung auf Religion und Sittlichkeit gegründet sein müsse.

In der Gegend, wo unsere Erzählung sich abspielt, suchten diejenigen, auf welche das Volk Vertrauen hatte, und hierzu gehörten insbesondere die Bürgermeister der Gemeinden, den Frieden, das bisherige gute Einvernehmen zu wahren, und sie gaben sich das Wort, keine Petitionen und dergleichen Kundgebungen abzusenden, wenn sie nicht durch ähnliche Schritte, die man andererseits, in ihrer Ueberzeugung entgegengesetztem Sinne unternehmen würde, hierzu aufgefordert würden, dann aber möglichst einhellig vorzugehen. Es unterblieb auch jede Demonstration, nur eine größere Gemeinde machte hiervon eine Ausnahme.

Der Pfarrer von Laufenberg beschränkte sich in allen diesen Dingen auf das, was er unumgänglich thun mußte; anderseits beliebte man hingegen einen Uebereifer zu entfalten, was zur Verbitterung der Gemüther und zur Zwietracht führte.

Das Neujahr brachte endlich die sehnlich erwartete liebste Gabe, ein verantwortliches aus dem Parlamente hervorgegangenes Ministerium und das Volk, obschon oft getäuscht, gab sich dennoch erneuert der Hoffnung hin, daß endlich die freiheitliche und volkswirthschaftliche Entwicklung bei uns zur Wahrheit werden und Oesterreichs Stern heller glänzen werde als je.

Aus dem Familienleben.

Als wir die Familien vor 10 Jahren kennen lernten, war es Sommer, in der schönen freien Natur, inmitten von Blumen und Gesang.

Es ist jetzt Winter und im Jänner Abends; draußen knistert der Schnee unter den Füßen, hell funkeln die Sterne, die eben emporsteigende Mondessichel macht den Reim (Raureif), der von den Bäumen als zarte weiße Spitzen herabhängt, im Silberlichte erglänzen. Gerne wird uns der freundliche Leser, den es draußen trotz all' der Pracht doch zu frösteln beginnt, in die warme Stube folgen, und zwar in die große Stube am Rosenhofe, wo wir nach dem Abendmahle die Familie versammelt finden, und das beim Spinnrad.

Da ist vor Allem die Mutter Anna als der Mittelpunkt der Gruppe zu beachten; sie ist wohl etwas gealtert

und völler geworden, aller noch immer hübsch, noch immer sind es die gleichen freundlichen Gesichtszüge, die unwillkührlich zum Herzen sprechen. Ihr zu beiden Seiten sitzen zwei Mädchen; die eine entfaltet sich eben zur blühenden Jungfrau, es ist die nun 18jährige Rosa; die zartere Knospe daneben, ihre Schwester Marie; alle drei sind sie emsig mit Spinnen beschäftigt und hurtig schnurren die Rädchen, ebenso emsig drehen den Faden die fleißigen Hände. Auch die kleinste Tochter des Hauses, die blauäugige Anna, mit Haaren, die selbst dem feinsten Flachse gleichen, sitzt bei einem kleinen Spinnrad und übt sich gelegentlich damit; aber es geht noch nicht recht vom Fleck und die Mutter lächelt ihr ermuthigend zu.

Daneben bei einem Tischchen steht der nahezu 15jährige Albert, ein kräftiger Jüngling, dessen offenes, freundliches Gesicht zu dem Vater gewendet ist, und der aufmerksam den von ihm gesprochenen Worten lauscht. Für ihn sind die goldigen Tage des trauten Zusammenlebens im Elternhause bald vorüber, denn nicht lange, so soll er nach einer Ackerbauschule abgehen, um seine bereits gesammelten Kenntnisse zu vermehren und zu erweitern.

Eben spricht die Mutter zu Berger: „Nun, lieber Vater, du wirst doch heute bei uns bleiben und nicht immer auf deinem Zimmer schreiben und studiren; nicht wahr, Kinder, wir wollen den Vater bitten, daß er uns Gesellschaft leiste; Albert wird uns aus dem schönen Buche vorlesen und wir dann zur Abwechslung singen." — „Bitte, lieber Vater, bleibe bei uns, wir wollen uns recht zusammennehmen, daß es dir gefällt," wiederholten die guten Kinder. — „Nun so sei es, aber daß ihr eure Sache gut macht," sagte Berger lächelnd und setzte sich der Gruppe gegenüber. Albert begann zu lesen, und zwar aus dem Hochwald von Adalbert Stifter; er las ausdrucksvoll und mit Verständniß, es war ein wahres Vergnügen zuzuhören. „Es spinnt sich doch wahrlich viel besser, wenn du etwas vorliest, der Faden macht sich fast von selbst; wie traurig wird es sein, wenn du nicht mehr hier bist," sprach Rosa und unwillkürlich perlte eine Thräne über das liebliche Antlitz.

„Nun wollen wir eins singen, aber einmal etwas Heiteres," ließ sich die Mutter vernehmen und begann ein Volks-

lied, in das alsbald die Kinder einstimmten, und nun ging es an ein Singen, daß es eine Luſt war; Lied auf Lied folgte, eines ſchöner als das andere; theils waren es religiöſe Lieder, theils Volksweiſen, theils andere ausgewählte Lieder ſittlichen Inhaltes. Berger lehnte da, vertieft in dem Anſchauen ſeiner Familie, unwillkürlich zogen Bilder vergangener Zeiten vor ſeinem geiſtigen Auge vorüber, von ſeinem Leben im Elternhaus; und wenn er die erblühende Roſa anſah, war es ihm als ſehe er die andere, erbleichte Roſa vor ſich, und blickte er dann wieder auf ſein Weib, dem die Kinder ſo mit Liebe anhingen, da dachte er wohl: „Herr was du thuſt, iſt wohlgethan.“ Und es überkam ihn eine Rührung, derer er ſich kaum erwehren konnte; eben ſangen ſie die letzte Strofe aus dem „Alpenhorn:“ „Und die trüben Melodien dringen in die Seele mir, und das Glück, das fern ich ſuche, find' ich ewig nur bei dir.“ — Dann ſtimmte er mit ein in das Lied und die Stimmen klangen ſo melodiſch zuſammen, daß es eine wahre Pracht war. Es iſt zwar kalt draußen, es iſt Winter, aber hier innen gibt es Blumen und Lieder.

Auch die Mägde hatten ſich mit ihrer Spinnerei eingefunden und nun ſchnurrten die Räder um die Wette, bis es auf der Kukuksuhr 9 ſchlug und Alles ſich zur Ruhe begab.

Und nun, lieber Leſer, wenn du etwa dieſe Zeilen lieſt, bevor du dich zur Ruhe begibſt, rufe ich dir ein freundliches „gute Nacht“ zu und wünſche dir angenehme Träume; auf jeden Fall aber Gott befohlen, auf ein freundliches Wiederſehen.

II. Theil.

(Von 1868 bis zu Ende 1877.)

Allgemeine Betrachtungen.

Die Hoffnungen auf eine beſſere Zukunft, auf eine gedeihliche volkswirthſchaftliche Entwickelung unſeres Vaterlandes, welchen wir mit Schluß des Jahres 1867 in unſerer Erzählung Ausdruck gegeben, haben ſich leider nicht erfüllt und die freudige Erwartung, welche wir über die Gabe zum Neujahr 1868 ausgeſprochen, iſt in mehr als einer Hinſicht enttäuſcht worden. Nur zögernd entwickelte die Geſetzgebung auf dieſem Gebiete ihre Thätigkeit und der unerquickliche Nationalitäten-Hader, ſo wie der Kampf der Parteien dauerte faſt ununterbrochen fort. Als endlich nach und nach die Schulgeſetze erſchienen, erhob ſich ſofort eine lebhafte Agitation gegen dieſelben; es gelang den früheren Machthabern über die Schule, um ſo eher die neu Schulgeſetzgebung unbeliebt zu machen, weil in derſelben, namentlich in den Landesgeſetzen, ſo manches enthalten war, was ſich als verfrüht und dermalen noch nicht durchführbar erwies und von den Feinden der Staats-Volksſchulen benützt wurde um gegen die Schulgeſetze überhaupt zu Felde zu ziehen. Endlich wurde mit der Organiſation der Volksſchulen Ernſt gemacht und zu Anfang 1871 die Wahlen für die Schulbehörden ausgeſchrieben.

Dieſes war kaum geſchehen und ſahen wir überhaupt nach Beendigung des deutſch-franzöſiſchen Krieges einer ruhigeren und gedeihlicheren Zukunft entgegen, wurden wir durch die Ernennung eines neuen Miniſteriums (Hohenwarth, Jiricek, Schäffle u. ſ. w.) wahrhaft überraſcht; eines Miniſteriums, welches, wie ſpäter bekannt wurde, den neuerdings geplanten Ausgleich der Länder durchführen ſollte. Nur den einmüthigen und energiſchen Aeußerungen der deutſchen Bevölkerung, die ſich aus ihrer Theilnamsloſigkeit aufrafften, gelang es, den ſogenannten Ausgleich, der nun auf Koſten der Deutſchen in Oeſterreich und auf Koſten des Fortſchrittes hätte ſtattfinden

können, zu vereiteln und das sogenannte Ausgleichs-Ministerium noch vor Schluß des Jahres 1871 zum Falle zu bringen und sohin auch der Reaktion Halt zu gebieten.

Bei den im selben Jahre vorzunehmenden Landtagswahlen wurden wieder die Parteigegensätze in den Vordergrund gestellt, liberal oder klerikal war die Parole; volkswirthschaftliche Begabung blieb Nebensache und so kam es, daß in die Landtage, die eine Durchgangsstation für den Reichsrath waren, eine Ueberzahl von Rechtsgelehrten gewählt wurden, namentlich aber die Landgemeinden in selben durch praktische Männer aus ihrer Mitte nur sehr ungenügend oder gar nicht vertreten waren. — Kein Wunder, wenn dann Gesetze erschienen, bei welchen im Ganzen oder in einzelnen Bestimmungen auf die verschiedenen Verhältnisse der Landbevölkerung keine Rücksicht genommen wurde, daher deren Durchführung nun sehr lau und ungleichförmig, mitunter gar nicht stattfand, was natürlich nicht dazu beitrug, die zur gedeihlichen Entwicklung unserer Zustände so unbedingt nothwendige Achtung vor dem Gesetze zu befestigen.

Kaum war die drohende Ausgleichswolke vorübergezogen, so stieg ein anderes Gewitter auf. Man machte die Entdeckung, daß die stets als unerschöpflich dargestellten österreichischen Hilfsquellen noch gar nicht ausgebeutet seien und ungeahnte Schätze mit leichter Mühe gehoben werden könnten, aber nicht durch redliche Arbeit, — sondern mittelst der Wünschelruthe des Schwindels. Die Weltausstellung, welche im Jahre 1873 in Wien stattfinden sollte, gab den Anstoß dazu, obwohl sie zu einer Zeit stattfand, als der Thurm Babel des Schwindels zusammenstürzte. — Die Sucht reich zu werden, griff wie eine Epidemie um sich, und wenn selbe auch andere Staaten nicht freiließ, war es doch in Oesterreich, namentlich in Wien am ärgsten. Aktiengesellschaften für industrielle Unternehmungen, für Handel und Verkehr, Baugesellschaften, Banken aller Art schoßen wie Pilze über Nacht hervor, Aktien von allen Formen und Farben kamen auf den Geldmarkt, wurden Gegenstand wilder Spekulation.

Legion war die Zahl solcher Gründungen; glänzende Vortheile wurden den Zeichnern von Aktien in Aussicht gestellt, hoch und wohlklingende Namen als Lockvögel

gebraucht und so gelang es meistens die Aktien mit mehr oder weniger großen Gewinn an Mann zu bringen. Leute die nichts gehabt, wurden Millionäre, die Geschäfte florirten, Grundstücke hatten, besonders um Wien hohen Preis, denn es gab Werthzeichen im Ueberfluß. Das alles eitel Wind und Dunst sei, erkannten damals die wenigsten; die steigende Fluth der Spekulation zog immer weitere Kreise, und riß auch ruhigere Gemüther in den Wirbel hinein. — Auch aufs Land verbreitete sich die Epidemie, die Arbeit wurde theurer; es gab Leute, die Haus und Wirthschaft verkauften und dafür große Summen (in Aktien) erhielten, welche nach kurzer Zeit werthlos waren. Die Regierung sah unbegreiflicherweise diesem tollen Treiben ruhig zu, ja schien es durch Ertheilung massenhafter Concessionen für neue Gründungen, zu begünstigen.

Als eben die Wogen der Spekulation am höchsten gingen erfolgte der Zusammensturz und die vielen Millionen eingebildeter Werthe zerstoben in ihr Nichts. Ein ohnehin geldarmes Land wie das unsrige, konnte sich von diesem Schlage nicht leicht erholen; — aber noch andere Uebel hatte dieser im Gefolge: Die Erschütterung des allgemeinen Credites, denn auch solide Unternehmungen auf sicherer Grundlage waren mit in den Schwindelwirbel gezogen worden, gingen darin unter oder können sich nur mehr langsam erholen; dadurch litten auch solche, welche sich an der wilden Spekulation nicht betheiligt hatten. — Andererseits hatten sich Männer an den Gründergeschäften betheiligt und ihre Stellung zur Gewinn-Ausbeutung benützt, auf die das Volk als dessen uneigennützige Freunde, mit Vertrauen blickte, sich aber um so bitterer enttäuscht fand. — Es gab bei dieser Jagd nach Geld keinen Partei-Unterschied; ob liberal ob klerikal, man wollte ohne Mühe und Arbeit reich werden und das Geld aufs höchste fruktiziren.

Viele verloren das Gewonnene eben so schnell wieder, andere aber, die rechtzeitig abwickelten, erhielten den Mammon. Verloren aber hat das Volk sein Vertrauen und seinen Wohlstand.

Wieder machte sich eine Bewegung auf politischem Gebiete geltend, deren Folge die Ausschreibung direkter Wahlen für den Reichsrath waren (zu Ende 1873). Ob-

wohl dieses Gesetz im liberalen Sinne viel zu wünschen übrig ließ, mußte selbes doch als ein wesentlicher Fortschritt und von gutem Einfluß auf die gedeihliche Entwicklung Oesterreichs angesehen werden. Doch die Landgemeinden nützten ihr Wahlrecht nicht aus und daher ergaben die Wahlen noch immer nicht die richtige Volksvertretung. Die Wirksamkeit der Landtage aber blieb dadurch eine beschränktere, weil ihnen zur Besorgung ihrer Angelegenheiten wenig Zeit gegönnt ist, indem selbe nur dann einberufen werden, wenn weder die Vertretungen der dießseitigen Reichshälfte noch die gemeinsame mit der ungarischen, die Delegationen, tagen, diese Zwischenpause aber immer nur eine kurze ist.

Unser Reichsrath aber hat derzeit vollauf zu thun, mit dem sogenannten Ausgleich mit Ungarn mit der Berathung und Bewilligung neuer Steuern und Umlagen, mit der Deckung der bei abnehmenden Wohlstande immer steigenden Staatsbedürfnisse, so daß zur Förderung unserer Volkswirthschaft weniger Zeit und noch weniger Geld bleibt. — Der Verfall des Mittelstandes namentlich der kleineren Grundbesitzer, der Bauern wächst täglich; der Schwindel greift immer mehr um sich und beutet die geringe Bildung des Landmannes aus, um sich auf seine Kosten zu bereichern; allgemeine Entmuthigung greift um sich. — Es ist höchste Zeit, daß sich das Volk aufraffe, sich nicht durch Schlagworte und Parteiung trennen lasse, den ihm gebührenden Einfluß bei den Wahlen benütze, dann einmüthig und fest zusammenstehe, um den Verfall unseres Mittelstandes, Oesterreichs kräftigste Stütze aufzuhalten.

Gemeinde-Angelegenheiten.

Während die eben in kurzen Zügen geschilderten Vorgänge unseren Staat zu erschüttern drohten, ging es in der Gemeinde, deren Bürgermeister Berger war und nach Ablauf jeder Wahlperiode wieder blieb, trotz aller Hemmniße und Hindernisse vorwärts. Es gehörte allerdings die zähe Ausdauer und Willensstärke dieses Mannes dazu, um das nichts weniger als angenehme Amt eines Gemeindevorstehers zu behalten. War doch die Organisation der Gemeinden von vornhinein verfehlt. — Man hätte gleich nach Aufhebung

der Patrimonial-Gerichtsbarkeit große Gemeinden von möglichst gleichartigen Interessen bilden und denselben einen entsprechenden Wirkungskreis einräumen sollen. Wäre solchen Gemeinden die Steuereinhebung, die Gebahrung mit den Waisengeldern, der Abschluß von Verträgen u. s. w. zugewiesen worden und ihnen hierfür eine entsprechende Entschädigung zugesichert, so hätte sie tüchtige geprüfte Beamte halten müssen und halten können, der Staat hätte durch Wegfall verschiedener Aemter, das Auslangen mit einer minderen Zahl von Beamten und Dienern gefunden und dadurch bedeutend erspart. Die Gemeindebeamten hätten die Stelle der Notare eingenommen, wodurch wieder die Parteien um so billiger daraus gekommen wären, als in diesem Falle wir am Lande mit weniger Advokaten ausgekommen wären. — Die neue Verwaltung hätte sich an die gewohnte frühere angeschlossen und dadurch, daß an der Stelle der Herrschaften die Gemeinden mit ihrer frei gewählten Vertretung gekommen wären, wäre das Gute beibehalten, hingegen die der früheren Verwaltung anklebenden Unzukömmlichkeiten vermieden worden.

Leider geschah das Gegentheil: Ohne die, meistens auf Unterthänigkeits-Verhältnisse basirten Katastral-Gemeinden zu revidiren, wurden verschiedenartige Gemeinden gebildet und ihnen einen Wirkungskreis zugewiesen, der zu wenig für große, zu viel für kleine Gemeinden ist. — Dazu kamen die fortwährenden Aenderungen; einmal Gerichts- und politische Behörden vereinigt, dann getrennt, dann wieder vereinigt. — Später hat man den Fehler eingesehen und wollte große Gemeinden bilden nach dem Grundsatze „gehst du nicht willig, so brauch ich Gewalt." — Aber diese zwangsweise Vereinigung erregte überall Mißstimmung, daher auch das letzte Experiment, die Verwaltungsgemeinden nicht durchgeführt wurden. Die kleinen Gemeinden sind jetzt ihre Selbstständigkeit gewöhnt, und deren Vereinigung zu größeren hatte, wo selbe stattfand, in der Regel nur eine sehr fühlbare Vermehrung der Gemeinde-Umlagen zur Folge, ohne daß andererseits erspart worden wäre.

Die freie Gemeinde ist die Grundfeste des freien Staates! dieser schöne Satz wäre zur Thatsache geworden, wenn gleich zu Anfang die Constituirung der Gemeinden in der erwähnten Weise vor sich gegangen und kon-

sequent durchgeführt worden wäre, anstatt des fortwährenden Hin- und Herschwankens und Experimentirens. Wie es gegenwärtig steht, ist der Gemeindevorsteher dazu da, die Anordnungen der Behörden auszuführen und von den Gemeindegliedern und anderen Leuten sich alles mögliche Unangenehme sagen zu lassen. Bei so einer Bürgermeisterstelle gibt es wenig Ehre und Lohn einzuheimsen, aber desto mehr Verdruß und Unannehmlichkeiten, daher fast jedermann sich dieses Amtes zu entziehen sucht, was bei jeder Wahlperiode vielen Wechsel im Gefolge hat; gewiß nicht zum Vortheil, weder der Gemeinden noch des Staates.

Der Bürgermeister von Freyenthal war wohl in einer besseren Lage als mancher seiner Amtsbrüder, weil er die erforderliche Geschäftskenntniß und Gewandheit besaß; — aber trotzdem hatte er mit vielen Unannehmlichkeiten zu kämpfen, denn an unzufriedenen und boshaften Leuten ist nirgends ein Mangel. Er sagte oft scherzweise, daß jedes Jahr der Bürgermeisterei hundert Jahren Fegefeuer gleich zu achten sei. — Und doch ist es selbst bei dem beschränkten Wirkungskreise dem Gemeindevorsteher möglich, viel Gutes zu wirken, Uebles hindanzuhalten und die Gesammtgemeinde wie ihre Glieder vor Schaden zu bewahren.

Der Gemeindehaushalt zu Freyenthal erforderte keine so bedeutenden Umlagen. Berger hatte nur einen geringen Betrag für die mit dem Amte verbundenen Auslagen angenommen; der Diener war zugleich Jagd- und Fischerei-Aufseher. —

Es ist bereits früher erwähnt worden, daß Berger schon zu der Zeit, als er Schriftführer der Gemeinde war, darauf Acht hatte, daß sich Fremde nicht verjährten; — er handhabte die Fremdenpolizei überhaupt genau und mußte jede Familienänderung, jede Wohnpartei, jeder Dienstbote rechtzeitig gemeldet werden. Auch eine Gemeinde-Matrikel wird geführt, — soweit es das mangelhafte Heimatsgesetz zuläßt. Ebenso wurde die Dienstbotenordnung nach Möglichkeit gehandhabt und überhaupt alle Gesetze und Verordnungen, die für die Gemeinde passend und praktisch durchführbar sind, befolgt, so z. B. das Vogelschutz-Gesetz u. a. m.

Es ist früher erwähnt worden, daß in dem Nothjahre 1866, bei einer exekutiven Feilbietung, die Gemeinde das

Gasthaus nebst 30 Joch Gründen erstanden hatte und darauf 1400 Gulden schuldig blieb, welche in 14jährigen Annuitäten bezahlt werden sollten. Der Grundpacht hatte in der Folge mehr eingetragen als veranschlagt war, so daß diese Schuld an die Sparkasse bereits nach 10 Jahren ganz getilgt werden konnte und die Gemeinde von da an eine Jahres-Rente von 400 fl. besitzt, welche ihr sehr zu statten kommt, zu einer Zeit, wo Auslagen für Schule und Armenwesen bedeutend angewachsen sind, wenn gleich durch die Vertheilung des Vermögens der Pfarrarmen-Institute an die Gemeinden, diese in manchen Fällen eine nicht unbedeutende Beihilfe erhalten haben. — Berger wachte eifersüchtig darüber, daß der Gemeinde keine Auslagen aufgebürdet wurden, zu denen selbe nicht rechtlich verpflichtet war, er wehrte sich dagegen, auch wenn der Betrag noch so unbedeutend war, des Prinzipes wegen; was aber als eine Verpflichtung erkannt worden war, dem wurde auch genau und pünktlich nachgekommen. Uebrigens unternahm er in Geldsachen nichts, ohne den Gemeinde-Ausschuß hierüber zu Rathe zu ziehen, und dieser sowie die beiden Gemeinderäthe unterstützten ihn wacker in seinen Bemühungen. —

Straßen und Wege in der Gemeinde waren besser als anderswo, und doch kostete deren Erhaltung weniger, weil stets nachgebessert und damit nicht gewartet wurde, bis man im Kothe stecken blieb.

Berger suchte soweit es in seiner Macht war, nicht nur die Gemeinde, sondern auch die einzelnen Gemeindeglieder vor Nachtheil zu bewahren. Da die Leute vieles Vertrauen auf ihn hatten, so gelang es ihm, ohne Vermittlungsamt, viele Streitigkeiten auszugleichen und die Streitenden zu versöhnen. In der Zeit des Schwindels warnte er wo nur immer möglich und hielt hierdurch manches Unheil ab. Freilich zog er sich dadurch die Abneigung verschiedener Leute zu, die vom Schwindel und der Ausbeutung der Bauern und anderer Hausbesitzer leben. Grundzertrümmerer, Wucherer und dergleichen volkswirthschaftliches Ungeziefer waren ihm spinnefeind, auch eine gewisse Sorte von Advokaten, die jede, auch offenbar verlorene Sache übernehmen und nicht eher auslassen, bis sie den möglichsten Nutzen herausgezogen haben, waren ihm nichts weniger als gewogen. Alles das

kümmerte Berger aber sehr wenig, er that was er für recht hielt und was seiner Gemeinde von Nutzen war. Wenn er irgend einer berechneten Schurkerei, einem schön ausgedachten Schwindel einen Strich durch die Rechnung machen konnte, geschah es gewiß. — So bewahrte er manche Häuser vor dem Verfalle und der Zerstückelung, und hatte er auch oft anfangs keinen Dank dafür, so sahen die Leute doch dann später ein, daß er recht hatte und es gut meinte; das war sein schönster Lohn. Einmal hatte er z. B. durch Uebernahme einer Vormundschaft, eine geplante Heirath hintertrieben, die nur zum Unglücke seiner Mündel ausgefallen wäre; ein anderesmal hatte er wieder vereitelt, daß ein berüchtigter Anstauber ein Haus in der Gemeinde kaufte, weiters mehrere Leute davon abgebracht, daß sie Wechsel als Bürgen unterschrieben u. s. f.

Daß er sich warm der Schule annahm, davon wollen wir später sprechen, denn die Sache ist zu wichtig, um sie so nebenher abzuhandeln. — Nur in einem blieben alle Bemühungen nahezu erfolglos, nämlich in der Beseitigung des Bettelns und des Vagabundenwesen. Denn da sind alle Bemühungen vergebens, wenn nicht die Gesetzgebung, die Staats-, Landes- und Gemeindeorgane zusammenwirken. Unser Bürgermeister hatte in dieser Hinsicht anfangs vielen Eifer entwickelt, weil er als ein Freund der Arbeit und Thätigkeit nichts mehr haßte, als dieses arbeitsscheue Herumziehen. Er ließ den Gemeindediener fleißig patrouilliren und fragte mitunter selbst solche Strolche um ihre Aufweisung, was ihm meistens Grobheiten einbrachte.

Mehrmals wurden wegen Ausweislosigkeit aufgegriffenen Vagabunden vom Bezirksamte als heimatslos der Gemeinde zugewiesen, weil sie in derselben arretirt worden waren, also sich dort zuletzt aufgehalten hatten. Eine Zigeunerfamilie und ein Dieb waren unter anderen dadurch nach Freyenthal zuständig geworden und es kostete Mühe und Geld, diese Leute wieder los zu werden. Da hütete er sich wohl, ausweislose Bettler arretiren zu lassen, sondern machte es wie die anderen und ließ selbe laufen. Es sind das desparate Zustände, die in einem geordneten Staate nicht vorkommen sollten, in welchem ja die Staatsbürger in ihrem Besitze geschützt werden sollen und nicht deren Hab und Gut dem nächstbesten Strolche preisgegeben werden darf. Und doch

wäre diesem Krebsschaden abzuhelfen, wenn allseits der ernste Wille dazu da wäre. Es geht da nicht mit einzelnen Maßregeln und mit der falschen Humanität; das Uebel muß bei der Wurzel gefaßt werden; doch darüber später ein Näheres.

Trotz des beschränkten Wirkungskreises hatte doch Berger während der letzten fünf Wahlperioden seine Gemeinde so weit emporgebracht, daß im Vergleiche mit den umliegenden ein gewisser Wohlstand unverkennbar war, wozu auch nicht wenig sein Beispiel als Landwirth beitrug.

Die Volksschule.

Durch die grundsätzliche Bestimmung der neuen Schulgesetzgebung, daß die oberste Leitung und Aufsicht über das gesammte Unterichts- und Erziehungswesen dem Staate zustehe und durch die hierzu gesetzlich berufenen Organe ausgeübt werde, wurde einer dringenden Forderung der fortschreitenden Zeit entsprochen. Dadurch war der Lehrerstand von seiner früheren abhängigen Stellung befreit und war das Einkommen desselben geregelt und bedeutend verbessert worden. Solche umfassende Aenderungen mußten bei unseren Zuständen eine lebhafte Bewegung hervorrufen. Der Kampf gegen die neue Volksschule wurde da lebhafter, dort matter geführt, aber zufrieden war man anfangs damit fast nirgends. Nicht so wohl der Trennung der Schule von der Kirche widerstrebte die Landbevölkerung, sondern einigen wesentlichen Bestimmungen der Schulgesetze, die als verfrüht und vorläufig nicht überall durchführbar schienen. Besonders stieß die Ausdehnung der Schulpflicht bis zum vollendeten 14. Lebensjahre auf lebhaften Widerwillen.

Es hat in der That der guten Sache sehr geschadet und war Wasser auf die Mühle der Gegner der neuen Schule, daß man, ehe noch die nothwendigen Lehrkräfte, so wie die nöthigen Räumlichkeiten vorhanden waren, auf genaue Durchführungen dieser Bestimmungen drang. — Wenn man die Verhältnisse besonders im Gebirge betrachtet, so sieht man, daß wegen der weiteren Entfernung der meisten Häuser von den Schulorten viel mehr Zeit für den Schulbesuch in Anspruch genommen wird als in geschlossenen Ortschaften, und daß der Bauer wegen der geringen Ertragsfähigkeit seiner

Wirthschaften, sowie der Kostspieligkeit und dem oft absoluten Mangel an brauchbaren Dienstboten und anderen Arbeitsleuten angewiesen ist, seine Kinder frühzeitig zur Arbeit zu verwenden. Ueberdieß fällt der Umstand besonders schwer in's Gewicht, daß es so viele verwaiste oder sonst arme Kinder gibt, welche bei Landwirthen oder Handwerkern untergebracht sind, die sich nicht dazu verstehen wollen und können, derlei fremde Kinder so lange unentgeltlich zu verpflegen und zu ernähren.

Freilich heißt es dann, daß dafür die Zuständigkeitsgemeinden zu sorgen hätten, man bedenkt aber eben nicht, daß diese meistens vermögenslos, ihre Glieder mit Zahlungen überbürdet sind und daß das Anhäufen der Lasten auf die Schultern der Gemeinde — eine Grenze hat.

Unter solchen Verhältnissen blieb nichts anderes übrig, als daß die Schulbehörden am Lande Milde walten ließen und in dieser Hinsicht die Gesetze weniger streng handhabten; wo dieß unparteilich und mit Maß geschah, beruhigte sich bald die Agitation gegen die neue Schule und dieses um so eher und vollständiger, wo es gelang, gute Lehrkräfte zu erhalten, so daß die Kinder gegen früher mehr Fortschritte machten.

In Freyenthal war, wie bereits erwähnt, eine sogenannte Mittelschule mit einem Lehrer, obwohl die Anzahl der schulpflichtigen Kinder etwas über Hundert betrug. Alsbald wurde anstatt deren eine zweiklassige Volksschule sistemisirt, aber bei dem Lehrermangel brauchte es lange, bis die zweite Lehrerstelle besetzt werden konnte und es geschah dieses erst dann, als die Gemeinde hierfür eine Gehaltsaufbesserung und freie Wohnung versprach. Zum Glück war das Schulhaus neu gebaut und geräumig, so daß ein Zubau zu demselben hinreichte, um Raum für ein zweites Lehrzimmer und Lehrerswohnung zu beschaffen.

Immerhin aber hatte die Gemeinde über 3000 Gulden bare Auslagen hierfür und wurden davon 1000 fl. durch Umlage hereingebracht, 2000 fl. aber bei einer Sparkasse als Darleihen auf ratenweise Tilgung in 20 Jahren aufgenommen, weil es gerechter erschien, nicht die ganzen Auslagen den damaligen Steuerzahlern zur Last zu legen, indem weniger diese, als deren Nachfolger die Früchte des erweiterten

und verbesserten Schulunterrichtes genießen werden. Die Gemeinde traf also für den Schulbau eine 30perzentige Umlage ein für allemal, dann eine jährliche Zahlung an Kapital von 100 fl. und von Zinsen, die anfangs 120 fl. betrugen und sich alljährlich um den 20. Theil verminderten.

Berger war in den Ortsschulrath und als Obmann desselben gewählt worden und hatte diese Wahl angenommen aus Liebe zur Sache, obwohl er sich nicht verhehlte, daß besonders im Anfange mit dieser Stelle viele Unannehmlichkeiten verbunden sein würden. Er theilte nicht die Ansicht, welche so oft geäußert wird, daß der Ortsschulrath einen zu unbedeutenden Wirkungskreis habe und daher wenig leisten könne. Ganz im Gegentheil hielt er gerade den Ortsschulrath für ein sehr wichtiges und einflußreiches Glied der Schulbehörden, von dem die Durchführung der neuen Schulordnung und deren Erfolg vorzugsweise abhängt. — Und von diesem Grundsatze ausgehend, gelang es ihm in der That freilich nach Ueberwindung so mancher Hindernisse und Unannehmlichkeiten, daß die Abneigung gegen die neue Schule immer mehr verschwand. —

Viel Sorge machten die Lehrer. Kaum daß durch Zusage verschiedener Extravortheile ein brauchbarer Lehrer bewogen wurde, um die 2. Lehrerstelle sich zu bewerben und endlich diese Stelle besetzt war, fühlte sich der bisherige Lehrer, mit dem die Gemeinde recht zufrieden war und der auch seinerseits keine Ursache zur Unzufriedenheit hatte, hier nicht mehr recht heimisch; es erwachte in ihm die Lust zum Wandern, er bewarb sich um eine Stelle an einer Schule mit höherer Gehaltstufe und erhielt diese auch, — das war so ein Fall unter vielen, der beweist, daß die Eintheilung der Gehalte nach Schulorten eine verfehlte ist, die nur das Wandern der Lehrer begünstigt und hierdurch vorzugsweise die kleineren Schulen schädigt; denn nichts ist für eine Schule mehr von Uebel als der fortwährende Lehrerwechsel. Anders wäre es, wenn diese Gehaltsabstufungen mit der Tüchtigkeit und eifrigen Verwendung der Lehrer in Verbindung ständen, dieses wäre eine Aneiferung für die Lehrer, während dermalen öfters gerade weniger Befähigte und weniger eifrige Lehrer an Schulen höherer Gehaltsstufen, wegen Mangels anderweitiger Bewerber gekommen sind, hingegen die tüchtigsten Lehrer

an Schulen, welche in eine geringere Klasse eingereiht sind, mit einem minderen Gehalte vorlieb nehmen müssen. In solchen Fällen steht die Entlohnung zur Leistung im umgekehrten Verhältnisse. Die leidige Auskunft, daß die Gemeinden solche Lehrer durch Verbesserung ihrer Bezüge zu erhalten trachten sollten, ist eben eine müßige, weil hierzu meistens die Mittel fehlen. —

Eine zeitlang mußte sich die Freyenthaler Schule mit einem ungeprüften, also provisorischen Lehrer behelfen, der Mann wäre nicht so ungeschickt gewesen, aber er brachte die meiste Zeit im Wirthshause zu, konnte also mit seinen geringeren Bezügen nicht auskommen. — Die Lehrer haben vielmehr freie Zeit, weit mehr als irgend ein anderer Angestellter, wenn man schon nicht übersehen darf, daß die Ertheilung des Unterrichtes an so viele Kinder anstrengender ist, als irgend eine andere Geistesarbeit. Außer den vom Schulunterricht nicht in Anspruch genommenen Tagesstunden, haben die Lehrer in der Regel den Samstag frei und überdieß jährlich zwei Monate Ferien. Es ist nicht zu verwundern, wenn Lehrer, welche sich in ihrer freien Zeit nicht nützlich zu beschäftigen wissen, auf Abwege gerathen und ihnen das Geld zu wenig wird. Was gäbe es aber nicht für den Lehrer am Lande für ein reiches Feld nutzbringender und angenehmer Thätigkeit z. B. die Beschäftigung mit Musik, Zeichnen, das Beobachten der Natur und ihrer Produkte, den Obstbau, Gartenbau, Bienenzucht u. s. w.

Jeder Lehrer, der sich in solcher Weise anregend zu beschäftigen weiß, wird gewiß mit seinen Bezügen auskommen und zufrieden sein, aber auch die allgemeine Achtung genießen, welche ein pflichtgetreuer Volksschullehrer so sehr verdient.

Es ist bereits früher erwähnt worden, daß dem Lehrer vom Gemeindegrund ein Joch zu seiner Benützung zugewiesen wurde, nun ging es an die Anlegung eines Volksschulgartens, in welchem eine Abtheilung für Gemüsebau, die andere für Baumschulen bestimmt wurde; auch der Blumenzucht wurde nicht vergessen und derselben die Einfassungsrabatten zugewiesen; denn die Jugend soll nicht nur für das Nützliche, sondern auch für das Schöne empfänglich gemacht werden. Die Kosten der Anlage bestritt die Gemeinde, der Schulobmann schenkte Sämereien, Pflanzen und Bäumchen.

Der Lehrer erhielt für seine Mühewaltung eine anderweitige Entschädigung; die erzeugten Produkte aber gehörten den Kindern, welche die Pflege des Gartens besorgten. — Da hinlänglich Raum vorhanden war, so blieb noch außer den zum Unterricht benöthigten Abtheilungen Grund übrig, um jedem einzelnen Kinde ein Beet zur Bearbeitung zuzuweisen. Da erwachte bald ein reger Wetteifer unter den Kindern und sie waren auch in der Schule recht brav, den es war eine Belohnung guter Aufführung, wenn sie im Garten verwendet wurden. — Auch die Aeltern, deren manche auf diese Neuerung anfangs nicht gut zu sprechen waren, sahen die Sache bald mit anderen Augen an, als ihre Kinder gute Sämereien, Gemüse, Kraut-, Burgunderpflanzen, verschiedene Gemüse z. B. Salat, Gurken u. dgl. oder einen hübschen Nelken- oder anderen Blumenstock, — später veredelte Obstbäumchen nach Hause brachten. Sie ließen die Kinder, welche Lust und Liebe für den Gartenbau, die Obstbaumzucht, und andere nützliche Nebenzweige der Landwirthschaft gewonnen hatten, auch zu Hause damit hanthieren, räumten ihnen wohl einen Platz zu einem Gärtchen oder einer Baumschule ein. — Auch der Armen wurde nicht vergessen; sie erhielten ihre Belohnung vom Christkindl. — Die Kinder aber, welche solche Beschäftigungen lieb gewonnen hatten, blieben dann an Sonn- und Feiertagen nach dem Gottesdienst gerne zu Hause und beschäftigten sich nützlich anstatt dort und da herumzulaufen und in schlechte Gesellschaft zu gerathen. —

Freilich, anfangs mußte der Schulobmann überall voran, aber bald wurden auch die Lehrer von dieser frischen Thätigkeit angeregt und ließen sich die Sache angelegen sein.

Auch die Musik, besonders der Gesang wurde an dieser Schule eifrig gepflegt und gaben die Lehrer auch außer den Schulstunden hierin Unterricht, der immer mehr Theilnehmer fand. — Musik und Gesang sind ja auch Mittel zur Veredlung und wahr spricht das Lied:

Wo man singt, — da laß dich ruhig nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder.

Daß es mit der Schule vorwärts ging, war wohl auch mit dem freundlichen Einvernehmen zu danken, in dem der Ortsschulrath mit der Pfarrgeistlichkeit stand, die nach Möglichkeit den Religionsunterricht in dieser ziemlich weit entfern-

ten Schule ertheilte, hierin aber auch von der Gemeinde in jeder Weise unterstützt wurde.

Schulversäumniße gab es nicht so viele als anderwärts, nachdem die Leute einsahen, daß ihre Kinder in der Schule wirklich gut lernten, hatten sie die Abneigung gegen die neue Schule mehr und mehr verloren und schickten die Kinder fleißig, diese hinwieder, dort mit Liebe behandelt, gingen gerne zur Schule. — Andererseits berücksichtigte der Ortsschulrath wieder die Verhältnisse und ließ Nachsicht walten; wo hingegen nur eine offenbare Widersetzlichkeit sich kund gab, was jedoch selten vorkam, beantragte derselbe bei der Bezirks-Schulbehörde strengere Maßregeln. Zur Zeit dringender Feldarbeiten wurden die größeren Kinder, welche aus solcher Ursache von der Schule ausbleiben, für entschuldigt gehalten; zu solchen Zeiten konnte sich der Lehrer mit den wenigeren Schulkindern eingehender beschäftigen und die ausgebliebenen brachten zu anderer Zeit die Versäumniß durch ihren Fleiß wieder ein. Dadurch war wohl nicht der Buchstabe, aber doch der Geist des Gesetzes erfüllt.

Vereinswesen.

Unter dieser Ueberschrift haben wir bereits im ersten Theil unserer Erzählung eingehender über mancherlei Vereine uns ausgesprochen und haben hier nur einiges zu ergänzen. Unser Berger unterschätzte das Vereinswesen wohl nicht, doch überschätzte er es auch nicht, wie es jetzt so häufig geschieht, wo es die mannigfaltigsten Vereine gibt und solche oft geradezu zur Modesache geworden sind; daß da nebst vielem Guten auch so mancher Schwindel mit unterläuft, ist in dieser dem Schwindel so holden Zeit wohl nicht zu verwundern. Es gibt Vereine, von denen man mit Recht sagen kann, viel Geschrei und wenig Wolle und wo das Aeußerliche die Abzeichen, die Hauptsache sind. Andererseits trachtet man nur viele Mitglieder zu haben, wenn sie auch nur auf dem Papiere stehen, die wenigsten etwas leisten. Manche Leute haben ein besonderes Geschick, Geldbeiträge aus den Opfern, die sie zu Mitgliedern genöthigt haben, auszupressen; und mitunter werden derlei Gelder nicht immer zu Vereinszwecken verwendet, sondern ganz anderen Bestimmungen zugeführt. — Doch

genug von den Schattenseiten des Vereinswesens, dessen Lichtseiten hingegen wieder so viele sind, daß sie von ersteren nicht verdunkelt werden können.

Es ist auch früher der Gründung eines wechselseitigen Brandschaden Versicherungs-Vereines erwähnt worden; derselbe fand ungeschwächte, ja steigende Theilnahme und obwohl bis jetzt an Entschädigungen über fünfzigtausend Gulden ausbezahlt wurden, überschritt doch die durchschnittliche jährliche Einzahlung nicht 2 fl. vom Tausend des versicherten Werthes. So mancher Verunglückte, der sonst gewiß nicht versichert gewesen wäre, wurde nur durch die vom Vereine erhaltene Entschädigung in die Lage versetzt, sein Haus wieder aufbauen und fortwirthschaften zu können. Die bei diesem Vereine versicherten Hausbesitzer ersparten gegen andere, bei Gesellschaften versicherte, viel Geld, und was nicht zu unterschätzen ist, das ganze einbezahlte Geld blieb in der Gegend und da die einfließenden Beträge zeitweilig bei Sparkassen angelegt wurden, kamen selbe auch dem heimischen Kredit zu Gute. Die Verwaltungsauslagen waren verschwindend kleine, da weder Vorstand noch Ausschüsse aus dem Vereine einen Gewinn zu ziehen suchten. Eine so billige Verwaltung aber war nur bis zu einer gewissen Ausdehnung des Vereines möglich, es entstanden daher auch anderwärts solche Vereine, auf Grundlage der Statuten des von Freyenthal.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir der lobenswerthen Bestrebungen erwähnen, die allenthalben im Lande gemacht werden, den immer mehr zunehmenden Bränden durch Organisirung des Löschwesens, d. i. die Feuerwehren zu bekämpfen. Es ist das eine recht erfreuliche Erscheinung und die Feuerwehren können, wenn sie ihren ernsten Beruf recht erfaßen, eine große Wohlthat für geschlossene Ortschaften und die in deren Nähe liegenden Gebäude sein; für Ortschaften, deren Häuser zu Berg und Thal zerstreut liegen, ist natürlich deren Wirksamkeit eine verhältnißmäßig geringere. Da muß man suchen, den Bränden durch Verhütung ihrer Entstehungsursachen möglichst vorzubeugen durch Handhabung der Feuerpolizei, insbesondere öftere Reinigung der Schornsteine, durch genaue Beobachtung der auf die Feuersicherheit bezugnehmenden Vorschriften bei Neu- und Umbauten. Sehr wünschenswerth wäre es, wenn die Phosphor-Reibzündhölz-

chen, seit deren allgemeinen Verbreitung sich die Brände mindestens verdoppelt haben, außer Gebrauch gesetzt und durch die sogenannten schwedischen Hölzchen, die nur auf einer eigens präparirten Reibfläche sich entzünden, ersetzt würden. In solcher Weise suchte der Bürgermeister von Freyenthal zu wirken, wie auch die Leute zur Anlegung von Wasserbehältern, (Sammelteichen) in der Nähe der Gebäude und zur Anschaffung einfacher Feuerlöschgeräthe zu bewegen, und nicht ohne Erfolg.

Mit der Viehversicherung sind wir auf demselben Standpunkte wie vor 10 Jahren. Ein paar neue Aktiengesellschaften sind aufgetaucht, um eben so schnell zu verschwinden, wie es bei den bereits früher geschilderten Verhältnissen wohl nicht anders sein kann. — Bergers Selbstversicherung erwies sich als nicht unpraktisch. — Er hatte auf ein Sparkassebuch von 1857 bis 1876 jährlich 100 fl. als Versicherungsprämie eingelegt; von größeren Unfällen war er durch diese 20 Jahre verschont geblieben und hatte im Ganzen nur 12 Stück Rindviehes verloren. Da davon aber 8 Stück rechtzeitig geschlachtet wurden und deren Fleisch sich in vollkommen verwendbaren Zustand befand, so bezifferte sich, einige gefallene Schweine dazu gerechnet, der Schade auf 1040 fl.; da nun 2000 fl. einbezahlt und an Interessen 380 fl. zugewachsen waren, verblieb mit Schluß 1876 dieses Guthaben bei der Sparkasse mit 1420 fl., was eine recht hübsche Reserve für die Zukunft bildete und gestattete, daß auch für die vermehrte Viehzahl die jährliche Einzahlung von 100 fl. beibehalten werden konnte.

Ursprünglich wurde beabsichtigt, einen Spar- und Vorschußverein zu gründen, die für diesen kleinen Verein verfaßten Statuten wurden aber nicht genehmigt, und das war, so sehr sich die Proponenten auch anfangs darüber ärgerten, doch gut; in der neuesten Zeit wurden solche kleine gemeinnützige Vereine durch Stempel und Steuern, deren Nachzahlung man für mehrere Jahre forderte, was den mühesam zusammengebrachten Reservefond nahezu aufzehrte, sehr bedrückt.

Allerdings gibt es Vorschuß-Vereine, deren Geschäfte flott gehen, die bedeutende Dividenden abwerfen; aber an solchen Vereinen betheiligte sich Berger nicht, weil er einsah,

daß damit der Landwirthschaft nicht gedient sei, indem selbe keine so hohe Verzinsung eines Darleihens erschwingen kann, im Gegentheile derlei Gelder nur zu oft zum Ruin der Landwirthe führen, besonders da wo sich Wucherer derjenigen bemächtigen, welche zur Zeit der Fälligkeit die Wechsel nicht einlösen können, und wo mit den Bürgschaften ein arger Schwindel getrieben wird.

Kleine Geldaushilfen an Gemeindeglieder zu leihen war unser Bürgermeister vom Ausschusse ermächtigt, in so weit die immer im Betrage von einigen hundert Gulden vorhandene Baarschaft in der Gemeinde-Kasse ausreichte; manchmal half auch Berger selbst oder dessen erster Gemeinderath, der Kogler, aus eigenem aus; in keinem Falle wurde für diese Darleihen mehr als fünf Prozent berechnet, sohin dasselbe erzielt worden wäre, hätte man diese Gelder zeitweilig in einer Sparkasse angelegt. Es wurde dadurch so manchen braven Manne aus augenblicklicher Verlegenheit geholfen, ohne daß die Gemeinde je einen Verlust gehabt hätte.

Wir haben auch bereits erwähnt, daß Berger anfangs an einem landwirthschaftlichen Bezirks-Vereine sich betheiligte, aber in Ansehung der geringen Erfolge bald davon abließ, indem er erkannte, daß unter den gegebenen Verhältnissen er seine Zeit besser und fruchtbringender verwenden könnte. Da ihm die Organisation der Landes-Landwirthschafts-Gesellschaft nicht gefiel, beabsichtigte er eine Zeit lang nach dem Vorgange eines sehr eifrigen Land- und Volkswirthes einen selbstständigen Verein zu gründen, erwog jedoch, daß, sollten wie in jenem Fall, größere Erfolge erzielt würden, dieses seine ganze Thätigkeit in Anspruch nehmen und Geldmittel erfordern würde, über die er nicht verfügen konnte. Er beschränkte seine Thätigkeit in dieser Beziehung darauf, daß er bei einigen Wanderversammlungen des Vereines Z. sich betheiligte und seine Erfahrungen in verschiedenen Fachblättern niederschrieb. Durch seine Musterwirthschaft den Rosenhof, hatte er übrigens mehr geleistet als so mancher Verein und wäre es z. B. rücksichtlich der Baumschulen, aus denen bei zwanzigtausend Stücke veredelte Obstbäume abgegeben worden waren, sicher nicht besser gegangen, wenn er dieselben als Vorstand eines ein paar hundert Mitglieder

zählenden Vereines und mit Zuhilfenahme von Subventionen angelegt hätte.

Berger hielt überhaupt nicht viel auf die Staatshilfe, er dachte — hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen, und er schien das richtige getroffen zu haben. — Wir unseren Theils sind nicht unbedingt gegen Subventionen aus öffentlichen Mitteln, in so ferne hierdurch zweckmäßige Unternehmungen in das Leben gerufen werden; aber es müssen eben die richtigen Leute darüber zu entscheiden haben, was und in welchen Beträgen subventionirt werden soll.

Das landwirthschaftliche Genossenschaftswesen, die Vereinigung mehrerer Landwirthe zur Erreichung eines gemeinsamen Zweckes, suchte Berger, soweit sein Einfluß reichte, möglichst zu fördern, obwohl es ihm mitunter durch die Steuerbehörden verleidet wurde, die in allen solchen Unternehmungen nur steuerpflichtige Objekte sehen wollen.

Daheim und auf Reisen.

In den vorhergehenden Kapiteln haben wir uns mit allgemeinen Zuständen beschäftigt und des Mannes öfters erwähnt, der den Mittelpunkt unserer Erzählung bildet; es wird wohl an der Zeit sein, wenn wir ihn in seinem Heim besuchen und uns um seine Familie umsehen. Wo Kinder im Heranwachsen sind, da ändert sich oft binnen wenigen Jahren im Familienleben vieles, auch hier hatte die unaufhaltsam fortschreitende Zeit so manches verändert, wenn gleich keines aus diesem Leben abberufen wurde. Wir wollen den Herbst des Jahres 1876 zu unserem Besuche wählen und von da zurückblickend die Schicksale der Familie in's Auge fassen.

Wir finden Albert Berger noch immer als einen ebenso lebhaften, thätigen Mann, wenn schon seine Haare anfangen zu ergrauen. Er ist stets gesund, die Leute sagen, er hätte gar keine Zeit zum krank sein. — An Beschäftigung fehlt es ihm in der That nicht, es gibt einmal schon bei der, wie wir später hören werden, nun noch bedeutend vergrößerten Wirthschaft für den sorgsamen Hauswirth stets zu thun und überdieß bekleidet Berger mehrere Vertrauensämter, wie wir bereits erwähnt haben. Diese erfordern nicht

wenig Zeit, denn er hält unverbrüchlich an dem Grundsatze fest, daß um was man sich annimmt, auch mit Sorgfalt und Eifer durchgeführt werden müßte.

Man hätte, seine Arbeitskraft und den festen Charakter erkennend, ihn zu allen möglichen gewählt, in den Straßen-Ausschuß, den Bezirksschulrath, die Grundsteuerregulirungs-Commission, als Sachverständiger u. s. w. aber er hatte doch, trotzdem die Gemeinde-Vertreter ihm lebhaft zuredeten, bis jetzt die Annahme aller solcher Amter abgelehnt, weil er eben einsah, daß seine Zeit dazu nicht ausreichen würde und er diese oder seine bisherigen Aemter oder seine Wirthschaft hätte vernachlässigen müssen. — Leider gibt es so wenige, welche nebst der Fähigkeit auch den guten Willen haben, derlei Vertrauensämter nicht nur anzunehmen, sondern auch sich die getreue Erfüllung ihrer damit übernommenen Pflichten angelegen sein zu lassen; gerade diese werden aber dann überbürdet mit derlei Aemtern. Andere wieder wollen überall dabei sein, bewerben sich um solche Stellen, haben aber keine Lust zur Arbeit, tragen bloß den Titel, während sie als bloße Figuranten der Sache keinen Nutzen bringen, eher das Gegentheil davon.

Solche Leute saßen auch im Bezirksschulrath und es war daher bei den Neuwahlen von den Gemeinde-Vorständen beschlossen worden, diese Mitglieder nicht mehr zu wählen. Sie drangen neuerdings in Berger, eine Wahl anzunehmen; in diesem Falle hielt er es für seine Pflicht, dem Wunsche zu willfahren, weil er für die gedeihliche Entwicklung der Volksschule das regste Interesse hatte und sich bewußt war, an dieser Stelle etwas dafür wirken zu können. Er wurde auch bei der Neuwahl, an der eine sehr rege Betheiligung stattfand, beinahe einstimmig gewählt, welcher Beweis des Vertrauens ihn aufrichtig freute, so daß er mit erhöhter Lust und Liebe in dieser neuen Stellung wirkte.

Trotzdem er aber ein musterhafter Hauswirth war und alle seine übernommenen Verpflichtungen stets getreulich erfüllte und bei dem Volke im weiteren Umkreise alles Vertrauen genoß, als Rathgeber von vielen aufgesucht und geschätzt wurde, gab es doch noch immer eine Anzahl Leute, die ihm nicht gewogen waren, weil er eben keinen Hehl von seinen Gesinnungen machte und jedem Schwindel, jeder Ungerechtig-

keit, mochte diese von was immer für einer Seite kommen, mit Entschiedenheit entgegentrat, auch Undank erfuhr er nicht selten. Doch alles dieses focht ihn nicht an, er ging unverdrossen seines Weges weiter und war allen Leuten, auch solchen, von welchen er wußte, daß selbe ihm nichts weniger als freundlich gesinnt waren, gerne gefällig. Er war weit entfernt sich für ausgelernt und unfehlbar zu halten, benützte im Gegentheil jede Gelegenheit, wo er etwas lernen konnte. Obwohl gerne zu Hause, machte er doch in späteren Jahren kleine Ausflüge und Reisen. Im Jahre 1872 besuchte er die Molkerei-Ausstellung in Wien, und nahm an den Besprechungen der Fachmänner theil, welche in den Abendstunden abgehalten wurden, die Weltausstellnng (im Jahre 1873) besuchte er öfters nnd auf längere Zeit, nahm auch meistens ein oder das andere Glied der Familie dahin mit; Abtheilungen, welche für ihn ein besonderes Interesse hatten, studierte er eingehend.

Im Herbst 1875 aber unternahm er, das erstemal seit langer Zeit, wieder eine kleine Reise durch Steiermark, Kärnten, Tirol und Vorarlberg. — Wenn er auch hierbei die landwirthschaftlichen Verhältnisse nicht aus den Augen verlor, fesselten ihn doch vorzugsweise die Reize der Natur. Von der herrlichsten Witterung begünstigt, war er entzückt über die großartige Gebirgswelt, seine alte Liebe zu dieser erwachte mit neuer Kraft, er bestieg hohe Berge und erfreute sich an den prachtvollen Rundschauen. Nach einem kurzen Ausflug in die Schweiz von Vorarlberg aus, kehrte er auf den kürzesten Weg in die Heimath zurück. — Diese Abwechslung hatte seiner von den Mühen des Alltagslebens ermüdeten Geist so erfrischt, daß er sich gelobte, wenn anderes möglich, jedes Jahr ein paar Wochen hierzu zu widmen. Das nächste Jahr fuhr er direkt nach Württemberg, besuchte das pomologische Institut in Reutlingen, mit welchem er schon seit längerer Zeit in Verbindung stand, reiste von da zum Bodensee und dann in die geliebten Schweizer- und Tirolerberge. Wenn auch meistens und mit Vorliebe allein reisend, fand sein reger Geist so viele Beschäftigung mit Beobachtung der Gegenden so wie der wirthschaftlichen Verhälnisse, daß ihm die Zeit schnell vorüberflog; er kehrte von keiner Reise zurück, daß er nicht etwas gelernt hätte, von dem sich auch bei

uns nützliche Anwendung machen ließ. Er konnte sich um so ungestörter dem Genuße der herrlichen Natur hingeben, als er zu Hause alles wohlversorgt wußte. Frau und Kinder wetteiferten möglichst thätig zu sein, damit der Vater von der Reise zurückgekehrt, zufrieden sein könne.

Ueber seine Reisen führte Berger ein Tagebuch, wie er überhaupt schon seit seiner Jugendzeit gewohnt war, von Zeit zu Zeit seine Erlebnisse niederzuschreiben. Solche Aufschreibungen sind besonders in späteren Jahren, wo so manches in der Erinnerung verblaßt oder dem Gedächtniß ganz entschwunden ist, recht interessant und auch lehrreich zum lesen.

Wir wollen hier einige Stellen aus Bergers Reisetagebuch anführen:

„Vorerst eine aus der Eisenbahnfahrt von Villach durch Drau und Pusterthal: Die erste Station in Tirol ist Nikolsdorf in enger, felsiger Gegend; Die Bahnlinie mußte theilweise dem Draubette abgerungen werden. — Doch bald wird es wieder weiter und freundlicher und während auf der Schattenseite schroffe Hänge und die Himmel anstarrenden Gipfel des Lavanter Gebirges sich aufbauen, liegen auf der Sonnenseite viele Häuser mit ihrem gemauerten Unterbau, dem warmen heimeligen Oberbau aus braun gewordenem Holze und den flachen grauen, mit Steinen beschwerten Dächern. Diese Häuser, einzeln oder zu Gruppen vereint, zwischen Wald- und Obstbäumen, Feld und Wiese, mit den zahlreichen schmucken, netten Kirchlein, deren spitze Thürme so bedeutsam aufwärts deuten, sie steigen hoch hinauf bis dort, wo kein Wald mehr wächst, Alpenweiden und begrünte Felsberge die Gegend krönen, sie vor kalten Winden schützen. Unwillkührlich überkommt uns bei diesem Anblick ein Gefühl des Friedens. Station Dölsach, dann Lienz, die erste Tirolerstadt auf unserer Fahrt in herrlicher Gegend, so ein rechter Mittelpunkt für Ausflüge in die wunderbare Bergwelt. Welch Unterschied zwischen 1842, wo wir auf einer Ferienreise nach 14tägiger Wanderung hier einzogen, während uns heute das Dampfroß in wenig mehr Stunden hierherbringt! Nur wenige Minuten sind uns hier gegönnt, dann gehts weiter über Thal, Mitterwald, Abfaltersbach. Die Sonnseite zeigt noch ihre ganze Lieblichkeit bei Leisach, dann wird es enger, die Bahn steigt stark an, keuchend schleppen die Lokomotiven die schwere Last

aufwärts. — Rechts, Wald, links pralle Wände, über welche Wasserfälle herabstürzen in den grünen, schäumenden Fluß. Schon vor Lienz hatte ich gewahrt, daß dichtes Gewölk auf einem Berge, das böse Weibeln genannt, aufsitze, — ein übles Wetterzeichen; auch breiteten sich von dort rasch die Nebel aus und verhüllten die Berge; doch bald brach wieder das Sonnenlicht durch; Berge tauchen auf und verschwinden bis allmälich das Himmelslicht siegt und die Nebel nur in leichten Duftgestalten auf einzelnen Spitzen schweben, nur noch erhöhend die Schönheit und Größe ihrer Formen. Nochmals will es sich verdüstern, es regnet, aber bald leuchtet die Sonne wieder, dunkelblau ist das Firmament und scharf heben sich die frisch beschneiten Felsen von diesem ab. — Welch' Bild des Lebens! — Dichte Nebel der Sorge und des Kummers lasten auf uns und verbergen uns die Schönheiten dieser Welt; aber das Licht des Glaubens und Vertrauens zerstreut die düsteren Wolkengebilde und ungetrübt erglänzen unsere Aussichten und lassen uns ahnen das Licht der ewigen Heimath. — Und so wie dichte Nebel oft wohl eine Gegend verhüllen, aber die Saaten und Fluren vor dem erstarrenden Reife und Froste schützen; — so auch die Nebel, welche unser Dasein zu verdüstern scheinen; — sie schützen oft vor dem Reife der Selbstüberhebung und dem Froste des Stolzes, und bricht die Sonne des Glückes durch, so wissen wir es erst recht zu schätzen.

Zwischen Mittewald und Abfaltersbach fällt uns auf, daß steile, steinige Böschungen an der Bahn mit Akazien (Robinien) bepflanzt sind, welche kurz gehalten recht gut gedeihen, üppige Schoße treiben und ein wirksames Schutzmittel gegen das Abrollen von Schutt- und Steintrümmern bilden, welches auch anderwärts angewendet werden sollte. — Station Silian, eine Minute Aufenthalt! Die kurze Zeit genügt nicht das schöne Bild ganz zu erfassen, welches der erhöht gelegene Ort mit seinen braunen Häusern und der von einem Kranze schöner Berge umgebenden Gebäude bietet. Auch an Ruinen alten Schlösser fehlt es nicht und so malerisch sie jetzt die Gegend zieren, sind wir doch froh das Zeitalter hinter uns zu haben, wo diese Zwingburgen Leben und Gut beherrschten, wo die Leibeigenschaft bestand und es nur Herren und Knechte gab.

uns nützliche Anwendung machen ließ. Er konnte sich um so ungestörter dem Genuße der herrlichen Natur hingeben, als er zu Hause alles wohlversorgt wußte. Frau und Kinder wetteiferten möglichst thätig zu sein, damit der Vater von der Reise zurückgekehrt, zufrieden sein könne.

Ueber seine Reisen führte Berger ein Tagebuch, wie er überhaupt schon seit seiner Jugendzeit gewohnt war, von Zeit zu Zeit seine Erlebnisse niederzuschreiben. Solche Aufschreibungen sind besonders in späteren Jahren, wo so manches in der Erinnerung verblaßt oder dem Gedächtniß ganz entschwunden ist, recht interessant und auch lehrreich zum lesen.

Wir wollen hier einige Stellen aus Bergers Reisetagebuch anführen:

„Vorerst eine aus der Eisenbahnfahrt von Villach durch Drau und Pusterthal: Die erste Station in Tirol ist Nikolsdorf in enger, felsiger Gegend; Die Bahnlinie mußte theilweise dem Draubette abgerungen werden. — Doch bald wird es wieder weiter und freundlicher und während auf der Schattenseite schroffe Hänge und die Himmel anstarrenden Gipfel des Lavanter Gebirges sich aufbauen, liegen auf der Sonnenseite viele Häuser mit ihrem gemauerten Unterbau, dem warmen heimeligen Oberbau aus braun gewordenem Holze und den flachen grauen, mit Steinen beschwerten Dächern. Diese Häuser, einzeln oder zu Gruppen vereint, zwischen Wald- und Obstbäumen, Feld und Wiese, mit den zahlreichen schmucken, netten Kirchlein, deren spitze Thürme so bedeutsam aufwärts deuten, sie steigen hoch hinauf bis dort, wo kein Wald mehr wächst, Alpenweiden und begrünte Felsberge die Gegend krönen, sie vor kalten Winden schützen. Unwillkührlich überkommt uns bei diesem Anblick ein Gefühl des Friedens. Station Dölsach, dann Lienz, die erste Tirolerstadt auf unserer Fahrt in herrlicher Gegend, so ein rechter Mittelpunkt für Ausflüge in die wunderbare Bergwelt. Welch Unterschied zwischen 1842, wo wir auf einer Ferienreise nach 14tägiger Wanderung hier einzogen, während uns heute das Dampfroß in wenig mehr Stunden hierherbringt! Nur wenige Minuten sind uns hier gegönnt, dann gehts weiter über Thal, Mitterwald, Abfaltersbach. Die Sonnseite zeigt noch ihre ganze Lieblichkeit bei Leisach, dann wird es enger, die Bahn steigt stark an, keuchend schleppeu die Lokomotiven die schwere Last

aufwärts. — Rechts, Wald, links pralle Wände, über welche Wasserfälle herabstürzen in den grünen, schäumenden Fluß. Schon vor Lienz hatte ich gewahrt, daß dichtes Gewölk auf einem Berge, das böse Weibeln genannt, aufsitze, — ein übles Wetterzeichen; auch breiteten sich von dort rasch die Nebel aus und verhüllten die Berge; doch bald brach wieder das Sonnenlicht durch; Berge tauchen auf und verschwinden bis allmälich das Himmelslicht siegt und die Nebel nur in leichten Duftgestalten auf einzelnen Spitzen schweben, nur noch erhöhend die Schönheit und Größe ihrer Formen. Nochmals will es sich verdüstern, es regnet, aber bald leuchtet die Sonne wieder, dunkelblau ist das Firmament und scharf heben sich die frisch beschneiten Felsen von diesem ab. — Welch' Bild des Lebens! — Dichte Nebel der Sorge und des Kummers lasten auf uns und verbergen uns die Schönheiten dieser Welt; aber das Licht des Glaubens und Vertrauens zerstreut die düsteren Wolkengebilde und ungetrübt erglänzen unsere Aussichten und lassen uns ahnen das Licht der ewigen Heimath. — Und so wie dichte Nebel oft wohl eine Gegend verhüllen, aber die Saaten und Fluren vor dem erstarrenden Reife und Froste schützen; — so auch die Nebel, welche unser Dasein zu verdüstern scheinen; — sie schützen oft vor dem Reife der Selbstüberhebung und dem Froste des Stolzes, und bricht die Sonne des Glückes durch, so wissen wir es erst recht zu schätzen.

Zwischen Mittewald und Abfaltersbach fällt uns auf, daß steile, steinige Böschungen an der Bahn mit Akazien (Robinien) bepflanzt sind, welche kurz gehalten recht gut gedeihen, üppige Schoße treiben und ein wirksames Schutzmittel gegen das Abrollen von Schutt- und Steintrümmern bilden, welches auch anderwärts angewendet werden sollte. — Station Silian, eine Minute Aufenthalt! Die kurze Zeit genügt nicht das schöne Bild ganz zu erfassen, welches der erhöht gelegene Ort mit seinen braunen Häusern und der von einem Kranze schöner Berge umgebenden Gebäude bietet. Auch an Ruinen alten Schlösser fehlt es nicht und so malerisch sie jetzt die Gegend zieren, sind wir doch froh das Zeitalter hinter uns zu haben, wo diese Zwingburgen Leben und Gut beherrschten, wo die Leibeigenschaft bestand und es nur Herren und Knechte gab.

Eine weitere Stelle wählen wir aus, wo er von einem hohen Berge absteigend zu Thal kommt. — „Der hier herabkommende kleine Bach, welcher den Geröll und Schuttmassen nach, oft verherrend niederbraust, ist zur Wiesenbewässerung benützt und zwar von solch buckligen, grubigen Bergwiesen, daß man deren Bewässerung bei uns für eine Unmöglichkeit halten würde. — Wir überschreiten nun den schäumenden Thalbach und sind alsbald in dem Dörfchen „Plenail" genannt. — Dieses ist so recht der Typus eines armen Bergdorfes; — an einer Lehne hängend, die Häuser enge an einander gebaut, eine schmale, steile mit groben Steinen gepflasterte Gasse freilassend; — Die Grundstücke zerstreut, hoch oben in steilster Lage die der Berglehne mühsam abgewonnenen Feldflecke, darüber Weideland hoch hinauf; unten die steilen aber durch fleißige Benützung des Wassers tragbar gemachten Wiesen. — Mitten in dem Dörflein das nette Kirchlein mit dem Spitzthurm, daneben ein winziger, aber mit Zeichen des Andenkens reich besetzter Friedhof; — dazu die sichtbaren Verheerungen der Gießbäche. — Welch ergreifendes Bild des Kampfes mit den Naturgewalten um das Dasein und des Vertrauens auf eine höhere Macht!

Endlich noch eine Stelle:

„In Margarethen hieß es eine Stunde warten auf den von Sargans kommenden Zuge. Diese Zeit benützte ich, um einen Spaziergang durch das vom Bahnhofe etwas entfernte Dorf gleichen Namens zu machen, woselbst eben ein Viehmarkt abgehalten wurde.

Margarethen liegt am Rhein noch in der Schweiz, aber hart an der Grenze Vorarlbergs. Mäßig breite, gut erhaltene, sanft gewölbte Wege durchziehen die Flur, welche aus mit Obstbäumen besetzten Wiesen besteht, die durch Geländer abgegrenzt sind. Die Häuser, welche auf diesen Wiesen stehen, sind freundlich und nett, die älteren aus Holz, die neueren gemauert, alle Wände derselben mit schuppenförmigen Schindeln bekleidet. Ob alt oder neu, haben die Häuser große helle Doppelfenster, grüne Fensterladen (Jalousien) und vor den Fenstern mit Blumentöpfen besetzte Bretter; — auch zierliche Gärtchen sieht man vor den Häusern. Von Mistjauche siehst und riechst du nichts. Der Bure (Bauer) weiß damit besseres zu thun, als Straße und Luft zu verun-

reinigen; er sammelt die kostbare Brühe und führt sie auf seine Matten (Grasland). Am Viehmarkte fahren Buben und Mädeln mit Karren herum, die einfach aus einer auf Räder gestellten Kiste bestehen, während Männer mit Butten am Rücken zu sehen sind, alle eifrig bemüht, die Auswurfstoffe der Thiere zu sammeln. Welcher Kontrast mit einem Bauerndorf in Nieder-Oesterreich! Darin finden wir theilweise die Erklärung, warum diese kleinen Wirthschaften ihre Leute nähren, obwohl Boden und Klima nicht besser sind als bei uns. Wir können nur wünschen: Gehet hin, lueget (schauet) und thuet desgleichen. — Sehr befriedigt von diesem Zwischenspiel, bestieg ich den Zug der über die Rheinbrücke nach Lautrach, dem Kreuzungspunkt der Schweizer und Vorarlberger-Bahn eilte und kurze Zeit darauf war Bregenz am Bodensee erreicht."

Frau Anna besorgte des bedeutende Hauswesen mit Umsicht und Ruhe; man hörte weder zanken noch lärmen, alles ging seinen geordneten Gang, und wenn, wie es wohl überall vorkommt, etwas im Hause nicht recht gemacht wurde oder sonst gerügt werden mußte, so wurde das in aller Ruhe abgethan. — Die drei Mädchen oder Dirndln, wie sie ihr Vater nannte, halfen überall wacker mit und bildeten sich zu tüchtigen Hausfrauen aus. Zu Ende 1876 zählte die älteste Rosa bereits 26 Jahre, und es dürfte Wunder nehmen, daß dieselbe noch nicht verheiratet war, denn sie war ein sehr hübsches, stattliches Mädchen, in allen Arbeiten geschickt und gewandt, aber sie zeigte keine Lust, ihren Stand zu verändern. — Manche Anfragen waren bei ihrem Vater gemacht worden, sie hätte so was man sagt, recht gute Parthien machen können, aber sie wollte davon nichts hören. Mutter Anna glaubte anfangs, daß etwa eine stille Liebe daran Ursache sei, allein außer, daß sie mit 18 Jahren einige Monate kochen lernen im Stifte K. war, verbrachte sie die übrige Zeit zu Hause und da müßte doch das sorgsame Auge der Mutter und Schwestern etwas bemerkt haben. Sie war oft nachdenklich und ein besonderer Hang zur Frömmigkeit machte sich bemerkbar, doch sei es erwähnt, zur echten Frömmigkeit, nicht zur Frömmelei. — Nicht etwa, daß sie Bruderschaften angehörte, oder ungewöhnlich oft zur Kirche oder beichten ging. — Nichts von alledem, aber wenn

sie freie Zeit hatte, bemerkte man sie oft bei der Lindenkapelle und dem Madonnenbild ihrer Mutter in inniges Gebet versunken; sonst äußerte sich ihre Religiosität nur im besonders liebevollen, demüthigen Betragen gegen ihre Angehörigen und in dem Bestreben, Kranke zu pflegen und arme Kinder zu unterrichten. Dabei war sie nicht etwa mürrisch und verschlossen, sondern heiter und freundlich. Ihre Aeltern ließen sie gewähren und drangen wegen einer Heirath nicht weiter in sie. Sie besuchte die Kranken in der Gemeinde, sprach ihnen Trost zu, brachte ihnen manche Erquickung und dokterte auch etwas, jedoch mit unschädlichen Sachen. Arme verlassene Kinder erregten ihr besonderes Mitleid und sie konnte über deren unverschuldetes Elend nicht nur Thränen vergießen, sie bemühte sich auch zu helfen, wo es immer anging. Sie brachte mehrere solche Kinder bei wohlhabenderen Leuten unter, so hatten auch die Ausnehmersleute am Bichl einen solchen Schützling Rosa's zu sich genommen, ein etwa 10jähriges Mädchen, deren Vater und Mutter kurz nach einander gestorben waren und nichts hinterlassen hatten, als diese Waise. — Auch am Rosenhof waren drei solcher Kinder aufgenommen worden, die in allem Nützlichen zu unterrichten ihre Sorge war. Ohne einem Kloster anzugehören, war Rosa eine wahre barmherzige Schwester; — unter anderen Verhältnissen würde sie ihr Hang wohlzuthun und der Kranken und Verlaßnen sich anzunehmen wohl auf den Eintritt in einen klösterlichen Verband hingewiesen haben, so konnte sie ohnedem ihrer Neigung, ihrem Berufe nachkommen.

Das zweite Dirndl, Marie war auch recht brav und verwendbar, aber obwohl gesund, doch weniger kräftig. Es war ein recht liebes, gemüthliches Mädchen, besonders gut musikalisch und in weiblichen Handarbeiten sehr geschickt. — Sie ist jetzt nahezu 24 Jahre alt und wird nächsten Winter das Aelternhaus verlassen, da sie den Lehrer Herrmann Buchfelder zu Steinbach heirathet, einen Mann, den ihr Vater als tüchtigen Lehrer und braven Menschen sehr schätzt und dem Marie herzlich zugethan ist. Es ist das einer der wenigen Lehrer, die eine besondere Vorliebe zur Landwirthschaft haben und ihre freie Zeit mit Arbeiten im Garten, mit Unterricht der Kinder im Obstbau, der Bienenzucht u. s. w. zubringen.

Wir haben noch des dritten Dirndls zu erwähnen, und zwar der nun 18jährigen, blondhaarigen und blauäugigen Anna. Es ist das ein recht herziges Kind, heiter und unbefangen, voll Leben, ein rechter Rutschenpeter. Sie hat eine besondere Vorliebe zur Wirthschaft und unterstützt hierin ihre Mutter aufs Beste. Namentlich das Stalldepartement ist ihr Tummelplatz und sie hat ihre Freude mit dem lieben Vicherl, welches diese Neigung auch erwiedert und ihr freundlich zugethan ist. Sie kann gut füttern und melken, scheut sich auch nicht die Kühe zu putzen und ihnen auszumisten, kurz die Arbeiten einer Viehmagd zu verrichten. Aber trotzdem ist sie immer nett und rein; singen und jodeln kann sie, daß es hell eine Pracht ist, und die Kühe geben noch einmal so gerne die Milch her, wenn sie im Stalle hanthiert. Sie ist einem anständigen Scherz nicht abgeneigt, ist gerne geneckt und neckt hinwieder gern, kann aber, wo es noth thut, ernst und gesetzt erscheinen. Sie hat verschiedene Namen wie das flachsharrige Dirndl, die kleine Schwagerin u. s. w. Alle im Hause haben sie gerne, ob ihres guten Humors und unverdrossenen Fleißes.

Es bleibt uns noch übrig, über den Sohn Bergers, Norbert zu berichten. — Als wir zu Ende 1867 von der Familie Abschied nahmen, war derselbe 14 Jahre alt und es war bereits bestimmt, daß er in kurzer Zeit das Vaterhaus verlassen und sich weitere Kenntnisse an einer Ackerbauschule aneignen sollte. Berger hatte von seiner größeren Reise her noch die blühende Landwirthschaft Württembergs (des Schwabenlandes) in so gutem Angedenken, daß er beschloß, seinen einzigen Sohn dort in einer landwirthschaftlichen Lehranstalt unterzubringen und zwar in keiner Akademie, sondern in einer Ackerbauschule. Daß der Abschied vom Hause ein schwerer war, ist leicht begreiflich, besonders die Mutter bedauerte, daß ihr Norbert soweit vom Hause wegkomme, fügte sich aber den Gründen und der Einsicht ihres Mannes. Berger begleitete seinen Sohn selbst dahin; die Ackerbauschule war in der Nähe des Bodensees gelegen. Die ganze Einrichtung, der Lehrplan, die Behandlung der Zöglinge gefiel ihm recht gut und er kehrte ziemlich beruhigt nach Hause zurück. Norbert, der schon zu Hause eine rechte Lern- und Wißbegierde gezeigt hatte, machte recht gute Fortschritte und war auch sonst sehr brav,

so daß, als er nach Vollendung des 3jährigen Kurses nach Hause kam, er nicht allein einen Schatz von Kenntnissen, sondern auch ein unverdorbenes Gemüth mit heim brachte. Da war große Freude am Rosenhof. —

Doch es dauerte nicht lange, so erhielt Norbert von einem seiner liebsten Studiengenossen an der Ackerbauschule, Namens Bruno Bonstetten einen Brief, worin ihn dieser zu einem Besuche auf längere Zeit einlud. Bruno's Vater besaß im Kanton Bern größere Wirthschaften, auch Alpen mit Käsereien. — Berger, dem daran lag, daß Norbert die Wirthschaft unter verschiedenen Verhältnissen kennen lerne und praktische Erfahrungen sammle, willigte um so eher ein, als er überzeugt war, daß derselbe in diesem guten Hause wohl aufgehoben sei. — Aus dem Briefe Brunos ersah er daß dieser ein charaktervoller Jüngling sein müsse, dessen Umgang für seinen Sohn nur von Vortheil sein könne. Norbert blieb über zwei Jahre auf dem Gute Bonstettens, während welcher Zeit er jedoch auch einige Ausflüge in andere Gegenden der Schweiz machte und sein Wissen wie seine praktischen Erfahrungen sehr bereicherte.

Bonstettens Vater, ein großer Menschenfreund, hatte auf einem seiner Wirthschaftshöfe eine Armenschule eingerichtet wie deren zum Segen des Landes in der Schweiz mehrere bestehen. — Norbert, für alles Edle und Nützliche begeistert, nahm daran lebhaftes Interesse und versuchte sich eine Zeit lang, da gerade eine Lehrerstelle erledigt war, mit dem Unterricht in der Armenschule, für welche er, wie Bonnstetten schrieb, ungewöhnliche Begabung bewies.

Er würde noch länger daselbst geblieben sein, allein er hatte sein 20. Jahr erreicht und mußte heimreisen um seiner Militärpflicht Genüge zu leisten. Er war gut entwickelt, kräftig und gesund und so mußte er Soldat werden, ein Schicksal, das er voraussah und dem er sich willig fügte, so sehr dieß seine angenehmen Verhältnisse unterbrach und ihn aus seiner Laufbahn brachte. — Er wurde zur Artillerie assentirt und mit ihm zugleich zum selben Regiment sein Schulkamerad Leopold Thaler, der einzige Sohn des Nachbars am Kogl. Es war dieses für beider Aeltern ein Trost, besonders aber für die Koglerleute, daß ihr Sohn beim Militär einen so wackeren, gebildeten Kameraden habe. — Wer Ordnung

und Thätigkeit gewohnt ist, dem geht es nirgends schlecht, so war es auch mit den beiden Freyenthaler Rekruten, die sich auch beim Militär nicht so übel befanden, eifrig ihre Pflicht erfüllten und sich bald die Achtung ihrer Kameraden und die Zuneigung ihrer Vorgesetzten erwarben. Sie waren in Wien in Garnison und hatten in ein paar anständigen Häusern, Bekannten Bergers aus früherer Zeit Zutritt, was für junge Leute, die allein in einer großen Stadt sind, sehr vortheilhaft ist. Sie brachten auch so manchen Abend in angenehmer, gebildeter Gesellschaft daselbst zu, an Sonntagen machten sie dann und wann Ausflüge in die Umgebung, wo sie sich besonders von den heimeligen Gegenden des Wienerwaldes, Weidlingbach, Hainbach u. s. w. angezogen fühlten. Sie wendeten überhaupt ihre freie Zeit nützlich an, suchten sich zu unterrichten und auf anständige Art zu unterhalten. Oft schrieben sie nach Hause und der Kogler Pold konnte nicht genug rühmen, zu wie viel Dank er Norbert verpflichtet sei, weil er in ihm einen so guten, treuen Kameraden habe, dem er so vieles verdanke, was er jetzt wisse und könne. Auf die Osterfeiertäge aber kamen, die beiden stets auf Urlaub zur großen Freude ihrer Familien.

Nachdem wir unsere Bekanntschaft mit den handelnden Personen unserer Erzählung erneuert haben, müssen wir uns mit dem gegenwärtigen Stand der Wirthschaft bekannt machen und hier müssen wir schon um ein paar Jahre zurückgreifen und vor allem einem Gegenstande ein eigenes Kapitel widmen, nämlich der

Vergrößerung der Wirthschaft.

An die Eben- und Hochweide grenzte das Haus Bichl an. Es gehörte diese Wirthschaft einem älteren kinderlosen Ehepaar, deren einziger Sohn als Soldat im Jahre 1866 am Schlachtfeld bei Königgrätz seinen Tod gefunden hatte. Es war dieser Bichl Hanns ein recht braver Bursche, der sicher auch ein tüchtiger Bauer geworden wäre, wenn dieser unselige Krieg, in welchem Deutsche gegen ihre Stammesbrüder kämpfen mußten, ausgeblieben wäre. — Die Leute am Bichl, welche nun nur mit Dienstbothen wirthschaften mußten, mühten sich früh und spät ab, und trotzdem kamen

sie kaum durch, ohne das Haus verschulden zu müssen; denn es gab viele Arbeit, und was der Hof verdiente, zehrte das Gesinde wieder auf.

Eines Tages, es war im Jahre 1874 um Lichtmeß, kam der Bichlbauer zu Berger, um einen Rath zu fragen. Nachdem er ihm seine Noth mit den Leuten geklagt hatte, sagte er, daß es ihm wohl recht wäre, wenn er sein Haus verkaufen könnte; auch sei ein gewisser Stücklhuber zu Laufenberg immer an ihm wegen Verkauf. Derselbe habe ihm wohl einen hohen Preis geboten, wolle aber nur geringe Anzahlung leisten und ihm das übrige zahlen, wenn er Grundstücke und Holz verkauft habe. Auch wolle derselbe anstatt einer Ausnahme eine Abfindung zahlen, obwohl ihm und seiner Alten es lieber wäre, wenn sie ihre Lebenstage am Bichl beschließen könnten. Eben sei wieder der Stücklhuber zu ihm gekommen, und habe einen gewissen Zwiesler mitgebracht; diese hätten ihnen sehr zugeredet, den Kauf sogleich abzuschließen, da sie sonst etwas anderes wüßten; sein Weib habe ihm aber heimlich gesagt, das thust du nicht, fragst früher den Bürgermeister. Da habe er sich eine kurze Bedenkzeit ausgebethen und benütze diese um zu fragen, ob es doch mit dem Stücklhuber in Geldsachen richtig sei, und ob Berger ihm nicht lieber das Bichl selbst abkaufen wolle.

Berger kannte den Stücklhuber und den Zwiesler als sogenannte Anstauber, das heißt als Betrüger, die das Gesetz schlau umgehend, ungestraft bleiben. Es wäre offenbar der Wald abgeschlagen, die Grundstücke nach und nach verkauft, und das Haus mit Schulden belastet worden; und die Leute würden trotz des anscheinend guten Verkaufes ihrer Wirthschaft auf Nichts gekommen sein. Berger sagte dem Bichlbauer, er möge vorsichtig sein, und ohne Sicherheit sich in nichts einlassen; wenn schon er das Bichl kaufen wollte, könnte er doch den von Stücklhuber gebothenen Preis nicht geben, da es für den, der es bewirthschaften wolle, dermalen nicht so viel werth sei. — Der Bichlbauer sah das selbst ein, und bath Berger, er möchte doch mit ihm gehen, weil die Beiden, welche nicht wüßten, wohin er gegangen sei, zu Hause auf ihn warteten.

Als sie ins Bichl kamen und in die Stube traten, saßen die Austauber beim Mostkrug und mahlten eben der

Bäuerin aus, was das für ein Leben sein werde, wenn sie sich nicht mehr plagen dürften und von ihren Interessen leben könnten; er wisse ihnen schon ein kleines schönes Haus in Laufenberg, nahe der Kirche, das sie billig bekommen könnten; es wäre das ganz ein anderes Leben, als so als Ausnehmersleute am Bichl zu sitzen. Bring dirs Bichlbauer, sagte der Zwiefler schmunzelnd, ich sehe schon, ihr werdet Handeleins. — Das Gesicht desselben zog sich jedoch sehr in die Länge, als er Berger bemerkte, und der Bichlbauer sagte: Nichts für ungut, Stücklhuber, zu einem Kauf soll jeder Theil seinen Mann haben, mein Mann ist der Herr Bürgermeister.

Es brauchte nicht lange, daß dieser die Gauner wegen der Verkaufsbedingnisse in die Enge trieb, besonders gefiel ihnen nicht, daß der Kauf beim Notar des Gerichtsortes abgeschlossen werden und Berger dabei sein sollte. — No, vielleicht machen wir später einen Handel, sagte Stücklhuber im Fortgehen. — In einem hatten die beiden Anstauber die Wahrheit gesagt, nämlich daß sie ein anderes Haus im Handel hätten; sie gingen von da nach dem einige Stunden entfernten Buchendorf, wo sie eine Wirtschaft kauften, deren Besitzer aber außer der Anzahlung nichts mehr erhielt, und auch diesen Betrag noch für Gerichts- und Advokatenkosten fruchtlos aufopfern mußte.

Das Bichl, war ein gewöhnliches Bauernhaus, dessen Grundstücke wie im Gebirge meistens der Fall ist, um dasselbe herum lagen. Es waren im Ganzen 96 Joch, davon beiläufig 24 Joch Aecker, 24 Joch Wiesen, 18 Joch Wald, und 30 Joch Weiden. Das Haus liegt auf einer Anhöhe, die Aecker sind meistens leitig, theils sonn- theils schattseitig gelegen, darüber die Weiden und der Wald. Die Wiesen sind meistens Bergwiesen mit wenig, aber gutem Futter, dann ist der sogenannte Hausgarten mit ziemlich vielen Obstbäumen, endlich unter dem Hause liegend, eine großentheils versumpfte Wiese.

Die Weiden waren von ziemlich guter Beschaffenheit, doch theilweise mit Gestrüpp verwachsen. Im Walde gab es ein paar größere Flecken dichtes Jungholz, auch schlagbares Holz war vorhanden, wenn auch mitunter stark durchplentert. — Die Aecker waren sehr zum Graswuchs geneigt und

wurden zum Theil als Eggarten verwendet, zum Theil nach der Vierfelder-Wirthschaft betrieben. — Es wurden beim Hause beiläufig 20 Stück Rindvieh gehalten.

Da der Bichlbauer und sein Weib in Berger drangen, ihm die Wirthschaft abzukaufen, dieselbe zum Rosenhof paßte und nur wenig baares Geld nothwendig war, besprach er sich mit seiner Anna, ersuchte den Nachbar am Kogl und noch einen anderen zu Zeugen, und man war bald Handeleins. Berger erhielt Haus und Grundstücke nebst einigem Beilaß um 6000 Gulden, worauf er jedoch nur eine Anzahlung von 1000 fl. zu leisten hatte, die übrigen 5000 fl. blieben auf der Realität versichert liegen, und zwar gegen Abzahlung auf Währung, das heißt, der Käufer hatte den Rest nicht zu verzinsen, sondern alle Jahre 200 fl. auf Abrechnung an die Verkäufer zu bezahlen, der nach ihrem Tode verbleibende Kapitalsrest sei an die Erben auszuzahlen.

Außerdem werde noch eine Ausnahme auf Lebensdauer festgesetzt, die in der Benützung einer Stube u. dgl., dem nöthigen Brennholz, Milch und anderen Viktualien bestand, welche Ausnahme man für das Jahr auf etwa 150 fl. veranschlagen konnte.

Solche Käufe kamen früher öfters vor als jetzt; sie sind vortheilhaft für den Käufer, weil er kein so großes Kapital braucht, dieses ohne Zinsen nach und nach abzahlt; für den Verkäufer, weil er hierdurch eine Art sicherer Leibrente erhält, und nicht der Gefahr ausgesetzt ist, Kapitalien auf Nimmerwiedersehen auszuleihen oder sonst darum geprellt zu werden. — Gewöhnlich wird im Kaufsvertrage die Klausel beigesetzt, daß falls Währung und Ausnahme nicht zu dem bestimmten Termine und in gehöriger Weise berichtigt werden, das Kapital gekündet werden würde, für die Ausnahme aber eine bestimmte Summe als Ablösung zu zahlen sei.

Nun galt es vor allem einen Wirthschaftsplan zu machen; — in der Hauptsache war Berger damit bald im Reinen. Die Lage der meisten Grundstücke war nicht darnach, um eine sogenannte intensive Wirthschaft zu betreiben, wie am Rosenhof. Hier hätten die Arbeits-Auslagen den Ertrag aufgezehrt. — Er fand es am zweckmäßigsten nur auf Gewinnung von Futter zu sehen. — Die Aecker waren von Natur graswüchsig, daher es bei entsprechender Dün-

gung wohl anging, selbe als Wiesland zu benützen, und wenn sich das Gras nach mehreren Jahren austrug, in starke Düngung Hafer, dem etwas Futtersamen beigemengt wurde, zu bauen. Die Wiesen waren zum Theil verbesserungsfähig; dieses galt besonders von den versumpften.

Von den 24 Joch Aeckern wurden etwa 2 Joch ebene, näher dem Rosenhof zu gelegen, ausgeschieden, sowie weitere 2 Joch, die besonders hoch und steil gelegen, in den Wald einen Einschnitt machten; letztere wurden zur Aufforstung bestimmt. Blieben also beiläufig 20 Joch Felder, die zu Futter niedergelegt und wovon durchschnittlich alle Jahre der fünfte Theil umgerissen, mit Hafer bebaut und dann wieder als Wiesland benützt werden sollten. — In diese Aecker sollten weitläufig in Reihen Obstbäume und zwar Wirthschaftsobst gesetzt werden, ein oder mehrere Reihen immer von der gleichen Sorte; es kamen auf das Joch 40, also auf sämmtliche Felder 800. Ferner wurde eine Obstbaum-Allee von der Rosenhof Grenze bis zum Hause Bichl angelegt und eine kleine Pflanzung mit edlen Obstbäumen in der Nähe desselben gepflant, so daß beiläufig 1000 Obstbäume auszusetzen waren.

Die Gehäge waren im guten Zustande, sollten aber, soweit selbe aus todtem Holze bestanden, nach und nach durch lebende Zäune ersetzt werden. — Die Weiden waren zu putzen und wo das Gestrüpp dicht war, durch Branden zu reinigen.

Der Wald sollte nach und nach durchforstet, überständige und solche Bäume, welche den Nachwuchs unterdrückten, gefällt, Blößen ausgebessert und wie bereits erwähnt, 2 Joch Acker aufgeforstet werden. — Weide und Wald grenzten an die gleichartigen Grundstücke des Rosenhofes, was die Bewirthschaftung sehr erleichterte. — An Wald und Heckenpflanzen, sowie an Obstbaumsetzlingen war in den eigenen Baumschulen genügend Vorrath, was sehr gelegen kam und die Durchführung aller am Bichl zu machenden Pflanzungen im Verlaufe von 3 bis 4 Jahren ermöglichte.

Die Weide bot schon jetzt für 15 Stück Jungvieh gute Nahrung über Sommer, an Herbstweide mangelte es nicht und an Heu von den Wiesen und Feldern konnte, wenn das Haferstroh mit in Rechnung gezogen wurde, ohne wesentliche Verbesserungen 1000 Zentner erfechset werden, hinrei-

chend auf 25 Stück Jungvieh zur 8monatlichen Stallfütterung. — Berger rechnete nun, am Rosenhof außer den Abspän-Kälbern kein Jungvieh zu halten, hingegen sämmtliches Jungvieh, welches vorläufig auf 25 Stück ergänzt wurde, am Bichl einzustellen, dadurch konnten am Rosenhof um 6 Kühe und ein Pferd mehr gehalten werden.

Durch eine so einfache Bewirthschaftungsweise war der Arbeitsaufwand fürs Bichl ein geringerer und blieb doch einiger Reinertrag, der sich natürlich nach fortschreitender Verbesserung stetig heben mußte. — Diese Wirthschaft war, in der Weise betrieben, recht geeignet, die am Rosenhof zu ergänzen.

Manchmal werden Grundstücke oder ganze Wirthschaften zugekauft, um der Stammwirthschaft aufzuhelfen, dort wird aller Dünger verwendet, den zugekauften Grundstücken, besonders den Wiesen, wird nur genommen, nichts gegeben, der Wald ausgebeutet, jedes Bischen Streu weggebracht u. s. w. — Eine solche Hanthierung ist volkswirthschaftlich vom Nachtheil und lag Berger ferne.

Die am Bichl gewonnene Streu, der daselbst erzeugte Dünger sollte auch dort verwendet werden. — Auf seinen Reisen hatte Berger den Vortheil der freien Bewegung für das Jungvieh, auch im Stalle, so wie die Güte des in solchen sogenannten Trettställen gewonnenen Düngers ersehen, in welchem dieser unter dem Vieh längere Zeit liegen bleibt und Futterbarren und Raufen nach und nach erhöht werden. Solcher vom Harn vollgesogener, vom Wind, Regen und Sonne nicht ausgelaugter Mist ist von vorzüglicher Beschaffenheit und macht viel weniger Arbeit, als die allerdings sehr gute aber umständliche Düngerwirthschaft, wie solche am Rosenhof betrieben wurde.

Am Bichl wurden also Trettställe eingerichtet und bewährten sich selbe vorzüglich; auf der Weide aber wurden Unterstandshütten errichtet, in denen sich viel Dünger ansammelte. — Das Haus Bichl wurde als eine selbstständige Musterwirthschaft behandelt, wo mit dem geringsten Aufwand an Geld und Arbeit doch ein verhältnißmäßig guter Ertrag erzielt wurde.

Die Verbesserung der etwa 9 Joch großen versumpften Wiese wurde alsbald in Angriff genommen und an der

tiefsten Stelle der Mulde mit Ausheben eines Teiches begonnen, in welchen aus offenen und verdeckten Gräben das Wasser von allen Seiten ab- und zugeleitet werden sollte. Bei der Aushebung dieses Teiches, fand sich ein Lager prächtigen Torfes, welches eine Ausdehnung von etwa 400 □ Kl. und eine Mächtigkeit von 2 bis 4 Klafter hatte, also beiläufig 1200 Kub. Klafter enthielt. — Auch an schwarzer Moorerde war kein Mangel. — Es war dieses ein wahrer Schatz. Der Torf lieferte, getrocknet gutes Brennmateriale, als Rückstand viel Asche, während die Abfälle als Streumateriale, die Moorerde in Verbindung mit dem Mergel vom Rosenhof zu Kompost, vortrefflich taugte. — Das kam den beiden Wirthschaften zu Gute.

Mit der Torfgewinnung wurde vom Abhang angefangen und so der tiefe Teich allmählig nach oben erweitert. Durch die Zuflüsse von allen Seiten kam ein ganz nettes Bächlein zusammen, dessen Ufer, sowie der Rand des Teiches mit Korbweiden bepflanzt wurde. — Die Wiese wurde trocken gelegt und Kompost und Torfasche zauberten bald einen anderen, besseren Pflanzenwuchs hervor. Ein Theil der Wiese, nahezu 1 Joch groß und ziemlich eben, wurde aber nicht entwässert, denn es wuchs daselbst Röhricht und andere saure Gräser; wo es etwas trockener war, aber Pfeiffengras in großer Ueppigkeit. Früher hatte man diese Pflanzen verfüttert; Berger aber wußte deren Werth in anderer Weise zu schätzen, nämlich als Streu. Er erinnerte sich, daß solche Streumähder in den Alpenländern höher im Preise stehen als selbst gute Wiesen.

Der Streubedarf am Bichl, war durch dieses Streumateriale, durch den Mähstreu von den Weiden, die Torfabfälle, wozu noch das Graß von den gefällten Fichten kam, reichlich gedeckt; während man früher, wo alles Stroh und saures Heu verfüttert wurde, oft ziemlichen Streumangel hatte.

Die auch bei trockenem Wetter fließenden Quellen, der viel Wasser haltende Teich und das starke Gefälle, welches das aus demselben abfließende Bächlein hatte, machten in Berger den Gedanken rege, diese Wasserkraft zu benützen, bevor sie in den Thalbach abfloß. Bei dem Umstand, als jetzt der eigene Waldbesitz ein größerer war, mehr Holz zur Ab-

stockung, kam dasselbe als Schnittwaare viel besser als in anderer Weise verwendet werden konnte und es zur nächsten Brettsäge $1\frac{1}{2}$ Stunden zu fahren war, lag der Gedanke, das Wasser zum Betriebe eines Sägewerkes zu benützen, nahe. Es wurde eine zweckmäßige Brettsäge gebaut und zugleich eine Cirkularsäge angebracht, daneben aber ein nettes Arbeiterhaus, zu welchem 1 Joch des ebenen Ackers gewidmet wurde. Die Wasserkraft reichte hin, dieses Werk den größten Theil des Jahres in Betrieb zu erhalten und das abfließende Wasser verstärkte den Mühlbach der Hausmühle bedeutend. Es wurden auf der Säge nicht nur Laden, sondern auch andere Schnittwaren, Thür- und Fensterstöcke, Schindel u. dgl. erzeugt und hatte die Säge immer Arbeit, weil auch viel Holz zum Schneiden gegen Lohn gebracht wurde. Auch die Wirthschaft gewann, denn die Sägespäne lieferten einen reichlichen Beitrag zur Streu, daher auch zur Düngervermehrung.

An Bewerbern um die Arbeiterstelle bei der Säge fehlte es nicht, die hübsche, freundliche Wohnung, so wie der zur Benützung überlassene Grund reizte besonders dazu und es fand sich als insbesondere geeignet, ein recht braver geschickter Zimmermann, der verheirathet war.

Lohn der Arbeit.

Durch die Aenderungen im Viehstande am Rosenhof waren nunmehr daselbst 14 Kühe vorhanden, welche durchschnittlich jede jährlich 1500 Maß Milch gaben. Die zum Hausbedarf nicht benöthigte Milch, konnte nicht alle im frischen Zustande verwendet werden, es sollte also durch deren Weiterverarbeitung der möglichste Nutzen erreicht worden. Dieses war am ersten durch Erzeugung von feineren Fettkäsen zu erzielen, aber dazu war das nöthige Milchquantum doch wieder zu gering. Auf Bergers Zureden in einer zu solchem Zweck eigens einberufenen Versammlnng der Wirthschaftsbesitzer, vereinigten sich mehrere derselben mit ihm zu einer am Rosenhof im Genossenschaftswege zu errichtenden Käserei und die Sache fand solchen Anklang, daß auf eine tägliche Milchmenge von 140 Maß zum Verkäsen gerechnet werden konnte, was einer Ausbeute von beiläufig

35 Wr. Pfund Fettkäse entsprach, der zum Preise von 40 kr. guten Absatz fand. Hierbei verwerthete sich die Maß Milch mit 10 kr., nach Abzug der Kosten aber und in Berücksichtigung der verbleibenden Molke konnte man rein 9 kr. annehmen, während bei der bisher üblichen Butter- und Schmalzbereitung mit Zurechnung der Abfälle, die Maß Milch nur 7 kr. einbrachte. Es hatte also die Genossenschaft einen täglichen Mehrnutzen von 2 fl. 80 kr., oder für das Jahr von 876 fl. erzielt. Die von den Genossenschaftsmitgliedern abgelieferte Milch wurde mit Schluß jeder Woche zum Preise von 7 kr. die Maß bezahlt, oder gutgeschrieben und der sich ergebende Gewinn mit Jahresschluß an die Genossenschaftsmitglieder vertheilt.

Berger hatte um die Sache in Gang zu bringen, einen Vorschuß von 1000 fl. in das Geschäft gegeben, welcher mit 5 Prozent verzinst wurde. Es stand übrigens den Mitgliedern frei, Molke zurückzunehmen, die ihnen um einen gewissen Betrag berechnet wurde. — Es fand diese bequeme und gute Verwerthung der Milch bald Anerkennung und die täglich zum Verkäsen kommende Milchmenge erreichte bald 200 Maß, während die Nachfrage nach dem stets in gleicher Güte erzeugten Käse eine steigende war.

Der Ertrag der Wirthschaft zu Ende 1876 gegenüber dem vom Jahre 1867, ergibt eine bedeutendere Steigerung; was bei dem intensiven und vorzüglichen Betrieb derselben, wohl nicht zu verwundern ist. Grund und Boden ist ja dankbar und lohnt die verwendete Arbeit und die mit Umsicht gemachten Kosten, nur muß man warten können, und zu warten verstehen. Die direkten Einnahmen aus dem Ackerbau haben sich wenig gesteigert, einmahl weil keine größere Fläche demselben gewidmet, und dann, weil die meisten Produkte im Hause verzehrt, oder an das Vieh verfüttert wurden. Der Verkauf von Feldprodukten, wozu noch die Grassämereien gerechnet, betrug nicht mehr als 300 fl.

Anders stand es mit dem Erlöse aus der Viehhaltung und der Viehzucht. — Zur Käserei-Genossenschaft wurden täglich im Durchschnitt 40 Maß Milch abgegeben à 7 kr., also um 2 fl. 80 kr. pr. Tag oder 1022 fl. für das Jahr, hierzu der Gewinn bei der Käserei gerechnet à 2 kr., macht 292 fl.. also zusammen 1314 fl.

An Vieh wurde jährlich verkauft: 2 schwere Ochsen, um 400 fl., 2 Kühe à 140 fl. und 4 trächtige Kalbinen à 120 fl., dann 4 Kälber à 25 fl., macht zusammen 1260 fl. Die Rente aus dem Viehverkaufe ist aber im Steigen begriffen, weil das stets gut genährte und sonst richtig behandelte Vieh vom Rosenhof eines besonders guten Rufes genießt und auch zu Zeiten, wo der Viehpreis im Allgemeinen ein minderer ist, immer gut bezahlt wird.

Wesentlich gestiegen ist der Ertrag aus dem Obstbau. Außer den noch vorhandenen älteren Bäumen kamen auch die von Berger gesetzten, nun 20 bis 25 Jahre alten Bäume zu um so besseren und sichereren Ertrag, als die Pflege eine musterhafte ist und dieselben öfters und zweckmäßig gedüngt werden. Auch die aus dem Obste, welches nicht frisch verwerthet wird, erzielten Produkte tragen verhältnißmäßig mehr Geld, weil selbe von vorzüglicher Beschaffenheit, daher lange haltbar sind. — So hatte schon früherer Zeit der Obstmost (Cider) vom Thalhof einen guten Ruf, der aber jetzt noch mehr zunahm, weil bei der sorgfältigen Auswahl des Obstes, sowie der entsprechenden Kelterung und Kellerbehandlung vorzüglich haltbare Obstweine erzielt werden, die stets gesucht und gut bezahlt werden. Solcher Obstwein ist jedenfalls weit besser und gesünder als die künstlichen und gepantschten ungarischen oder sogenannten Judenweine. Der Ertrag an Obst ist natürlich ein sehr verschiedener, aber gleicht sich doch mehr aus, weil eben bei vorhandenem Ueberfluß daraus Dörrobst, Cider u. a. bereitet wird, welche Artikel zu Zeiten des Mangels um so höher im Preise stehen.

Gute Obstjahre sind hier öfters als anderswo, was mannichfaltigen Ursachen zuzuschreiben ist, wie:

1. Werden die Setzlinge in den eigenen Baumschulen erzogen, mit den richtigen Sorten veredelt, die ausgesetzten Bäume gut gedüngt und sonst gepflegt.

2. Sind die umliegenden Höhen mit Wald bestockt, besonders die gegen Nord und Ost gelegenen, daher die rauhen Winde mehr abgehalten werden.

3. Tragen die vielen Bienen, welche an beiden Höfen gehalten werden, viel zur Befruchtung der Obstbaumblüthen bei.

4. Gibt es verhältnißmäßig weniger Feinde der Obstbäume, weil einestheils ordentlich abgeraupt wird, anders-

theils wegen des in der Gemeinde und weiter durchgeführten Schutzes und die Hegung der nützlichen Vögel und anderer Thiere, die sich sehr vermehrt haben, und dem schädlichen Ungeziefer aller Art, emsig nachstellen.

5. Sind die Obstbaumpflanzungen in verschiedenen Lagen vertheilt, sonn- und schattseitig, im Thale und auf den Höhen, so daß selbst in allgemeinen Fehljahren eine und die andere Sorte in einer oder anderen Lage reichliche Ernte, und sohin bei in solchen Jahren höheren Obstpreisen, mehr Gewinn abwirft.

Als Beispiel möge dienen, daß im Jahre 1876 von einer auf der Höhe vor 20 Jahren gemachten Anlage von 50 Goldparmänen, für den Baum durchschnittlich 6 fl., also zusammen 300 fl. eingenommen wurden. 1875 gab eine Reihe Mirabellen, 10 Centner getrocknete Prünellen, welche à 24 fl. verkauft wurden u. s. w. Der Ertrag an Obst in den letzten 5 Jahren betrug im Durchschnitt 900 fl., ist aber im Steigen, weil eben jetzt erst die meisten Bäume in vollen Ertrag kommen, die Pflanzungen am Bichl aber noch zu jung sind.

Die Baumschule liefert schon längere Jahre 2000 Obstbäume im Durchschnittspreise von 25 kr., was einen Ertrag von 500 fl. für das Jahr ausmacht; da aber immer mehr Nachfrage als Vorrath ist, werden die Baumschulen noch vergrößert werden. Es stellten sich also die Durchschnitts-Erträge wie folgt:

a)	für Feldprodukte und Sämereien	300 fl.
b)	aus der Milchwirthschaft	1314 fl.
c)	aus der Viehzucht	1260 fl.
d)	vom Obstbau	900 fl.
e)	für Obstbäume als Ertrag der Baumschule .	500 fl.
	zusammen	4274 fl.

was eine Verdopplung der zu Ende 1867 nachgewiesenen Erträge gleichkommt, wobei jedoch nicht übersehen werden darf, daß das Haus Bichl seither zugekauft wurde und der Ertrag desselben dermalen (ohne Wald) mit 600 fl. angenommen, für den Rosenhof 3674 fl. verbleiben. — Hierzu kommt nun noch der Wald. — Der Wald wurde stets gepflegt und geschont, und es ist staunenswerth, wie in dem Zeitraume von nahezu 30 Jahren derselbe herangewachsen

ist. Zu den 34 Joch Wald vom Rosenhof kamen nun noch deren 20 vom Hause Bichl hinzu, worunter etwa 9 Joch ganz oder theilweise schlagbare Hölzer, 6 Joch schönes Jungholz und 5 Joch ruinirte Bestände oder Blößen waren, die im Kulturstand gesetzt werden mußten. Da dem Rosenhofer Wald die ganze Zeit hindurch nicht mehr entnommen wurde, als was den halben Zuwachs betrug, so hatte sich die ohnehin bedeutende Holzmasse noch hübsch vermehrt. Dabei kommt noch in Anschlag zu bringen, daß werthvollere Hölzer, wie z. B. eine große Zahl sehr schöner Lärchen, dann starke Tannen vorhanden waren, die bei der leichten Bringlichkeit und bei dem Umstande, als im Jahre 1877 eine Bahnstrecke eröffnet wird, welche in kaum einer Meile Entfernung vorüberfährt, derlei Hölzer besonders gut verwerthet werden können, wozu noch das eigene Sägewerk beiträgt. — Da das Abfallholz theils bei Haus verwendet, theils anderwärts verwerthet werden kann, wurde die Köhlerei ganz aufgelassen. Es war zu berechnen, daß der Wald beider Wirthschaften zusammen einen nachhaltigen jährlichen Ertrag von 1000 fl. geben könne; im Durchschnitt angenommen, weil in Wirklichkeit je nach Bedarf und Preis mehr oder weniger Holz zum Abtrieb kam.

Wenn man annimmt, daß die Auslagen für Steuern und andere Umlagen, sowie für Löhne gestiegen sind, auch einige Maschinen angekauft wurden, so bezifferten sich die Ausgaben, die für den Haushalt inbegriffen, auf etwa 2000 fl. für den Rosenhof; und die Währung und Ausnahme mit in Anschlag gebracht, fürs Bichl auf 750 fl., sohin zusammen auf 2750 fl. Dieses von den Einnahmen beider Wirthschaften, sammt denen aus dem Wald mit 5275 fl. in Abrechnung gebracht, verbleibt als jährlicher Ueberschuß 2575 fl. ungerechnet das Erträgniß für Säge und Mühle wie für verschiedene Nebenprodukte, welch letztere als für Bienenzucht, Fischerei, Gemüse, Beerenobst u. dgl. den Kindern zugewiesen sind.

Wenn man die Summe von Arbeit und Thätigkeit betrachtet, welche auf diese Wirthschaft verwendet wurde und daß es doch ein ansehnlicher Besitz von 220 Joch ist, kann dieser eigentliche Reinertrag kein hoher genannt werden und steht weit zurück gegen den Ertrag ähnlicher Wirthschaften anderwärts; da sind eben Verhältnisse schuld, deren Beseiti-

gung nicht in der Macht des Einzelnen, oder einer Gemeinde liegt. — Doch ist vorauszusehen, daß der Ertrag bei gleich andauernder guter Bewirthschaftung noch eine längere Reihe von Jahren hindurch ein stetig steigender sein werde, womit natürlich auch der Werth dieser Realitäten, welcher sich gegenwärtig bei billiger Schätzung schon auf mindestens 60000 fl. stellt, im selben Verhältnisse zunehmen wird.

Die Armenschulen.

Neuerer Zeit wird auch bei uns und das ist ein erfreuliches Zeichen, dem Unterrichte besondere Aufmerksamkeit zugewendet, viele neue Schulen werden errichtet, Hochschulen, Mittelschulen und Volksschulen werden fortwährend vermehrt und vervollständigt, während auch der landwirthschaftliche Unterricht durch Errichtung einer Hochschule für Bodenkultur, mehrerer Mittelschulen, so wie auch vorzugsweise von den Landesvertretungen durch Gründungen von verschieden organisirten Ackerbauschulen, endlich durch Versuche mit dem Fortbildungs-Unterricht seine Bedachtnahme findet. In der That ist viel geschehen in dieser Hinsicht und doch fehlt noch ein wichtiges Glied in dieser Kette, ein Grundstein des Baues, und das sind die Armenschulen und Rettungs-Anstalten.

Die Ausführung der Volksschulgesetze, in denen der wahrhaft menschenfreundliche Grundsatz ausgesprochen ist, daß jedem Kinde die Theilnahme am öffentlichen Unterrichte gesichert sein müsse und welche für jedes Kind fleißigen Schulbesuch bis zur bestimmten Altersgrenze fordern, ist eine nichts weniger als vollständige und kann es auch nicht sein, wie in so manchen Fällen die Verhältnisse sich gestalten. — Wir brauchen nicht weit zu gehen, so begegnen uns allenthalben in Nieder- und Oberösterreich Vagabunden, deren Zahl einer mäßigen Schätzung nach, in diesen beiden Ländern 20000 betragen soll, und zwar ganzen Familien solcher Vagabunden, mögen es nun steuerfreie oder steuerzahlende sein, die sich ihren Unterhalt wohl zum geringsten Theile mit Handel, zum weitaus größeren durch Betteln und gelegentlich auch durch Stehlen verdienen. Wir sehen diese Leute, welche eine wahre Landplage bilden, mit ihren Kindern herumziehen, mit Kindern im schulpflichtigen Alter, die weder eines Unterrichtes noch sonst einer

Erziehung genießen, und das unstäte Leben ihrer Aeltern fortsetzen, nichts arbeiten, die Landbevölkerung aussaugen, und eine nie versiegende Quelle zur Bevölkerung der Strafhäuser sind. — Andererseits gibt es wieder fremde Arbeiter, wie Ziegelschläger, Teichgräber u. s. w., welche ihre Kinder bei sich haben, die aber nur Schulen zeitweilig oder auch gar nicht besuchen.

Unsere einheimischen Arbeiter sind oft mit vielen Kindern gesegnet, für welche diese nicht Brod genug haben, und daher trachten müssen, selbe bald anderwärts unterzubringen. Dazu kommen die sogenannten ledigen Kinder und arme Waisen. — Alle solchen einheimischen Kinder sucht man möglichst bald, wohl oder übel, wo unterzubringen, und wir sehen selbe schon im zarten Alter zu mancherlei Verrichtungen, als Kindsdirnen, zum Viehhüten u. s. w., verwendet.

Solche Kinder stehen aber noch im schulpflichtigen Alter, und das Gesetz verlangt, daß alle Kinder bis zum vollendeten 14. Lebensjahre die Schule besuchen müssen. Bei diesem Umstande will aber solche Kinder selten jemand behalten, besonders im Gebirge, wo die Entfernung von den Schulen oft eine sehr weite ist, und mit Hin- und Rückweg der ganze Tag verbraucht wird. — Sie besuchen die Schule meist sehr nachlässig, in späteren Jahren gar nicht, denn die strenge Durchführung des Gesetzes scheitert an der Unmöglichkeit, sowie an der Vermögenslosigkeit auch der Gemeinden, welche die Mittel nicht besitzen, solche Kinder anders zu versorgen. — Und was wird aus solchen Kindern? Die Fälle, daß sie im Hause eine wahrhaft sittlich-religiöse Erziehung erhalten und zu braven Arbeitern herangebildet werden, gehören leider zu den Ausnahmen, in der Regel verwahrlosen sie auf bedauerliche Weise.

Der Mangel an verwendbaren, braven landwirthschaftlichen Arbeitern ist ein sehr bedeutender, und noch im Zunehmen begriffener, während zahlreiche Vagabundenkinder zur Landplage und zu Verbrechern heranwachsen, und so viele einheimische arme Kinder an Körper und Seele verwahrlosen, oder doch nur mittelmäßige, eigenwillige und unzufriedene Arbeiter werden.

Jeden Menschen und Vaterlandsfreund müssen diese Zustände mit tiefer Betrübniß erfüllen, und Pflicht aller

Staatsbürger, die es redlich meinen, die von echtem Patriotismus beseelt sind, welcher sich nicht nur in Worten sondern in Thaten äußert, mögen sie was immer für einer Parteistellung angehören, ist es, dahin zu wirken, daß solchem Krebsschaden, der am Lebensmarke des Staates zehrt, baldigst abgeholfen werde.

Und das Hauptmittel, es ist die Errichtung und zeit- und zweckgemäße Durchführung möglichst vieler Armenschulen und Rettungs-Anstalten in allen Theilen des Reiches. — Entschuldige man sich ja nicht damit, wir haben die Mittel nicht dazu. — Wir haben Geld für so manches, was entbehrlicher ist, und das Geld und die Mühe und Arbeit, welche verwendet wird, um aus armen und verwahrlosten Kindern brave Menschen und gute Arbeiter zu machen, wird sich bald abzahlen, und darauf wird der Segen von Oben ruhen.

Von der Schweiz ausgehend, haben sich auch solche wohlthätige Anstalten fast überall hin verbreitet, und nach den verschiedenen Verhältnissen modifizirt; in Frankreich, England, Belgien und auch in den deutschen Ländern sehen wir solche größere oder kleinere Anstalten in bedeutender Anzahl aufs wohlthätigste wirken schon seit längerer Zeit, während bei uns in dieser Hinsicht nur weniges, und das unvollkommen zu finden ist.

Es wird dem Zweck dieser Schrift sicher entsprechen, wenn wir aus uns vorliegenden verläßlichen Berichten einiges über das Wesen und die Wirksamkeit der schweizerischen Armenschulen entnehmen, unsere freundlichen Leser damit vertraut zu machen.

Zweck dieser Schulen ist die Erziehung armer, so wie sittlich verwahrlosten Kinder. Ihr Ziel geht dahin, durch echt religiöse Erziehung die Keime des Guten in die Herzen der Kinder zu legen und neben dem Unterricht schon von früher Jugend an, durch Arbeit den Körper und Geist der Kinder zu entwickeln, zu kräftigen, und so für ihren künftigen Beruf vorzubereiten. Unterricht und Arbeit bilden die Grundpfeiler der Erziehung. Der Arme kann bei sittlich religiöser Grundlage nur durch Abhärtung des Körpers die Kraft gewinnen, die Beschwerden und Widerwärtigkeiten des Lebens siegreich zu bestehen. Die erste und vorzüglichste Aufgabe der Armen-

Erziehung muß deßhalb die Kräftigung des Körpers und Ausbildung körperlicher Gewandtheit sein. Man erleichtere den Armenkindern schon von Jugend an die Einübung aller Arten von Fertigkeiten; man bringe sie dahin, daß das Gefühl ihrer Kraft ihnen zur Freude werde und in ihnen selbst ein freies, lebendiges Streben errege, diese in ihrem ganzen Umfange immer mehr zu stärken und zu beleben.

Die Erziehung entspreche in allen Stücken ihren künftigen Verhältnissen. Ihre Wohnung, ihre Kleidung, ihr Essen, ihr Lager u. s. w. muß mit ihrer Armuth und mit den Beschwerden ihrer Lage in voller Uebereinstimmung stehen. — Es darf kein so schneidender Gegensatz wie zwischen den Prachtgebäuden der großen städtischen Waisenhäuser und der Dürftigkeit ihrer Bewohner geduldet werden. Sie müssen von Jugend auf gewöhnt werden, die ganze Last des Tages tragen zu lernen; es darf bei ihnen kein Gefühl einer leidenden und gekränkten Ueberwindung in der Ausübung anstrengender Arbeit oder im Auferlegen von Entbehrungen aufkommen. Ein mühevolles und thätiges Leben muß vielmehr zur unbedingten Gewohnheit, gleichsam zur andern Natur bei ihnen werden. —

Als Erziehungsmittel dienen somit:

1. Weckung und Belebung echt religiösen Sinnes.
2. Unterricht auf der Höhe einer guten Volksschule.
3. Strenge Ordnung und christliche Zucht in Liebe geübt.
4. Ländliche Einfachheit in Nahrung, Kleidung und der ganzen Lebensweise.
5. Arbeit im Hause und auf dem Felde.

Eine wichtige Frage war, wie weit soll die praktische Beschäftigung der Kinder ausgedehnt werden? Soll dieselbe sich neben dem Unterrichte auf kurze Zeit beschränken, oder eine weitere Ausdehnung erhalten? Die Erfahrungen der schweizerischen Armenerziehung gehen übereinstimmend dahin, daß von der gut geleiteten praktischen Arbeit nur dann ein wesentlicher Erfolg zu erwarten sei, wenn diese namentlich während des Sommerhalbjahres die Hauptbeschäftigung der Kinder bilde und in dieser Jahreszeit nur die regnerischen Tage zum eigentlichen Schulunterrichte benützt werden. Im

Winterhalbjahre dagegen ist dem Schulunterricht neben den häuslichen Beschäftigungen die ganze Zeit zu widmen.

Fragen wir, welche Arbeit eignet sich am besten für die Erziehung der Armenkinder, so finden wir die Antwort darin, daß die schweizerischen Armenschulen hinsichtlich der Beschäftigung in solche, welche neben den häuslichen Arbeiten fast ausschließlich Feld- und Gartenbau treiben, in solche, wo industrielle Thätigkeit vorherrscht, und in solche, wo beide Arten von Beschäftigung gleichmäßig geübt werden, sich unterscheiden.

In der bei weitem überwiegenden Zahl der Armenschulen bildet der Landbau neben den gewöhnlichen häuslichen Arbeiten die Hauptbeschäftigung der Kinder. Armenschulen mit ausschließlich industrieller Beschäftigung, deren geringe Zahl ohnehin nur auf durchaus industrielle Gegenden der Schweiz beschränkt war, gibt es zur Zeit nicht mehr. An die Stelle dieser Beschäftigungen tritt immer mehr die ländliche Arbeit und durch diese Veränderung ist das freudige Aufblühen auch jener Anstalten hervorgerufen.

Die Besorgniß, daß durch die Einrichtung von rein landwirthschaftlichen Armenschulen den Kindern bei der Verschiedenheit ihrer körperlichen und geistigen Befähigung, es schwer, wenn nicht unmöglich gemacht werde, sich einem anderen Berufe mit Erfolg zuzuwenden, weil ihnen nicht schon in der Jugend die entsprechende Vorbildung gegeben wurde, diese Besorgniß, ist durch die That widerlegt worden. Die Erfahrung hat im Gegentheile gelehrt, daß die bei den landwirthschaftlichen Arbeiten gewonnene Kraft und Handfertigkeit als eine vortreffliche Vorübung für das Handwerk dient. Dazu kommt noch, daß den meisten Handwerkern, namentlich auf dem Lande, die ordnungsmäßige Bestellung des eigenen oder gepachteten Stück Landes, womit sie die landwirthschaftliche Armenschule vertraut machte, eine wesentliche Stütze für ihren Unterhalt darbietet.

Bereits im Jahre 1862 bestanden in der Schweiz 55 ländliche Armenschulen mit ungefähr 1500 Kindern. — Als Pflanz- und Musterschule derselben ist die im Jahre 1810 zu Hofwyl gegründete Armenschule zu betrachten. Diese Schulen haben sich durch ihre Erfolge eine solche Anerkennung

verschafft, daß kaum ein Jahr vergeht, wo nicht mehrere solcher Anstalten still und geräuschlos in's Leben treten.

Die meisten Anstalten sind ausschließlich für die Aufnahme von Knaben bestimmt, in einigen werden Knaben und Mädchen aufgenommen, jedoch letztere immer in geringerer Zahl. Einige solcher Anstalten nehmen nur Mädchen auf. — Staats-Armen-Erziehungsanstalten gibt es nur wenige; eben so ist die Zahl der von Privaten gestifteten klein. In der bei weitem überwiegenden Mehrzahl sind die Schöpfungen von wohlthätigen Kantonal-Gesellschaften und Gemeinden. Hiernach sind auch die Anstalten entweder für die Aufnahme von Kindern aus der ganzen Schweiz oder nur aus einem Kanton oder blos aus einer Gemeinde bestimmt.

Rücksichtlich der Aufbringung der Unterhaltungskosten dieser Institute bestehen, abgesehen von den Staats- und Gemeindebeiträgen, die Hilfsquellen:

1. Aus den Erträgnissen des ursprünglichen Stiftungsfondes und späterer Vermächtnisse, so wie aus den Erträgnissen des erworbenen und selbstbewirthschafteten Bodens.
2. Aus den Kostgeldern der Kinder, welche von den betreffenden Gemeinden oder auch von Privaten getragen werden.
3. Aus dem Erlöse der von den Kindern gefertigten industriellen Arbeiten.
4. Aus den freiwilligen Beiträgen von Privaten und wohlthätigen Gesellschaften.

Sämmtliche Anstalten stehen in pädagogischer Beziehung unter der Schulinspektion des Staates. Die sonstige Oberaufsicht und Leitung geschieht bei Staatsanstalten durch die Regierung, bei den von Gemeinden gegründeten durch den Gemeinderath, bei den von wohlthätigen Gesellschaften gestifteten durch ein Comité.

Es bestehen getrennte solche Erziehungs-Anstalten als Armenschulen und andere als Rettungs-Anstalten. Zweck der Rettungsanstalten ist die Besserung sittlich entarteter Kinder. Die Armenerziehungs-Anstalten haben die Erziehung armer verlassener Kinder als Ziel.

In diesen Erziehungsanstalten soll den Kindern das Familienleben so viel als möglich geboten werden. An

der Spitze der Anstalt steht ein Aelternpaar, welches entweder allein, oder mit Unterstützung eines Hilfslehrers die ganze Erziehung der Kinder zu übernehmen hat. — Damit jedem einzelnen Kinde die entsprechende Behandlung zu Theil werden könne, ist die Zahl der aufzunehmenden Zöglinge beschränkt, wechselt von 20 bis 36. Die Vereinigung von 20 bis 25 Kindern in einer Anstalt gilt als am zweckmäßigsten. — In anderen, größeren solchen Anstalten sind die Kinder in kleinere Familien eingetheilt und folgendermassen organisirt:

Eine kleine Kolonie mehrerer Kinderkreise von 12 Knaben, mit je einem Lehrer an der Spitze, sie väterlich lehrend, leitend und erziehend und alle Alle Arbeit, Ruhe und Mühe mit einander theilend. — Diese Familie, geschieden in Wohnung, Arbeit und familiärem Leben, vereinigt im Morgen- und Abendgebet und in der Schule, sind hier wieder verbunden in ein Ganzes durch den Vorsteher, der in Feld und Haus, Erziehung, Unterricht und in der gesammten Oekonomie die Oberleitung führt, damit bei allen Verschiedenheiten des Einzelnen und seiner durchaus freien Entwicklung, doch wieder eine Seele durch das Ganze gehe und ein Geist das Einzelne zu einem größeren Organismus, zu einem zusammenwirkenden Ganzen verbinde.

Ein genauer Kenner dieser Armenschulen, schreibt über eine derselben:

Mit wahrer Freude erinnere ich mich der Tage, welche ich in Bächteln verlebte, um den Geist und das innere Leben der Anstalt kennen zu lernen. Meinen Gesammteindruck kann ich nicht besser schildern, als wenn ich sage, daß über die ganze Anstalt ein Hauch des Friedens, des Ernstes, der Würde und des gesunden Gedeihens schwebt. Es ist in der That eine Lust, unter den geistig und körperlich frischen Kindern zu sein, die mit Frohsinn an die ländlichen Beschäftigungen gehen und tüchtige Gewandheit in einzelnen Arbeiten zeigen. Der vortreffliche Zustand des wirthschaftlichen Betriebes, welcher ohne fremde Hilfe durch die jugendliche Schaar geführt wird, gibt ein lautes Zeugniß von der Tüchtigkeit der Arbeitsleistung. Noch mehr aber überraschten mich die Schulkenntnisse der Kinder, die mit denen der besten unserer Elementarschulen konkurriren können.

Es verdient dieß um so mehr Beachtung, als die in

Bächteln aufgenommenen Kinder fast ohne alle Schulbildung und sittlich sehr vernachlässigt eintreten.

Bei jeder Armenschule sind als Hauseltern der Lehrer mit seiner Frau angestellt. Bei einer Kinderzahl von 15 und darüber, wird ein Hilfslehrer beigegeben. Das übrige Personal besteht in der Regel aus einem Knechte und einer Magd. Bei der Auswahl des Dinstpersonales wird große Sorgfalt verwendet und besonders auf Sittlichkeit desselben gesehen. Sehr häufig treten frühere Zöglinge der Anstalt als Knechte ein. Gemeine, sittlich rohe Arbeiter und Taglöhner werden ferngehalten, die Zöglinge vor jedem Reiz des bösen Beispieles zu sichern.

Die aufzunehmenden Kinder müssen körperlich gesund und geistig bildungsfähig sein, der Eintritt ins schulpflichtige Alter, also das sechste Jahr ist mindestens erforderlich zur Aufnahme, welche höchstens bis zum vollendeten zwölften erfolgt. Das Alter zwischen 6 und 8 Jahren ist am meisten erwünscht. Der gleichzeitige Eintritt vieler Zöglinge wird vermieden.

Das jährliche Kostgeld, welches von Gemeinden oder von Privaten bezahlt wird, beläuft sich auf 30 bis 70 Frank (12 bis 30 Gulden) und wird nach Umständen ganz erlassen.

Für die Mehrzahl der landwirthschaftlichen Armenschulen und Rettungsanstalten sind in der Schweiz Bauerngüter von größerem oder geringeren Umfange angekauft worden. Dieselben müssen eine gesunde freie Lage haben, sollen nicht inmitten eines Dorfes, sondern allein, aber doch nicht über eine halbe Stunde vom Kirchdorfe entfernt sein. — Die in den Gebäuden vorfindlichen Wohnräume werden, wenn sie den einfachen Anforderungen nicht genügen, vergrößert. Die Ausdehnung und Bewirthschaftung richtet sich nach den örtlichen Verhältnissen und nach den in der Anstalt selbst vorhandenen Arbeitskräften. Auf ein Kind kommen $1\frac{1}{2}$ bis 2 Juchart (1 bis $1\frac{1}{4}$ Joch). Ist die Wirthschaft größer als erforderlich, so wird ein Theil zu Wiesen und Weiden niedergelegt oder nach Umständen verpachtet.

Außer allen landwirthschaftlichen Arbeiten lernen die Zöglinge Stroh- und Korbflechten, Verfertigung von Geräthen u. dgl. — Die Kinder besorgen die verschiedensten häuslichen Arbeiten, als Bettmachen, Kleiderreinigen, Ofenheizen,

Holzhaken, Zurichten der Speisen u. s. w. Die Hauptbeschäftigung bildet die Arbeit in Hof und Scheunen, Stall, Wiese und Feld, wozu die Kinder je nach ihrer körperlichen Entwicklung und Kraft verwendet werden. — Die Erzieher sind bei allen Arbeiten selbst thätig, geben das Beispiel zu freudiger Arbeitsamkeit, leiten zu allen einzelnen Beschäftigungen an und bieten den Schwächeren die nöthige Handreichung. Daher auch die Lust zur Arbeit, die bei allen, selbst bei den Trägen und Verdrossenen, schon nach kurzem Aufenthalte in der Anstalt erwacht. Durch die selbstthätige Theilnahme des Erziehers an der Arbeit und durch die umsichtige Anleitung wird zugleich erreicht, daß die Kinder in kurzer Zeit viel Geschick und Fertigkeit in den einzelnen Arbeiten erlangen. Hievon geben die mit den Anstalten verbundenen Landwirthschaften, welche zum großen Theil durch die Kinder besorgt werden, Zeugniß. Die Felder sind sauber bestellt, die Gärten, Wiesen und Obstpflanzungen sorgfältig gepflegt, das Nutz- und Arbeitsvieh zeigt Gedeihen, im Hofe und Stalle herrscht die größte Reinlichkeit und Ordnung, kurz die ganze Landwirthschaft bietet das Bild eines durchaus geregelten Wirthschaftsbetriebes. — Die Stufe des Schulunterrichtes selbst ist die einer guten Volksschule.

Was zu förderst die Weckung und Belebung des religiösen Sinnes der Kinder betrifft, was der Ausgangs- und Mittelpunkt aller Erziehung ist und woran sich alles gleichsam anreihen soll, so dienen hierzu die Morgen- und Abendandachten, der Religionsunterricht und der Besuch des öffentlichen Gottesdienstes. — Der eigentliche Schulunterricht umfaßt Lesen, Schreiben, Rechnen, das nothwendige der deutschen Sprachlehre, Zeichnen und etwas Naturkunde. Von der vaterländischen Geschichte und Erdbeschreibung wird das Nöthigste in gelegentlichen Erholungsstunden gelehrt, der eigentliche Unterricht fällt auf die Wintermonate, zur Sommerszeit fällt derselbe entweder ganz aus, oder wird als Uebung und Wiederholung betrieben. —

In allen Anstalten findet möglichste Einfachheit in Kost, Wohnung, Bekleidung wie in der ganzen Lebensweise der Kinder statt. Denn die Kinder, die hier aufgenommen werden, müssen nach vollendeter Erziehung wieder hinaus in diejenigen Verhältnisse, in welche die Kinder ärmerer Leute sonst

log der Berechnung in der Schweiz mit jährlichen 2000 bis 3000 Fr. wären doch nicht so bedeutend, um von der Errichtung solcher gemeinnütziger Anstalten abzuhalten. Wird doch dermalen für Vagabunden im jedem Bezirk alljährlich mindestens das 10fache dieses Betrages hinausgegeben. Wenn Staat, Land, Bezirke, Gemeinden, Vereine und einzelne Wohlthäter und Menschenfreunde zusammenwirken sollte dieses Ziel doch bald erreicht werden können. Hier wären Subventionen am rechten Platze, handelt es sich doch nicht allein, ordentliche Menschen und Staatsbürger sowie tüchtige Arbeiter zu bilden, sondern auch niedere Ackerbauschulen und Musterwirthschaften zugleich für jeden Bezirk zu errichten. — Würde die Sache recht in die Hand genommen und durchgeführt wie in der Schweiz, in Deutschland u. s. f. so würden die Folgen für die Fortschritte der Landeskultur bald ersichtlich werden und weit günstiger sein, als die so mancher kostspieliger Experimente, welche mit öffentlichen Mitteln gemacht werden. Wir empfehlen die baldige Lösung der Frage der Armenschulen und Rettungsanstalten unserer Regierung und unseren Abgeordneten auf das Dringendste.

Vom Geld und dessen guter Verwendung.

Wir haben gesehen, daß die Wirthschaft am Rosenhof an Ertrag bedeutend zugenommen hat, daher auch der Werth derselben stetig steigt. Es dürfte mancher unserer freundlicher Leser zu wissen wünschen, welchen Einfluß dieser zunehmende Wohlstand auf die Lebensweise der Familie Berger äußert.

So manche Aeltern plagen und mühen sich, um nur recht viel Geld und Gut zusammen zu bringen, damit sie sich dann in die Ruhe setzen und ihren Kindern Vermögen hinterlassen können. Wenn solche aber gleich selbst vor keiner Anstrengung sich gescheut haben, ihr Vermögen zu vermehren und sich besonders anfangs alle Entbehrungen auferlegt haben, so gewöhnen sie doch nur zu oft ihre Kinder an alle Genüsse des Lebens, können ihnen keinen Wunsch versagen und streben, selbe in die sogenannte höhere Gesellschaft zu bringen. Der Sohn muß studiren, wenn er auch weder Lust noch Geschick dazu hat, oder man sucht für ihn eine Stel-

lung beim Militär zu erringen. — Die Töchter werden an alle Bedürfnisse noblen Lebens frühzeitig gewöhnt, sie müssen bei allen Unterhaltungen dabei sein und das Hauptstreben ist, sie an Jemand zu verheiraten, welcher Stellung und Titel besitzt. — Bei dieser Jagd nach Reichthum, nach äusserem Glanz und Flitter erblüht aber kein wahres Glück und oft genug gehen solche Vermögen schneller wieder verloren als sie gewonnen wurden.

Anders war es am Rosenhof. Berger erkannte wohl den Werth des Geldes und eines schuldenfreien Gutes, daher suchte er das Erworbene zu erhalten; aber der Geldgewinn war für ihn nicht die Hauptsache. Er selbst hatte wenig Bedürfnisse und seine Gattin ebenfalls; ihre Kinder waren einfach erzogen worden. Nicht, daß es ihnen an Bildung des Herzens und Geistes fehlte, diese besassen sie im reichen Maße und waren eben deßhalb auch ohne plaudernde Gesellschaft, ohne prunkende und kostspielige Unterhaltungen in ihrem beschränkten Kreise glücklich und zufrieden, um so mehr als sie lebhaftes Gefühl für die Reize und Wunder der Natur hatten und nützliche Thätigkeit keine Langeweile aufkommen ließ.

Berger war fest im Glauben, daß die Zeit unseres Erdenwallens nur ein Uebergang zu einem besseren Dasein, daß hier nicht unsere wahre Heimat sei; aber er hegte auch die innige Ueberzeugung, daß die Zeit, welche wir in dieser sterblichen Hülle auf diesem Planeten zubringen, benützt werden müsse zu unserer eigenen Veredlung, so wie zu der unserer Mitmenschen und zur Verschönerung und Verbesserung dieses Daseins, daß wir uns bemühen müßten, das verlorene Paradies wieder zu gewinnen. Die reine Lehre des Heilandes, die Religion der Liebe war sein Leitstern. Und nur mit diesem Glauben, mit diesem festen Gottvertrauen kann der Mensch die Widerwärtigkeiten dieses Lebens mit Geduld ertragen, wahrhaft und dauernd Gutes wirken. Berger hatte das Glück, eine Lebensgefährtin gefunden zu haben, welche mit ihm übereinstimmte, und so konnte es nicht fehlen, daß durch Erziehung und Beispiel auch die Kinder gut geartet wurden.

Wie gesagt, Bergers Vermögensverhältnisse hatten sich günstig gestaltet, aber alles war mit redlicher Arbeit errungen worden. Geld- oder andere Spekulationen machte er keine.

Grundsatz war, nicht mehr auszugeben als man einnimmt und immer einen gewissen Betrag für unvorhergesehene Ausgaben in Reserve zu halten. Wenn auch sparsam, liebte er doch nicht das Zusammenscharren von Geld und Geldeswerth, das immerwährende Kapitalisiren der Ersparnisse, er war eben sparsam zur rechten Zeit und am rechten Ort. Außer den Einkünften aus der Wirthschaft hatte er noch eine Rente der mit der Wienersparkasse vereinigten Versorgungs-Anstalt. Diese Einlagen, die eine anfangs geringe, mit dem Alter jedoch steigende Rente abwerfen, verdankte er der Fürsorge seines Vaters. Was er von seinem Einkommen erübrigte, verwendete er zu einem Theile zur Verbesserung des Gutes, zum andern, indem er in oberwähnter Versorgungs-Anstalt Einlagen machte, um seinen Kindern eine Rente für das höhere Alter zu sichern, endlich, und das war nicht der kleinste Theil, zu wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken. Um seine Kräfte nicht zu sehr zu zersplittern, hatte er sich eben einen engeren Wirkungskreis gesetzt, suchte aber in diesem seine Pflicht als Mensch und Staatsbürger auf's Gewissenhafteste zu erfüllen.

Tiefes Mitleid ergriff ihn, wenn er sah, wie so viele Kinder, eben so berufen, edlere, bessere Menschen zu werden, als nützliche Glieder der Gesellschaft zu wirken, verkommen, geistig und körperlich verwahrlosen sah. Das war das Einzige, weßwegen er bedauerte nicht in der Lage zu sein, ausgiebigeres zum Besten der Menschheit wirken zu können. — Neuerdings angeregt durch die Erfolge entsprechender Anstalten in anderen Ländern, wovon er sich selbst zu überzeugen Gelegenheit hatte, angeregt durch die Berichte seines Sohnes Norbert über seinen Aufenthalt in der Schweiz und durch seiner Tochter Rosa barmherziges Wirken, kam er zu dem Entschluß, eine solche Armenschule als Muster in's Leben zu rufen; er hegte die Ueberzeugung, daß beim Gedeihen derselben diese bald Nachahmung finden und die Zahl solcher wohlthätiger Anstalten, auch in unserem Vaterlande sich bald vermehren würden.

Im Frühjahre 1877 reiste er in die Schweiz, um mehrere solcher Anstalten genauer kennen zu lernen und besuchte hier vorerst Bonstetten, welcher ihn in seinen Bestrebungen in jeder Weise unterstützte. Er fand sich bald heimisch in

diesem Familienkreise, welcher mit dem seinen so viele Aehnlichkeit hatte. Durch den Aufenthalt seines Sohnes daselbst und die noch fortgesetzte freundliche Korrespondenz, waren sie sich ja nicht mehr fremd. — Es that ihm wohl von seinem Norbert so liebevoll sprechen zu hören und dessen Lob klang besonders süß aus dem Munde der holden Bertha, einer Tochter des Hauses, die mit Anna in gleichem Alter stand. Bonstetten meinte, Berger sollte den Rosenhof verkaufen und ein an das seine anstoßendes Gut ankaufen; sie wollten da ein recht angenehmes freundnachbarliches Leben führen. Aber er widerstand dieser Versuchung, weil er eben den Glauben nicht verloren hatte und nicht verlieren wollte, daß bei allen trüben Aussichten der Gegenwart, doch auch für Oesterreich dauernde Ruhe, eine nicht mehr unterbrochene Zeit des Fortschreitens und des Gedeihens eintreten würde, daher er auf seinem selbstgewählten Posten im Vaterlande ausharren und für dasselbe wirken wolle bis an sein Ende.

Nachdem er verschiedene Armenschulen und Rettungs-Anstalten besucht und sich über das Wesen derselben genaue Kenntniß verschafft hatte, nahm er Abschied von der ihm so sympathischen Familie Bonstetten, bei welcher Gelegenheit ihm Bertha ein Edelweißsträußchen für Norbert, mit dem Bemerken mitgab, daß es von jener Pflanze sei, die ihr Norbert vor seiner Heimreise vom Hochgebirge gebracht habe und welche in ihr Gärtchen verpflanzt, vortrefflich gedeihe.

Als Berger nach Hause kam, fand er eine Veränderung, welche er nicht erwartet hatte. Die Ausnehmersleute am Bichl waren kurz nach einander gestorben, zu seinem lebhaften Bedauern. Er hatte diese braven Leute sehr geschätzt und hätte gewünscht, daß selbe noch lange ihre Ruhetage genießen möchten. Die Bichlbäurin war schon längere Zeit kränklich und hatte in Rosa stets eine liebevolle Pflegerin; ihr Mann war erst nach der Abreise Bergers erkrankt, gleichwohl vor seinem Weibe gestorben, die ihn nur wenige Tage überlebte. Sie hatten eine letztwillige Anordnung im Beisein dreier Zeugen, worunter der Gemeinderath Pointner vom Kogel, getroffen und weil sie keine nahen Verwandten hatten, ihr Vermögen mit Ausnahme einiger kleinen Legate für Pathenkinder, zur Hälfte Berger, zur anderen dessen Tochter Rosa vermacht, ersterem, wie im Testamente stand, weil sie

ihm überhaupt die Erhaltung ihres Vermögens und ihrer sorgenfreien Tage verdankten, Rosa für die treue, aufopfernde Pflege. — Nach Abzug der Legate, Auslagen und Taxen, verblieben noch etwa 4000 fl., welche am Hause Bichl sichergestellt waren. Berger wie Rosa erklärten das Vermächtniß wohl anzunehmen, aber dasselbe zu gemeinnützigen Zwecken zu verwenden und was lag näher, als dieses unerwartete Einkommen der zu gründenden Armenschule zuzuwenden.

Berger entwickelte nun eine rastlose Thätigkeit, um für dieses Unternehmen Theilnahme und Unterstützung zu gewinnen. — Er veranlaßte Besprechungen der Gemeindevorsteher des Bezirkes, gewann für die Sache einflußreiche Personen, wie den Herrn Pfarrer von Laufenberg u. m. a., brachte einen Antrag im Bezirksschulrathe ein u. s. f. Der Erfolg war allseits ein günstiger. Mehrere Gemeinden sicherten jährliche Beiträge gegen dem zu, daß eine gewisse Anzahl Kinder aus ihrem Gemeindegebiet aufgenommen würden; Privat-Wohlthätigkeit spendete manchen nicht unbedeutenden Beitrag, der vom Bezirksschulrath einstimmig angenommene Antrag, eine Subvention für die Anstalt zu erwirken, wurde günstig erledigt; es konnte daher alsbald weiter gearbeitet werden. Es war mehrseits der Wunsch ausgesprochen worden, nicht nur Knaben, sondern auch Mädchen in die Anstalt aufzunehmen; Berger schlug vor, dieserwegen zwei abgesonderte aber doch im Zusammenhange stehende Abtheilungen zu errichten, die Knaben am Bichl, die Mädchen am Rosenhof unterzubringen. Die Zahl der ersteren vorläufig auf 20, die der letzteren auf 12 zu bestimmen, und als Ziel der Schule vorzugsweise die Heranbildung tüchtiger landwirthschaftlicher Arbeiter und braver geschickter Viehmägde im Auge zu behalten. Er erklärte hierzu seine beiden Realitäten zur Verfügung zu stellen, die nöthigen Adaptirungen und Einrichtung aus Eigenem zu besorgen. — Für den Anfang werde sein Sohn Norbert die Armenlehrerstelle übernehmen, seine Tochter Rosa ihn darin unterstützen und Berger selbst die Leitung der Anstalt in die Hand zu nehmen.

Die Gesammtauslagen für 32 Kinder berechneten sich mit beiläufig 3000 fl. und sollten dieselben in folgender Weise bedeckt werden: Es liegen Erklärungen von Gemeinden vor, für 24 Kinder Jahresbeiträge à 50 fl. leisten zu wollen,

macht 1200 fl. Einzelne Wohlthäter, worunter Rosa Berger haben jährlich 400 fl. gezeichnet, so daß noch ein Abgang von 1400 fl. blieb, welcher durch die Subvention gedeckt wird.

Die nöthigen einfachen Baulichkeiten wurden sofort in Angriff genommen und alle Vorbereitungen getroffen, daß die Anstalt mit Frühjahr 1878 eröffnet werden kann. Gesuche um Aufnahme in diese laufen bereits zahlreich ein und ist voraus zu sehen, daß die Schule, mit der vollen Anzahl der Zöglinge wird eröffnet werden können.

Ein Rundgang.

Den ersten Theil unserer Erzählung haben wir damit begonnen, die Leser mit den Rosenhof und dessen Umgebung bekannt zu machen und sie hierbei eingeladen, die Familie auf einem Spaziergange durch die Fluren zu begleiten. Es war das zu Anfang des Sommers 1858 an einem schönen Sonntag Nachmittag. Seither ist eine Reihe von Jahren verflossen und wir laden den freundlichen Leser ein, an einem eben so schönen Herbsttage unter der Woche mit uns eine Rundschau vorzunehmen und wollen wir daher unseren Freund Berger begleiten. — Der erste Gang führt uns den Feldern entlang abwärts zur Kirche und Schule. Wir kommen zuerst zu dem mit Hackfrucht bestellten Feld; Kartoffeln sind ausgenommen, die Maiskolben sind ausgebrochen und nur die Stängel warten der sie ausziehenden starken Hand. Prachtvoll sind die Burgunderrüben, die trotzdem wir gerade in der Hälfte des Oktobers sind, noch am Felde stehen, man sieht weder Lücken noch Unkraut, auffallend ist die nahezu gleichmäßige Größe derselben und daß jede Rübe noch mit ihrem Blätterschopfe dasteht. Es sind alle von der gelben Leutewitzer Sorte und schätzt Berger den Ertrag des mit selben besetzten Joches auf mindestens tausend Zentner Rüben. Das 2. Feld sehen wir dicht mit jungen Klee bestanden, auch bei genauer Nachsicht kann man keine Spur von Kleeseide entdecken; Gerste stand heuer auf diesem Felde ziemlich schütter, desto üppiger hat sich der mit selber gebaute Rothklee entwickelt. Das 3. Feld ist mit Weizen bebaut, der nach gut bestandenem Klee folgte; die Saat läuft gleichmäßig und kräftig auf. Das 4. Feld endlich, welches dieses Jahr ausnehmend schönen Weizen getragen, ist bereits für den Winter hergerichtet, auf 9 Zoll

Tiefe mit dem Kamenzer-Pflug gewendet und man kann sich, betrachtet man dieses gleichmäßige gut aussehende Erdreich, nicht vorstellen, daß auf diesem Felde außer Disteln und anderem bösen Unkraut fast nichts recht wachsen wollte; aber es gab da auch ein gutes Stück Arbeit mit Entwässern, Steine ausgraben und wiederholtem Erde führen. Die die Aecker umsäumenden Anger sind rein gehalten, dicht mit Gras bewachsen und die daraufstehenden Obstbaumreihen zeigen kräftiges Gedeihen, während die lebendigen in Schnitt gehaltenen Gehäge, welche die einzelnen Felder von einander scheiden, dem Ganzen ein besonders freundliches Ansehen geben. Die oberen leitigen Theile dieser Aecker sind großentheils mit Kleegras bebaut, theils umgeackert, von einem leuchtet Winterkorn saatgrün herab. Ober den Aeckern sind die Wässerungswiesen, welche so viel Arbeit veranlaßten, aber durch Mengen vorzüglichen Futters bereits längst abbezahlt haben. Zwischen diesen und den Grenzfelsen ist Niederwald mit übergehaltenen Eichen und Ahornen und fällt uns auch eine beinahe die ganze Lehne ober den Aeckern und Wiesen entlang laufende Doppelreihe von edlen Kastanien auf, die vor etwa 20 Jahren gesetzt, recht gut gedeihen und welche, weil ihnen nach und nach die unteren Aeste knapp am Stamme weggenommen wurden, gerade Stämme bilden und den Wieswachs wenig oder gar nicht beeinträchtigen.

Wir sind hier an einer Grenze der Besitzung angelangt und können uns nicht versagen, diese zu überschreiten, um zu dem freundlichen Schulhause, welches neben der nett gehaltenen Filialkirche steht, zu gelangen. Eben ist der Nachmittags-Unterricht beendet und die Schüler verlassen, begleitet von den Lehrern die Schule; ein freundliches Grüßgott tönt uns von der sich nach allen Richtungen zerstreuenden Schuljugend entgegen. Einer der Lehrer begibt sich mit einigen Kindern in den Schulgarten um ihnen einiges Gemüse und Obst als Lohn ihres Fleißes mit nach Hause zu geben, während die Mädchen jede noch ein nettes Blumensträußchen sich abpflücken können; mit vielem Danke nehmen die Kinder diese Gaben in Empfang und wandern fröhlich dem Sonnberge zu. Wir aber bleiben noch hier und der Lehrer führt uns in dem ansehnlichen Schulgarten herum und kann nicht genug rühmen, mit welcher Vorliebe fast alle Kinder, besonders

während der Mittagszeit, wo sie sonst herumtollten und lärmten, sich im Garten aufhalten, mit welcher Sorgfalt sie die ihnen anvertrauten Beete pflegen, wie jedes das Beste haben wolle, aber sie doch fern von Neid und Bosheit eines dem andern besonders größere den kleineren Kindern behilflich sind; es gäbe keine empfindlichere Strafe für die Kinder, als wenn sie für eine Zeit lang vom Schulgarten ausgeschlossen werden. Die Anzahl der separaten Beete beträgt genau so viele als die Anzahl der Schüler, also etwas über Hundert, jedes derselben hat 20 □Meter Flächenraum. Da den Kindern ziemlich freier Spielraum in Benützung der Beete gelassen wird, so ist diese eine mannigfaltige und gewährt die Beobachtung derselben viel Interesse. Doch unser Raum ist beschränkt, daher weiter.

Nicht weit entfernt von der Kirche, sind eben drei kleine Häuser in Bau, zwei derselben nahezu vollendet. Sie werden solid gebaut und sehen recht nett aus, mit ihren Vorgärten und dem sie umgebenden eingezäunten Grundstücke. Berger theilt uns mit, daß diese Neubauten drei tüchtigen Gewerbsleuten angehören, einem Zeugschmied, einem Wagner und einem Tischler. Obwohl gerade kein besonderer Freund vom Kleinhäuser bauen und Grundzerstückeln, habe er doch den Verkauf von je einem Joch Grund à 400 fl. an diese Leute beim Gemeinde-Ausschusse befürwortet und die Baubewilligung ertheilt, denn durch die Ansiedlung braver produktiver Gewerbsleute könne eine Gemeinde nur gewinnen, was jedoch keineswegs der Fall ist, wenn über Bedarf Wirthshäuser, Brauntweinschänken, Krämereien und Greißlereien errichtet werden, daher auch gegen die Vermehrung solch unproduktiver Gewerbe er mit aller Entschiedenheit sich wehre. Berger sprach mit den Bauleuten und Eigenthümern, lobte die solide Ausführung der Bauten und versprach bei Anlage der Gärten und Obstbaumpflanzungen ihnen behülflich zu sein.

Wieder zurückkehrend gehen wir am gut gehaltenen Fahrtwege, dem Bache entlang aufwärts; der Bach ist größtentheils von Gesträuch umsäumt und in dem Wassertümpeln treiben Forellen ihr munteres Spiel, ein Anblick, der uns überrascht, weil in der Regel alle solche, früher fischreichen Wässer verödet, ausgebeutet sind, an welchen Uebelstande der Mangel eines zweckmäßigen Fischereigesetzes und die Nichtbe-

achtung noch zu Recht bestehender Verhältnisse schuld trägt. Als Fischereiberechtigt in Freienthal erscheint immer noch die ehemalige Herrschaft Laufenberg. Um nun das immerhin nicht werthlose Fischwasser in Stand zu erhalten, bis ein neues Gesetz dasselbe entweder den Anrainern oder den Gemeinden zuweist, hat Berger namens der Gemeinde dasselbe um ein Billiges gepachtet, und wird dasselbe nicht nur vom Gemeindediener, sondern auch von den Anrainern sorgfältig überwacht. Berger hat das Fischwasser von der Gemeinde in Afterpacht genommen und vertheilt den Betrag an die Anrainer nach Maßgabe der Länge ihrer Bachgrenze.

Rechts haben wir die große Bergwiese vor uns, die gegen die Straße größtentheils mit Steinmauern abgegrenzt ist. Wir überschreiten nun diese Wiese, um zur Hochweide zu gelangen, wo viele Leute mit dem Putzen der Weide durch Abmähen der Farne und anderen vom Vieh verschmähten Pflanzen beschäftigt sind, während andere das bereits früher gemähte zusammenrechen und auf zusammengelegte Aeste werfen, welche sogenannte Reise dann zu den in der Wiese befindlichen Streuriesen gezogen werden. Wir können uns nicht versagen, etwas in die angrenzenden von der Weide abgehegten Jungmaise zu blicken, deren herrliches Gedeihen uns frisch anmuthet. Nun gehts wieder dem Hause, dem Rosenhof zu. Wir hätten da vieles zu bemerken. Außer den musterhaften Düngerstätten fallen uns noch eine ganze Reihe von Komposthaufen auf, deren Hauptbestandtheile Mergel und Moorerde bilden und welche mittelst der Pumpen von den Jauchegruben aus überspritzt werden können. Es liegen da wenigstens 3000 Fuhren beisammen, wovon jeden Winter die Hälfte weggeführt und durch neuangelegte ergänzt wird. Berger sagte uns, daß, seit mit Maschinen gedroschen und Futter geschnitten wird, diese Erdarbeiten leichter bewältigt werden, weil er in der Lage ist, durch die große Zeitersparniß alle für Arbeiten im Freien passenden Tage hierzu zu benützen. Wir werfen einen Blick in den Kuhstall und sind überrascht von der stattlichen Reihe schöner gleichartiger Kühe, die alle die Kennzeichen der Milchergibigkeit an sich tragen. Nachdem wir der Milchkammer mit dem sie durchfließenden kalten Wasser, Aufmersamkeit gewidmet und dem Käsen zugeschaut haben, treten wir in den Garten vor dem Hause mit der

bekannten Rosenlaube. Es ist so angenehm warm an diesem Plätzchen, daß wir der freundlichen Einladung der Hausfrau, welche eben beschäftigt ist, die Jause für die Arbeitsleute auf der Hochweide zusammen zu richten, Folge leisten und hier ausruhen. Jung Anna hat schnell den Tisch gedeckt und denselben mit schmackhaften Brod, Butter, Käse und goldigen Honig besetzt, auch ein Körbchen mit edlem Herbstobst fehlt nicht und sie schenkt die Gläser mit perlendem Obstweine voll. — Nachdem sie versprochen, im Bichl mit uns zusammenzutreffen, wo sie beim Jungvieh und dem Muni nachschauen und diesen eine Maulgabe bringen müsse, trägt sie mit Beihülfe einer Magd Jausenbrod, Most und Zieger den Berg hinauf. Uns leistet die Hausfrau Gesellschaft und unter freundlichem, anregendem Geplauder lassen wir uns die Produkte der Wirthschaft wohl schmecken; dann setzen wir die Wanderung fort, welche uns über den Bach durch die Gartenanlagen führt. Wir besichtigen die Baumschulen, welche bei der Erziehung ohne Pfahl kräftig gedeihen, bewundern den schönen, gut gepflegten Gemüsegarten, mit seinen Blumenrabatten und erfreuen uns besonders an dem Anblick der Obstbäume, die in Cordon, Zwerg- und halbstämmiger Form gezogen sind, von denen die meisten noch Früchte haben, mehrere mit solchen voll hängen. Hier treffen wir Rosa mit ihren vier Schützlingen, denn um das nun abermals verwaiste Mädchen am Bichl hat sie sich auch angenommen. Sie sind eben mit Obstpflücken beschäftigt; es ist ein Vergnügen zu sehen, wie nett und gewandt dabei verfahren wird und mit welchem Eifer die Kinder den Weisungen ihrer Lehrerin nachkommen. Sorgfältig werden die verschiedenen Obstsorten gepflügt und jede Sorte für sich in die bereitstehenden Körbe gelegt; wir sehen da mit rothen Herbstkalvill, Melonenäpfel, weißen Herbstbutterbirnen, Oktoberpflaumen u. s. w. die Körbe und Körbchen füllen. Nachdem sich Rosa mit ihrem Vater besprochen, welche Obstsorten bald gepflückt, welche noch eine Weile am Baume belassen werden sollen, geht es weiter, an wohlbesetzten Bienenständen vorüber, auf den Epheufelsen. Von dessen Höhe, woselbst sich ein kleiner Alpenpflanzengarten befindet, übersehen wir das freundliche Thal, erblicken auf der Hochweide alles in voller Thätigkeit, während wir am Waldessaume der Ebenweide ruhig

mehrere Rehe äsen sehen und vom Bichl das Geläute der Rinder auf der Grummetweide herübertönt.

Wir durchschreiten nun die Ebenweide, betrachten die rasch arbeitende Säge und steigen zu dem Teich hinauf, an dessen Ufer große Mengen Torfes aufgeschlichtet sind; wir bewundern die Entwässerungsarbeiten an der nassen Wiese und den durch Komposterde und Torfasche ganz veräuderten Pflanzenwuchs, kommen an zwei mächtigen Streuschobern vorüber zum Hause Bichl, wo die einfachen aber zweckentsprechenden Erweiterungsbauten zur Aufnahme der Zöglinge der Armenschule bereits vollendet sind.

Indem wir uns den zu Futter liegenden Feldern ob dem Hause zuwenden, hören wir schon Anna das Vieh locken, welches im Eilschritt von der Höhe herab kommt und dem sie jedem seinen Antheil an der Maulgabe reicht, mit Mühe sich der zudringlichen Liebkosungen erwehrend; Muni der junge Stier, ein wunderschönes Thier, läßt sich aber nicht abweisen, legt seinen dicken Kopf auf ihre Schulter und sucht, während sie ihn am Halse kraut, ihr das Gesicht mit seiner rauhen Zunge abzulecken. Wir umwandern nun, begleitet von der munteren Anna, die uns von Bleaml und Hirschl, von der Rammel und Gamsel erzählt, die Felder und besehen die neuen Obstanlagen. Da ertönt von der Höhe, über welche der Gehweg von Laufenberg herüberführt ein Jauchzer und dann ein zweiter, während zwei Mann in Uniform sichtbar werden. Das sind ja unsere Soldaten, ruft Anna aus, unser Norbert und — unser — sagt Berger lächelnd — ja der Pold — fügt Anna erröthend hinzu. Die beiden sind indessen etwas näher gekommen und stimmen das bekannte Tirolerlied, vom flachshaaraten Dirndl an; nachdem sie uns bemerkt, schreiten sie rasch in gerader Richtung vorwärts, überspringen gewandt die Zäune und sind bei uns.

Groß ist die Freude des Wiedersehens, um so mehr, als nun ihre Dienstzeit vollstreckt ist und sie nun in der lieben Heimat bleiben können. Wieder auf kurze Zeit sagte Berger zu Norbert; du willst ja die Lehrerprüfung machen? Die ist überstanden, lautete die Antwort, und gut ausgefallen, hier das Zeugniß. Ich habe die letztere Zeit recht fleißig studirt, und hätte schon vor 14 Tagen kommen können, so aber habe ich mich gleich zur Prüfung gemeldet. Pold ist auch

noch geblieben, mir zu lieb, damit wir mit einander heimkehren können, wie wir mitsammen fortgezogen sind. Nun überlassen wir die lieben Leute sich und ihren Angehörigen, den wir wollen heute noch zur Bahnstation und es beginnt bald zu dunkeln; wir schlagen die Richtung ein, welche die beiden herabgekommen sind, gehen aber dem gebahnten Wege nach, ohne die Zäune zu überklettern.

Fröhliche Weihnacht.

Der Herbst war andauernd schön, daher konnten alle für diese Jahreszeit bestimmten Arbeiten vollendet werden; das Jahr war ein gesegnetes und half dem Landmann hinaus über die Unannehmlichkeiten, welche Geschäftsstockung und Geldmangel sonst auch auf ihn geäußert haben würden. Dezember brachte, wie es sein soll, Schnee und zu Weihnacht gab's eine gute Schlittenbahn.

Weihnacht, das liebliche Fest der Christenheit, sollte dieses Jahr am Rosenhof besonders gefeiert werden, waren doch die Angehörigen des Hauses alle versammelt, auch Maria die Lehrersfrau war gekommen. Am heiligen Abend verfügte sich Berger mit Norbert in das Schulhaus, wo Rosa bereits den ganzen Nachmittag thätig war. Es war in einem Schulzimmer ein großer Christbaum aufgestellt und sämmtliche Schulkinder eingeladen worden, auch so manche Aeltern der Kinder hatten sich eingefunden, denn dieser neue Brauch, welcher seit einigen Jahren eingeführt worden war, hatte nach und nach Beifall gefunden.

Berger hielt eine herzliche Ansprache an die Kinder, sie aufforderend in Freud und Leid vertrauensvoll den Blick nach Oben zu richten, von wo jede gute Gabe kommt, deren beste und immer wiederkehrende wohl das heilige Christkind sei. Der Oberlehrer ermahnte die Kinder zur Liebe, Folgsamkeit und Dankbarkeit gegen Aeltern und deren Stellvertreter, so wie gegen alle jene Wohlthäter, denen sie nächst Gott so viel Liebes und Gutes verdanken. Es folgte nun ein kurzes andächtiges Gebet der Versammelten und ein Weihnachtsgesang der Kinder, dann wurden die Gaben vertheilt. Jedes Kind erhielt etwas Zweckmäßiges und Nützliches, daß der Armen besonders gedacht wurde, ist wohl selbstverständlich.

Berger und die Seinen verließen von Dankbezeugungen und Segenswünschen begleitet die Schule und während Norbert und Rosa voraus nach Hause wanderten, begab sich Berger, vom Kogler seinem alten Nachbar und Freund begleitet, ins Gemeindewirthshaus, wohin eben ein Schlitten gefahren war. Er kam nach kurzem Aufenthalte in Gesellschaft heim, es gelang ihm jedoch, diese so unterzubringen, daß die Kinder nichts davon merkten. Er suchte Mutter Anna auf und unterredete sich eifrig mit ihr, worauf er sie in sein Arbeitszimmer, worin sich zwei Fremde befanden, führte. Endlich kam die ganze Familie in der großen Stube zum Christbaum zusammen, auch die Hausleute empfingen hier Gaben und die Familie beschenkte sich gegenseitig. Die letztere war nun allein, die Lichter am Baume brannten noch hell, da äußerte der Hausvater, daß für Norbert und Anna noch eine besondere Ueberraschung aufgespart sei, und es erschien an jeder der beiden Zimmerthüren eine Gestalt, eine kräftige männliche in der einen, eine anmuthige weibliche in der andern. — Gott, was seh ich, Bertha rief Norbert und — der Pold staunte Anna. — Berger hatte die Neigungen seiner Kinder beobachtet und war bemüht, ihre stillen Wünsche zu erfüllen. Als er zuletzt bei Bonstetten war und die Neigung Berthas für Norbert erkannte, sprach er mit den Aeltern darüber; ein späterer Briefwechsel hatte zum Resultat, das Bonstetten in die Verlobung Berthas mit Norbert einwilligte und zusagte, am Weihnachtsabend selbst mit seiner Tochter am Rosenhof einzutreffen. Anderseits hatte der Nachbar ihm vertraut, daß er seine Wirthschaft seinem einzigen Sohne Leopold übergeben wolle, sobald dieser seine Militärdienstjahre überkommen hatte, wo er sich dann mit seiner Alten auf die kleine Wirthschaft anstoßend ans Kogl, das Reithl, zurückziehen wolle. Berger hatte ihm zugeredet, damit bis zum Frühjahre zu warten. Ein Wort gab das andere, Berger sah, daß der Nachbar etwas auf dem Herzen hatte und nicht recht damit heraus wollte, er hatte auch bemerkt, daß Pold seit einiger Zeit nachdenklich und lange nicht mehr so munter war; — darauf anspielend, brachte er den Kogler zum Reden, der ihm sagte, daß Pold dessen Anna so viel gern habe, sich aber nichts zu sagen traue, weil er glaube, daß Berger mit Anna höher hinaus wollen werde. Dieser versicherte nun,

daß er gar nichts gegen den Pold einzuwenden habe, welcher ein so braver, tüchtiger Mensch sei, und er demselben seine Anna, die wie er glaube, demselben auch nicht abhold sei, gerne geben wolle. Das erfreute den Kogler sehr und es wurde verabredet, daß am Weihnachtsabend die Verlobung gefeiert werden sollte.

Nachdem sich alle von diesen Ueberaschungen erholt hatten, setzte man sich zu einem gemüthlichen Abendmahle zusammen, wobei alle vergnügt und heiter waren, auch Rosa, der man ansah, daß sie an dem Glück und der Zufriedenheit ihrer Geschwister innigen Antheil nahm. Es war bestimmt worden, daß die Hochzeit beider Paare im Frühjahre bald nach Ostern gefeiert werden sollte.

Während ein Theil der Dienstleute zur Christmette nach Laufenberg wanderte, blieb die Familie bis Mitternacht beisammen und voll dankbarer und lieblicher Empfindungen ob des herrlichen Christabendes, wo diesem Hause Heil wiederfahren, begab man sich allseits zur Ruhe.

Ans Fenster gelehnt, blickte Berger noch hinauf, zu dem gestirnten Himmel und betrachtete die leuchtenden und beleuchteten Welten. Ueber den Felsenberge, diesen einrahmend stand der Orion, über dem Kogel aber zitterte das grüne Licht des Sirius, während die Milchstraße mit ihren Sternbildern, mit den Miriaden Welten sich über das Thal spannte. Ob dem Bichl aber blinkte der lieblichste der Planeten, der holde Venusstern. — Halb wachend, halb träumend betrachtete der Mann diese stille Herrlichkeit und bald zogen wirre Bilder an ihm vorüber, die sich nach und nach klärten. Er sah mit den geistigen Auge, wie die Armenschulen gediehen, wie von der Stätte aus, über welcher der helle Planet scheinbar schwebte, sich dieselben ausbreiteten und mehrten zum Segen des Landes. Er sah aber auch die Gewitter und Sturmeswolken, welche unser theures Vaterland von mehreren Seiten bedrohen, sich allgemach verziehen; die Sonne wieder am Himmel erscheinen, überall Ruhe, Friede und Gedeihen einkehren. Der religiöse und Nationalitätenhader war beseitigt, ein gebildeter und wohlhabender Mittelstand bildete die Grundlage des blühenden Staats- und Gemeindewesens; die Regierung war eine echt volksthümliche geworden und das treue Volk vergalt dieses Einlenken in die richtigen

Bahnen dem Regenten aus dem angestammten Hause durch Liebe und Ergebenheit; es war ihm, als wenn er alles dieses noch erleben, noch mit leiblichen Auge sehen sollte.

Da erhob er den Blick wieder zum Stern der Liebe und sah dort in ewig blühenden Gefilden bekannte aber verklärte Gestalten; er erkannte so manche seiner heimgegangenen Lieben, die ihm selig zulächelten. — Ein Schuß von der Anhöhe, woselbst die Leute von der Christmette heimkehrten, weckte ihn aus seinen Träumen. Tief ergriffen, begab auch er sich zur Ruhe, sich durch diese zu stärken zu neuer Thätigkeit. —

Inhalt.

1. Theil von 1848 bis 1868.

Seite

Aus dem österreichischen Gebirge 1
Albert Berger 6
Der Thalhof 9
Gemeinde-Angelegenheiten 16
Politisches 20
Häusliches und Wirthschaftliches 27
Dienstboten-Elend 29
Reaktion 34
Der Mensch denkt, Gott lenkt 36
Berger's Reise 41
Der Rosenhof 45
Eine Musterwirthschaft 47
Berger's weitere Schicksale 74
Ein neuer Pfarrer 80
Das National-Anleihen 83
1859 bis 1861 84
Der neue Bürgermeister von Freyenthal 85
Aus dem Familienleben 86
Ein schlimmer Nachbar 88
Die Arbeitskräfte am Rosenhof 90
Aus dem Gemeindeleben zu Freyenthal 94
Das Vereinswesen 105
Landtagswahlen 110
Der Rosenhof zu Ende 1867 113

II. Theil von 1868 bis Ende 1877.

Allgemeine Betrachtungen 124
Gemeindeangelegenheiten 127
Die Volksschule 132
Vereinswesen 137
Daheim und auf Reisen 141
Vergrößerung der Wirthschaft 151
Lohn der Arbeit 158
Die Armenschulen 163
Vom Geld und dessen guter Verwendung 174
Ein Rundgang 179
Fröhliche Weihnacht 185

U.C. BERKELEY LIBRARIES

C003338996

YC154605